This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

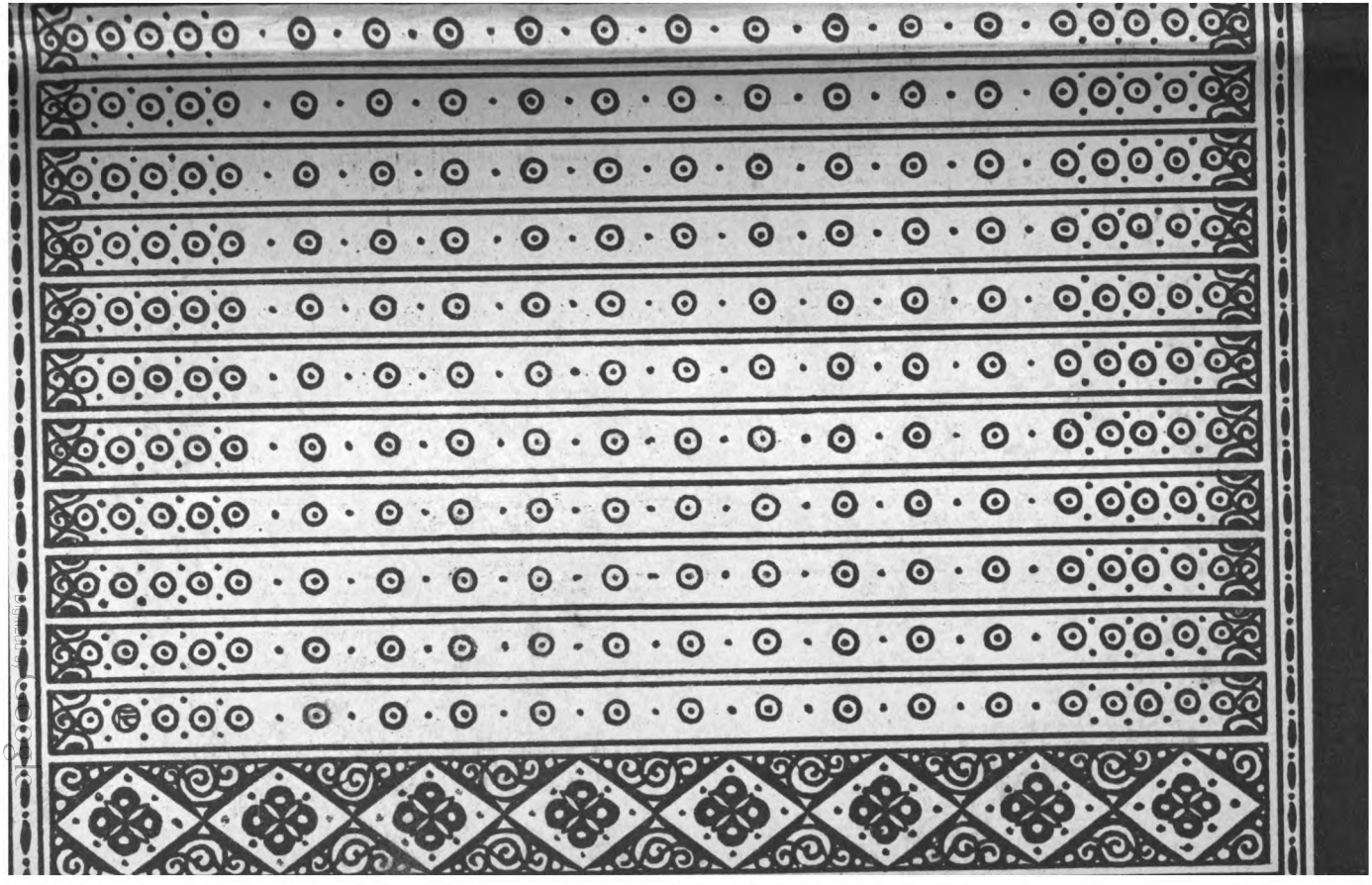
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 766,863

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

1·90

Digitized by Google

Digitized by Google

Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Zwölfter Band

Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832–1866

von

W. Ritter Gründorf v. Zebegény

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wilhelm Ritter Grimm von Zelegny

Digitized by Google

Memoiren eines
erreichischen
alstäblers
1866

er

ény

erausg
Adolf Saager

Vierte Auflage

Robert Lutz · Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Memoiren eines österreichischen Generalstäblers

1832–1866

von

Wilhelm Ritter
Gründorf von Zebegény

herausgegeben von

Adolf Saager

Vierte Auflage

Verlag Robert Lutz Stuttgart

Digitized by Google

DB
90
.Z13
A3
1923

:: :: Alle Rechte vorbehalten :: ::

Druck von Wilhelm Herget in Stuttgart.

Copyright 1913
by Robert Lutz, Stuttgart.

Digitized by Google

661377-129

Geleitwort

von Professor Dr. Hermann Oncken

Digitized by Google

Digitized by Google

Geleitwort

Ich habe diese frischen und farbigen Memoiren eines ehemaligen österreichischen Offiziers umso lieber gelesen, je weniger mir derartige, in den lebendigen Geist des österreichischen Heeres vor fünfzig Jahren einführende Quellen bisher bekannt waren. Die ungeschminkte, offene Art, in der sie sich geben, wirkt gewiß für den Fernerstehenden sehr österreichisch, aber eben darum höchst lebenswahr, und hinterläßt einen sympathischen Eindruck. Ihre kriegsgeschichtlichen Höhepunkte liegen in den Feldzügen von 1859 und 1864: wenn der Erzähler auch nicht selbst an leitender und verantwortlicher Stelle stand, so war er, besonders als Generalstabshauptmann im Jahre 1864, diesen Stellen doch so nahe, daß er interessante Dinge von historischem Quellenwerte zu erzählen weiß. Gerade für den reichsdeutschen Leser wird es wertvoll sein, den schleswig-holsteinischen Feldzug einmal im österreichischen Lager mitzumachen und eine — im Dienste der historischen Objektivität zweckdienliche — schwarzgelbe Ergänzung der preußischen Kriegsmemoiren-Literatur kennen zu lernen. Und in den Tagen, wo die kriegerische Weltspannung Deutschland und Oesterreich so nahe aneinander gerückt hat,

Digitized by Google

wird er gern den Erinnerungen aus der Zeit der letzten österreichisch-preußischen Waffenbrüderschaft folgen und dem alten Kriegsmann, der in Jugendfrische und im eigentlichsten Sinne „Offiziersmemoiren“ schreibt, aufrichtig dankbar sein.

Heidelberg, im März 1913.

Professor Dr. Hermann Oncken.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

Kindheit und Schuljahre.

Meine Geburt im Fürstenzimmer — Herkunft meiner Eltern — Das Leben auf der Riegersburg — Die poetische Begrüßung des Fürsten Lichtenstein — Führung einer russischen Fürstin — Mein Vater wird nach Harrachegg versetzt — Mein Hofmeister und mein Bruder auf Liebespfaden — Don Quichoterieen — Waidwerk — Eine seltene Beute — Examen — Ein schlimmer Kostplatz — Erziehungsmethoden — Bessere Zensuren — Frühreife Vergnügungen — Eine gefährliche Pension — Die Netze der Kunstreiterin — Tanzunterricht — Jugendliebe . . . . . S. 1—18

Die Achtundvierziger Revolution in Graz.

Ein kleiner Komiteeherr — Das ABC der Liebe — Ich verehre eine Schauspielerin, die mich kuriert — Konstitution! — Die Bewaffnung der Technikerlegion — Ich werde Trommler — Großpapas Freude — Die Legionäre beschützen die Jesuiten — Als Wache im Kloster — Bursch — Auf der Proskriptionsliste — Mein Großonkel Azster — Ich werde expropriis Unterkanonier — Der kleine Soldat — In Extrauniform — Nach 8 Tagen Oberkanonier, nach 12 Tagen Lehrer an der Regimentsschule — Oberst Azsters gute Lehren . . . . . S. 18—33

Im Bombardierkorps zu Wien und Olmütz.

In der Phäakenstadt — Empfehlungen — Geister- und Totengeschichten — Der Dienst — Die Gestaltung des Korps — Löhnung — Uniform und Mädchen — Ein Bombardier-Stückl — Der Unterricht — Technische Aufgaben — „Auf die Festung" nach Olmütz — Wiederaufnahme des Unterrichts — Der Onkel als Don Juan — Heiratsabsichten — Rest — Die Trennung — Kaiserlicher Besuch und Ernennung zum Kaiserkadetten — Bei den Domherren — Militärjustiz — Eine Meuterei — Erkrankung — „Artillerie-Akademie" — „Die Fuchtl" — Aus dem Profosenarrest heraus Offizier S. 33—61

Digitized by Google

Als Leutnant auf der Equitation in Ungarn.

Mein schönes Chargenpferd — Ein Wettrennen mit dem Erzherzog Albrecht — Die Kameraden in Gödöllö — Ein Defizit und seine Folgen — Ein Säbelduell — Anstrengende Tätigkeit — Onkel Kiß — Tante Pepi — Ich stelle zwei Rivalinnen zufrieden — Liebe und Patriotismus — Ein Reiterstücklein — Ungarische Gastfreundschaft — Die Waitzener Gesellschaft — Zimmerarrest vor dem Balle — Erwünschter Abmarsch . . . . . S. 61—73

Der Aufmarsch gegen Rußland 1854.

Politische Lage — Oesterreichs Fehler — Landmarsch durch Ungarn, Siebenbürgen und die Bukowina nach Galizien — Magyarische Gastfreundschaft — Galizische Edelleute — Originelle Bettwärmer — Die Kartenlegerin und die gestohlene Uhr — Ein gefährlicher Ritt — Verkommenheit in Galizien — Ein gescheiterter Rettungsversuch an einer Verlorenen — Die schöne Jüdin . . . . . S. 73—81

Lehrer in der Artillerieschulkompagnie, dann Schüler in der Kriegsschule in Wien.

Erfolge als Lehrer — Eine Visitation — Liebeleien — Ein Heiratsplan — Ich werde Nádossys „Balladjutant" — Leistungen auf dem Parkett — Ein toller Ball — Unerwartetes Examen — Prüfung durch den nachmaligen Kriegsminister Kuhn — Der Retter in der Not — Die zwei Konkurrenten — Die Kriegsschule — Die Uebungsmappierung — Heilung einer Kousine — Verlobung mit ihr . . . . . S. 81—103

Der Italienische Krieg I (Montebello).

Generalstabsoffizier! — Ein Pferdehandel — Das Reiterstücklein auf der Schmelz — In den Krieg! — Bruder Adolf — In Triest — Familienangelegenheiten — Als Volontär bei einer Brigade — Uneinigkeit im Kommando — Montebello — Heldenmut und Feigheit — Requisition in Broni — Marsch nach dem Brückenkopf von Vaccarizza — Riskierte Anordnung — Begegnung mit Kuhn — Waghalsige Einquartierung . . . . . S. 103—123

Der Italienische Krieg II (Solferino).

Familienangelegenheiten — Ich fungiere als Arzt — Die Rekognoszierung mit meinem Chef — Ein historisches

Digitized by Google

Rätsel — Eine wichtige Entdeckung — Der gemütliche Korpskommandant — Eine verunglückte Wagenfahrt — Flucht der Kavallerie — Die Verteidigung von Casa bianca — Bei den französischen Offizieren — Nach Goito — Belohnungen — Differenzen — Wegen einer Piquetpartie — Der Magyarismus in der Armee — Mein Chef und der Pfarrer — Allgemeines über den Krieg — Treiben in Verona — Bei Marschall Heß — Audienz beim Kaiser . . . . . S. 123—158

Militärische Eisenbahnstudien.

Im Eisenbahnbüro des Generalstabs 1859 bis 1863 — Bei der Eisenbahnkommission des Deutschen Bundes — In Frankfurt am Main — Glänzendes Leben — Im Hause des österreichischen Militärbevollmächtigten — Ein interessantes Manöver — „Steinberger Kabinett" — Uneinigkeiten am Bundestag und Bismarck — Pläne für den Aufmarsch der Armeen des deutschen Bundes — Anerkennung unserer Arbeit durch den Bund — Trassenrevision der Brennerbahn — Dem Generalstabschef John ist sie „Wurst" — Der Vertreter Benedeks bei der Kommission — Sein Rückzug . . . S. 158—173

Leiter der Truppentransporte nach Dänemark.

Politische Lage — Vorbereitungen für den Truppentransport in Leipzig — Beseitigung der Gegensätze — Ein Champagnergelage und seine peinlichen Folgen — Der Heilige Abend in Berlin — Bei Moltke und Roon — Die Katzenmusik in Nürnberg — Glückliche Erledigung des Zwischenfalls — Eine Nachtsitzung im Kriegsministerium — In den Krieg! — Weitere Vorbereitungen für den Truppentransport in Breslau — Ein Toast des Grafen Ballestrem — Teilung Deutschlands . . . . . S. 173—186

Der Deutsch-Dänische Krieg I (bis zum ersten Rückzug des Feindes).

Im Hauptquartier des F.-M.-Lt. Gablenz — Die Bundestruppen und die preußisch-österreichische Armee — Taktvolles Verhalten der Befehlshaber — In Rendsburg als „interimistischer Gouverneur" — Organisation der Spitäler — Zu Gablenz — Am Königshügel bei Oberselk — Bei den 34ern und bei den Lichtensteinhusaren — Bestrafung eines pflichtvergessenen Obersten — Vor den Danewerken — Die Deputation aus Schleswig — Ritt mit Gablenz nach Schleswig — Verfolgung des Feindes . . . . . S. 186—204

Digitized by Google

Der Deutsch-Dänische Krieg II (bis zum Waffenstillstand in Hadersleben).

Bei Oeversee — Ein kritischer Moment — Drei Bajonettangriffe — Am Verbandsplatz — Das Telegramm nach Wien — Die Verfassung des Armeebefehls und ihre Folgen — Gablenz' Vertrauter — Mit Prinz Albrecht von Preußen — Als Präsidialist — Die Auffassung in Wien — Eine Ansprache und ihre Folgen — Vierwöchentlicher Waffenstillstand — Medaillenverteilung — Gablenz und der Spieler — Mit dem Schlachtenmaler und den Kriegskorrespondenten — Soldatenpoesie . . . . . S. 204—226

Der Deutsch-Dänische Krieg III (bis zur Besetzung der Nordgrenze Jütlands).

Neuer Kriegsplan — Der Kundschaftsdienst bei den Preußen und bei uns — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als Volontär — Ein Hinterhalt — Ich übernehme wieder die Avantgarde — Bei Veile im Feuer — Die Einnahme von Veile — Verfolgung des Feindes — Gablenz' Willenskraft — Ein Wassermarsch — Tolle Rekognoszierung — Ein schwieriger Spionagefall — Einladung zu Prinz Friedrich Karl — Der Marsch nach Skanderborg — Bei Prinz Friedrich Karl . . . . . S. 226—247

Der Deutsch-Dänische Krieg IV (die Besetzung von Jütland).

Kapitän Hammer — Räumung der Festung Friedericia — Ein unliebsamer Zwischenfall — Intrigen gegen Gablenz — Verfassung eines Immediatvortrages — Weitere Kränkungen — Okkupation Jütlands — Die Züchtigung der Stadt Varde — Ein kühner Zug — Politische Gefangene — Kulturelle Höhe der Dänen — Gablenz auf Liebespfaden und sein kleiner Fouché — Achtung vor dem Gesetze — Verpflegung unserer Truppen — Ausschreitungen — Die 3 Wünsche des Kaisers — Gablenz und der Husarenkadett — Politische Lage — Die preußischen Unteroffiziere . . . . . S. 248—269

Der Deutsch-Dänische Krieg V (die Aktion zur See).

Aktion gegen Fünen — Reorganisation des Kundschaftsdienstes — Reise nach Hamburg — Der „Polizei-Ober-Kommissär" als Vermittler — Der Chiffreschlüssel — Depeschen aus Kopenhagen — Tegethoffs Heldentat — Meine Mission bei Tegethoff — Ein unterbrochener Kaisertoast — Bellegardes Entlassungsgeschichte . . . . . S. 270—287

Digitized by Google

Der Deutsch-Dänische Krieg VI (bis zum Friedensschluß).

Kapitän Hammer wird gefangen — Ich werde zur Eröffnung der Friedenspräliminarien abgesandt — Auf dem kleinen Belt — Im Lindencronaschen Schlosse — Politische Vorhersagen — Waffenstillstand — Veränderter Ton der Kundgebungen aus Wien — Ausweisung der Kriegskorrespondenten — Wie ich sie im Guten wegbringe — Urlaub in Wien — Audienz beim Kaiser — Die Hinterladerfrage — Eine Anekdote vom Prinzen Friedrich Karl . . . . . S. 288—305

Nachklänge vom Deutsch-Dänischen Krieg.

Gablenz in Schulden — Er wird kommandierender General in Ungarn — Er wird an den König von Preußen abgesandt — Gablenz „mit leeren Händen" im preußischen Hauptquartier — Seine Pensionierung — Ich sorge dafür, daß Gablenz in Trautenau eine Ruhestätte erhält — Graf Attems-Petzenstein bei der Schleswiger Totenfeier — Seine Belohnung — Wieder in Wien — Mein unvorsichtiges Urteil über unseren Generalstab . . . . . S. 306—319

Landesmappierung in Ungarn.

In Karansebes — Oberleutnant M. — Im „Grünen Baum" — Onkel Baron Zech von Deybach — Leben eines Mappeurs — In Ruszkberg — Der pflichtvergessene Offizier — Beziehungen zu ihm — In Temesvár — Das Ballkleid meiner Frau — Die Katastrophe am Ostersonntag 1866 — Das beabsichtigte Duell mit M. wird verboten — Schlechte Kameradschaft — Ich reiche meinen Abschied ein — Zukunftsabsichten — Zurückziehung des Entlassungsgesuches — Nach Wien berufen . . . . . S. 319—340

Eine verhängnisvolle Säbelaffäre in Wien und ihre Folgen 1866.

Audienz beim Chef des Generalstabskorps F.-M.-L. Henikstein — Der Bescheid des Ehrenrats — Ich suche mir Sekundanten — M. rempelt mich an — Die Säbelaffäre — Man ergreift Partei gegen mich — Im Spital — Auf der Beobachtungsabteilung — Seelenqualen — Ich beschreibe den ganzen Hergang in einem Memorandum — Kurgebrauch in Baden — Meine Situation — Gablenz' Interventionsversuch — Das Wiedersehen mit Maria Geistinger — Graf Chorinsky — Das Telegramm von Nachod — Ein Wespennest — Liebes-

Digitized by Google

bedürftige Strohwitwen — Der blaue Bogen — Par ordre du Mufti — Das Kriegsgericht in Wien — Die Verhandlung und das Urteil — Fehler bei der Urteilsverkündigung — Onkel Wiedemann interveniert vergebens . . . . . S. 340—364

Zivilkarriere und Eisenbahndienst.

Gründung des ersten Militärlehrkurses — Eine erfolgreiche Begegnung mit einem Vetter — Sekretär beim Baudirektor der Staatseisenbahngesellschaft — Gablenz verwendet sich für mich — Meine Laufbahn bei der St. E. G. — Meine Neider verhelfen mir zu einer günstigen Position — Ein Angebot des Kriegsministers Kuhn — Kuhns Entlassungsgeschichte — Eisenbahn-Oberbeamter in Ungarn — Die Budapester Ausstellung 1884 — Mein Prädikat „von Zebegény" — Spekulationen im Kohlenbergbau — Wie ich meine zweite Frau gewann . . . . . S. 364—388

Kartenanhang:

Gefecht bei Montebello — Gefechte bei Medole — Gefecht am Königsberge — Gefecht von Oeversee — Uebersicht der Kriegsoperationen 1864 in Schleswig-Jütland.

Digitized by Google

Einleitung

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung

Als ich nach Graz fuhr, um den Verfasser dieser Lebenserinnerungen aufzusuchen, erwartete ich in dem Manne, der bereits an den Ereignissen des Jahres 1848 aktiv teilgenommen hatte, einen Greis vorzufinden. Ich stellte ihn mir vor, wie er etwa auf seinen Stock gestützt im Stadtpark einen kleinen Spaziergang machen und mit weißhaarigen Kameraden, an denen ja in „Pensionopolis" kein Mangel ist, über die Gebresten des Alters und den Glanz vergangener Tage sich unterhalten mochte. Dann trafen wir uns. Ich erkannte ihn sofort an seiner Aehnlichkeit mit Kaiser Wilhelm I., die so auffallend ist und auch immer gewesen sein muß, denn schon vor nahezu fünfzig Jahren saß er in Berlin einem Bildhauer Modell für die Büste — des Königs von Preußen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß Schnurrbart und Haupthaar des Achtzigjährigen noch blond sind, daß ungeschwächt das alte Temperament und die alte Energie aus seinen blauen Augen leuchten, und daß sein Gang eine jugendliche Lebhaftigkeit verrät. Und während der Tage, die ich als sein und seiner liebenswürdigen Gattin Gast in der Hauptstadt Steiermarks verbrachte, bestätigte sich mein erster Eindruck in vollem Maße: sein rüstiger Körper, sein glänzender Geist, sein lebhaftes Naturell, sein unverwüstlicher Humor, sein Verständnis für alles Jugendliche, Moderne, seine Begeisterungsfähigkeit und Arbeitskraft verbieten es mir, ihn zu den Alten zu zählen.

Digitized by Google

Nun verstand ich, wie der Hochbetagte die Begebnisse so frisch und anschaulich zu schildern vermochte, trotzdem sie in der Hauptsache rund um ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Freilich sind es auch hochbedeutsame Ereignisse gewesen, bei denen der Verfasser in der ersten Reihe Zuschauer war oder, noch öfters, als Mitwirkender eine Rolle spielte.

Das Jahr 1848 gab seinem Schicksal eine bestimmte Richtung, als man dem blutjungen Techniker, dessen Name auf der Proskriptionsliste stand, bei den Soldaten einen Unterschlupf bot. Rasch findet er sich in dem neuen Berufe zurecht, und bei Solferino dirigiert der erst siebenundzwanzigjährige Generalstäbler 18 000 Mann. So steht er bald unter denen, die Geschichte machen. Der Truppenbeförderungsplan, den er als Mitglied der Eisenbahnkommission im Jahre 1861 mit dem preußischen Vertreter Graf Wartensleben anfertigt, bewährt sich noch im deutsch-französischen Krieg. Und den 64er Feldzug macht er als die rechte Hand des österreichischen Kommandierenden Gablenz von Anfang bis zu Ende mit.

Anschaulich und plastisch, wie er den unglücklichen italienischen Feldzug in seinen interessantesten Momenten schildert, beschreibt er auch den 64er Krieg, von den Vorbereitungen des Truppentransportes ab über angestrengte Nächte der Arbeit und heiße Tage voller Pulverdampf und Kanonendonner hinweg bis zu der hochdramatischen Szene, wo er auf sturmbewegtem Meer in schwankem Kahne mit dem dänischen Parlamentär zur Einleitung der Friedensverhandlungen zusammentrifft, — bis zu seiner folgenreichen Audienz beim Kaiser, durch welche die Hinterladerfrage für Oesterreich begraben und das Schicksal des 66er Krieges im Voraus besiegelt wird . . . . .

Aus den interessanten Zuständen und spannenden Ereignissen ragt immer wieder die Gestalt dieses Mannes mit seinem ehrlichen Mut, seiner raschen Entschlußfähigkeit

Digitized by Google

und seinem schneidigen Temperament heraus. Solcher Menschen Leben verläuft nicht in gerader Linie; auf und ab, kreuz und quer wird es durch ihre Impulsivität geführt. In späterer Zeit, als er längst statt des grünen Federbusches den Zylinder trug, besang man ihn in fröhlicher Runde durch ein Gstanzl, dessen letzte Worte ihn trefflich charakterisieren:

Heut reißt er alle Mauern ein
Und morgen setzt er wieder Stein auf Stein!

Darum ist dieses Leben so reichbewegt, darum die starre Schrift seines Berichtes mit so krausen Schnörkeln verziert! Wie köstlich muten die Jugenderlebnisse an, wie ungeschminkt seine Liebesaventuren, wie schelmisch die Anekdoten aus allen Lebenskreisen, wie anschaulich die Berichte von Land und Leuten — wie komisch klingt seine Verlobung, wie tragisch das Ende seiner ersten Ehe, wie dramatisch die Folge Duell und Gerichtsverhandlung und wie lyrisch seine zweite Brautwerbung, die Erlösung aus all dem erlebten Leide . . .

In diesen Erinnerungen gibt es keine toten Stellen. Mit allen Schichten der Bevölkerung ist ihr Verfasser in Berührung gekommen, für alle Lebensbetätigungen hat er ein offenes Auge, und so stehen neben den großen Geschehnissen auch die kleinen, die oft einen Zustand, einen Vorgang, einen Charakter wie Blitzlicht erhellen: in erster Linie sind es natürlich militärische und politische Dinge, von denen er berichtet, vom Kundschaftsdienst, vom Verkehrswesen, von Militärjustiz, von dem Unterrichtswesen (besonders im Bombardierkorps in Wien und Olmütz, an der „Artillerieakademie" in Olmütz und der Kriegsakademie in Wien), von den Intrigen und Eifersüchteleien in Krieg und Frieden, von preußischer Schneid und österreichischer Gemütlichkeit, von Dekorierungs- und Entlassungsgeschichten, unter welch letzteren die von Bellegarde, Gablenz und Kuhn die pikantesten sind; in diese ernsten Berichte streut er köstliche Erlebnisse ein, wie das Manöver des

Digitized by Google

Herzogs von Nassau, die Feuertaufe des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, das fröhliche Gelage beim Prinzen Friedrich Karl. Die patriarchalischen Zustände Steiermarks vor dem 48er Aufruhr, die Reaktionsperiode hernach, die kulturgeschichtlich interessanten Zustände in Wien, in Ungarn, Galizien, Italien, im Frankfurt des Bundestags, in Dänemark usw. schildert er und führt uns zu den bedeutendsten Politikern der Zeit wie zu historisch unvergeßlichen Beratungen oder in das Audienzzimmer des österreichischen Kaisers.

Aber nicht minder wertvoll ist das Buch als menschliches Dokument, als das klare Spiegelbild einer typischen österreichischen Offizierslaufbahn aus dem vergangenen Jahrhundert, als der fesselnde Bericht eines interessanten Menschenschicksals, mit all der Offenheit geschildert, die einer markanten Persönlichkeit würdig ist.

Zur Veröffentlichung dieser Autobiographie wurde der Verfasser durch hervorragende Historiker angeregt, denen bekannt geworden war, daß er in der Lage ist, mancherlei historische Dunkelheit aufzuhellen, und daß er seine Auslegung der Ereignisse durch eine Unmenge von Tagebüchern, Erlassen, Briefen bedeutender Persönlichkeiten usw. belegen kann. Daß Ehrlichkeit und Offenheit Grundzüge seines Charakters sind, werden die Leser dieses Buches aus zahlreichen Episoden erfahren. Diese Eigenschaften sind, nebenbei bemerkt, auch dafür verantwortlich zu machen, wenn Gründorf diese Memoiren jetzt der Oeffentlichkeit übergibt trotz des Einspruchs seiner beiden Söhne, die als aktive Marine-Offiziere sich von allen politischen Dingen fernhalten.

* * *

Digitized by Google

Meine Beteiligung an dem Buche betrifft lediglich die Redaktion und Einteilung des Ganzen. Ich brauche daher nicht zu betonen, daß ich an der charakteristischen Ausdrucksweise des Verfassers nichts geändert habe, an der präzisen und knappen Sprache des Offiziers, die der liebenswürdige Mensch mit seinem beschaulichen Humor durchsetzt.

München, im Frühjahr 1913. Dr. Adolf Saager.

Digitized by Google

Digitized by Google

Memoiren eines öſterreichiſchen Generalſtäblers

Digitized by Google

Digitized by Google

Kindheit und Schuljahre.

Meine Geburt im Fürstenzimmer — Herkunft meiner Eltern — Das Leben auf der Riegersburg — Die poetische Begrüßung des Fürsten Lichtenstein — Führung einer russischen Fürstin — Mein Vater wird nach Harrachegg versetzt — Mein Hofmeister und mein Bruder auf Liebespfaden — Don Quichoterieen — Waldwerk — Eine seltene Beute — Examen — Ein schlimmer Kostplatz — Erziehungsmethoden — Bessere Zensuren — Frühreife Vergnügungen — Eine gefährliche Pension — Die Netze der Kunstreiterin — Tanzunterricht — Jugendliebe.

Im sogenannten Fürstenzimmer der alten Riegersburg in Steiermark bin ich als der dritte männliche Sproß des Schloßverwalters Gründorf in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober 1832 verhältnismäßig anständig in die Welt getreten. Voreilig war ich aber schon damals. Die Wohnung meiner Eltern, welche aus einer Flucht von sechs Zimmern auf der Südseite des Schlosses bestand, wurde eben von den Malern bearbeitet, als meine gute Mutter ihrer Entbindung entgegensah. Durch die Aufregungen, welche mit einer so gründlichen Wohnungsreparatur verbunden sind, soll es veranlaßt worden sein, daß meine liebe Mutter um einige Tage zu früh das Wochenbett beziehen mußte, welches in dem am nächsten gelegenen Fürstenzimmer Platz fand. So kam es, daß ich Plebejer in einem Fürstenzimmer geboren wurde. Doch muß ich gleich hinzufügen: es gewährt mir eine wahre Befriedigung, daß sowohl mein Vater als auch meine Mutter bürgerlicher Abkunft gewesen sind.

Digitized by Google

Johann Gründorf, mein Vater, war im Jahre 1797 als der zweite Sohn eines Bergmanns in Bleiberg bei Villach in Kärnten geboren und hatte nur die Volksschule besucht. Aber der Ehrgeiz, der ihn charakterisierte, veranlaßte ihn, in jungen Jahren Gymnasialstudien, später sogar noch die Richteramtsprüfung zu absolvieren, und durch Pünktlichkeit und Geschick brachte er es bald bis zum Solizitator des damals hochgeachteten Dr. v. Schwamberger in Graz. Kaum großjährig geworden, entbrannte er gleich bei der ersten Begegnung in hellen Flammen für eine auffallend schöne, liebliche, kluge, aber ganz arme Hauptmannstochter, die Jungfrau Minna Axster. Und es gelang ihm auch, da er ein Meister im Sparen war, so viel zu erübrigen, um seine heißgeliebte Minna heimführen zu können, als ihm Dr. Schwamberger den Posten eines Rentmeisters auf der Herrschaft Lannach des Barons Mandell verschafft hatte. Autodidakt im vollsten Sinne des Wortes, hat sich mein Vater also vom Abschreiber bei einem Advokaten, in dessen Kanzlei in Villach er mit sechzehn Jahren eintrat, zu einem Rentmeister und in der Folge zum hochfürstlich von und zu Lichtensteinschen Verwalter und Bezirkskommissär emporgeschwungen.

Aus der sehr glücklichen Ehe meiner Eltern entsproßten nach und nach vom Jahre 1828 bis 1849 dreizehn Kinder, von denen aber nur sechs am Leben blieben. Wenn ich hier beifüge, daß mein jüngerer Bruder Adolf noch im Knabenalter stand, als ich schon Generalstabschef einer Armeedivision von 18 000 Mann war, so will ich damit nur die Tatsache feststellen, daß große Intervalle zwischen uns Geschwistern bemerkbar sind, welche sich auch in unseren gegenseitigen Beziehungen insofern ausdrückten, als ich für die drei jüngeren Geschwister wiederholt väterlich eintreten mußte.

Zwei Drittel meiner Knabenzeit (1832—1842) habe ich in Riegersburg, das letzte Drittel (1842—1848) in Harrach-

Digitized by Google

egg verlebt. Die früheſten Kinderjahre verliefen unter ſehr glücklichen Verhältniſſen. Mein Vater war bereits Verwalter und Bezirkskommiſſär der großen Herrſchaft Riegersburg, ſomit Chef einer der bedeutendſten Patrimonialverwaltungen. Gerne führte er ein gaſtfreundliches Haus, wobei ihn meine liebenswürdige Mutter kräftig unterſtützte.

So wurde die ſtets wohlgedeckte Tafel im weißen Saale der Riegersburg alsbald der Mittelpunkt der Lebewelt. Alle Herrſchaften der ganzen Umgebung des berühmten Felſenſchloſſes gaben ſich bei meinen Eltern ein Sonntagsrendezvous. Das feinſte Wildpret, das beſtgeſütterte Geflügel, die gewählteſten Fiſche aus den zahlreichen Teichen und Bächen, Gemüſe und Obſt im Ueberfluß und einen wohlſortierten Keller, der ſich weit und breit ſehen laſſen konnte, hatten meine Eltern zur Verfügung. Beſonders die Kavallerieoffiziere aus dem nahen Feldbach machten von der ſplendiden Gaſtlichkeit meiner Eltern ausgiebigſten Gebrauch. Fürſt Lichtenſtein, der Brotherr meines Vaters, allgemein der erſte Kavalier des Reiches genannt, gab das mot d'ordre: „Leben und leben laſſen.“ Mein Vater war mit Naturalien aller Art ſo reichlich dotiert, daß er den Fürſten bei jeder Gelegenheit würdig repräſentieren konnte.

Hatten wir Kinder ſomit nichts von Not zu ſpüren, ſo konnten wir uns auch auf dem Schloß und den weitläufigen Beſitzungen in Feld und Wald nach Herzensluſt tummeln. Freilich habe ich meinen Eltern manchen Verdruß und manche Sorge bereitet, ſo zum Beiſpiel, als ich mir infolge meines Ungehorſams eine heftige Lungenentzündung holte. Doch gab es auch wieder Begebniſſe erfreulicherer Art. Im Alter von fünf Jahren glich ich durch meinen weißen Teint und die runden Formen, welche durch üppige blonde Locken ergänzt waren, mehr einem Mädchen, als einem Knaben. Dies benützte mein poetiſcher Vater zu einer Begrüßung des Fürſten Franz

Digitized by Google

Lichtenstein, der mit seiner wunderschönen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Potocka die Hochzeitsreise über die fürstlichen Schlösser machte. Der Vater stellte mich als weißgekleidetes Mädchen auf die Estrade des weißen Saales, wo ich vor der Fürstin einen Willkommengruß meines Vaters deklamieren mußte. Es scheint, daß ich meine Sache gut gemacht hatte, da mich die sonst so stolze Fürstin emporhob und wiederholt abküßte.

Auch später, als ich neun Jahre alt war, habe ich durch artige Handlungsweise Freude und Stolz bei meinen Eltern erregt. Eines Tages kam eine junge russische Fürstin von ungewöhnlicher Schönheit mit ihrer Hofdame nach Riegersburg, um nicht nur dieses seltene Felsenschloß, welches mein Bruder Karl später in Versen besungen hat, sondern insbesondere auch das berühmte Zeughaus mit der reichen Sammlung von Waffen aller Gattungen aus der Ritterzeit zu besichtigen. Der Kastellan Johann Schrey, den mein Vater vom Tafeldecker in diese Stellung erhoben hatte, war nicht zur Hand, um die Herrschaften zu geleiten, und da ich eben im Schloßhofe spielte, als die Damen unverrichteter Sache die Rückfahrt antreten wollten, stellte ich mich ihnen rasch zur Verfügung, holte aus der Kastellanwohnung den schweren Schlüsselbund, den ich kaum tragen konnte, führte die Gäste durch alle Räume des fürstlichen Schlosses und erklärte ihnen die Fresken und Oelgemälde nach der Anleitung, welche mein Vater für den Kastellan zusammengestellt hatte. Daß ich sie buchstäblich auswendig konnte, erregte schon das Staunen dieser vornehmen Damen. Es erreichte den Höhepunkt bei der Besichtigung des Zeughauses, wo ich ihnen jede einzelne Waffe und jeden Sattel zu explizieren wußte. Reichliches Lob wurde mir zuteil. Dann berieten sich die Damen in französischer Sprache, wie wohl der kleine Knirps, den sie am Zeughaustore emporheben mußten, damit er den großen Schlüssel

Digitized by Google

in das Schloß einsetzen konnte, zu belohnen wäre. Als ob es erst gestern geschehen wäre, weiß ich noch genau, wie peinlich mir dieser Moment war. Als mir vollends die Fürstin aus einem zierlichen, aus Platindraht geflochtenen Geldtäschchen ein schweres Goldstück anbot, war ich tief entrüstet und soll nach Aussage der Damen geantwortet haben: „Gnädige Frau, ich bin der Sohn des Verwalters und nehme kein Geld." Es folgte eine neue Beratung der Damen, welche durch diese Antwort in nicht geringe Verlegenheit gerieten. Die Fürstin reichte mir, kurz entschlossen, das Geldtäschchen, aus welchem sie den Inhalt herausgenommen hatte, und sagte: „Nun, du stolzer Knabe, das wirst du doch zum Andenken nehmen!" Nachdem ich zustimmend genickt hatte, erhielt ich noch einen Kuß als weitere Belohnung für meine Führerdienste.

Das schöne Leben auf der Riegersburg, während dessen ich die gute Normalschule bis zur dritten Klasse besuchte, nahm aber allzubald ein Ende. Sowohl Fürst Franz von und zu Lichtenstein, als auch dessen Güterdirektor Egner ließen wiederholt Worte der Anerkennung für die treuen Dienste meines Vaters fallen, welche die berechtigte Hoffnung erweckten und nährten, daß er nach dem Tode Egners, eines sehr betagten Ehrenmannes, als dessen Nachfolger anzusehen sei. Vater glaubte diesen Aeußerungen umso leichter, als selbst seine Gegner unter den Lichtensteinern anerkennen mußten, daß er der Tüchtigste unter ihnen sei. Wie mußte man daher erstaunt sein, als nicht Gründorf, sondern sein angeblich bester Freund Pf. zum Güterdirektor ernannt wurde. Hatte schon die, mit Hinblick auf die Vergangenheit dieses Herrn sehr befremdliche Ernennung unter den Lichtensteinschen Beamten böses Blut erzeugt, so rief es vollends peinliche Sensation hervor, als eine der ersten Amtshandlungen des neuen Güterdirektors darin bestand, seinen Busenfreund Grün-

Digitized by Google

dorf in der empfindlichsten Weise durch Versetzung nach Harrachegg, auf die kleinste der Lichtensteinschen Herrschaften zu schädigen. Abgesehen von der degradierenden Versetzung wurde mein Vater auch materiell schwer getroffen, da er den berühmten Felsenkeller in Riegersburg, welcher zu seiner Verfügung stand, mit 1834er Luttenberger gefüllt hatte, der ihm nie feil war, wenn Käufer kamen, den er aber jetzt um jeden Preis verkaufen mußte, da sein Nachfolger, Herr von Schuppée, auf die Räumung drängte.

Obwohl ich damals erst ein Knabe von zehn Jahren war, hatte ich die Augen doch schon so weit offen, um bemerken zu können, wie Vaters Freund meiner Mutter mit seinen Galanterien lästig gefallen war. Schon zu Lebzeiten seiner ideal schönen Frau, die ihm sechs Prachtjungen gebar, war er ein gewissenloser Lebemann. Die Ueberlieferung erzählt Dinge von ihm, die man dem Papier nicht anvertrauen kann. Deshalb hege ich die Vermutung, daß der Sturz meines Vaters mit der Tugend meiner Mutter im engsten Zusammenhange gestanden hat.

Meines Vaters Versetzung kam nahezu einer Entwurzelung gleich. Die sechs Jahre, die ich dort im Schlößchen Harrachegg (im Sausal) teils als Normalschüler während der Ferien, teils als Privatstudent verbrachte, gehören immerhin zu meinen angenehmsten Jugenderinnerungen. Den Schulbesuch konnte ich hier wegen der großen Entfernung des Schlosses von der nächsten Dorfschule St. Andrä im Sausal nicht fortsetzen. Obwohl die Bezüge meines Vaters nahezu auf die Hälfte reduziert waren, und er auch an seinem Vermögen bedeutende Einbuße erlitt, scheute er doch keine Opfer, um mir entsprechenden Unterricht angedeihen zu lassen. Mein um zweieinhalb Jahre älterer Bruder Karl war bereits in der ersten Gymnasialklasse in Graz bei Professor Pollanetz gut untergebracht. Für mich aber mußte der gute Vater

Digitized by Google

einen Hofmeister suchen. Er fand ihn durch eine Zeitungsannonce in der Person des Lehrers Karl Kriso aus Liezen. Dieser war ein vortrefflicher Gesellschafter und Arrangeur aller möglichen Vergnügungen, nahm es aber mit dem Unterrichte nicht sehr ernst. Er ließ mir zu viel freie Zeit, die ich glücklicherweise dazu benutzte, mich in Wald und Flur herumzutummeln. Auch erhielt ich von ihm weiteren Unterricht in der Galanterie gegen Damen, die mir übrigens schon angeboren war.

Er half mir einen Teil des Waldes südlich vom Schloß, den meine Mutter besonders liebte, in einen reizenden Park umgestalten. An ihrem sechsunddreißigsten Geburtstage, am 16. Mai 1843, der zugleich Namensfest meines Vaters war, wurde der neue Waldpark großartig mit Lampions dekoriert und erstrahlte am Abend in bengalischem Licht. Zum nicht geringen Staunen meiner Eltern, die keine Ahnung davon hatten, daß ich mit Schaufel und Grabscheit, statt mit Feder und Zeichenstift hantierte, ward dieser Waldzauber vollbracht. Volle drei Wochen arbeiteten Kriso und ich an den Serpentinwegen, zimmerten Tische und Bänke, führten mit Schiebtruhen den nötigen Kies auf die Ruheplätze, kurzum, wir plagten uns mit allerlei körperlichen Arbeiten, vernachlässigten aber während dieser Zeit selbstverständlich das Studium.

Am schlimmsten war es mit meinem Harrachegger Unterrichte bestellt, wenn Bruder Karl, schon Gymnasist der dritten Klasse, auf Ferien kam. Hatte ich überhaupt bei dem lebensfreudigen Hofmeister zu wenig gearbeitet, so geschah jetzt knapp vor der Prüfung, wo ich eben am meisten hätte lernen sollen, weil es sich um den Eintritt in die Realschule handelte, fast gar nichts mehr. Unmittelbar nach Karls Ferien sollte meine Aufnahmeprüfung für die öffentliche Schule in Graz stattfinden. Kriso schloß mit dem frühreifen Bruder Karl, der damals schon recht hübsche Gelegenheitsgedichte machte, in-

Digitized by Google

time Freundschaft, begleitete ihn auf allen seinen Abenteuern und schien ganz zu vergessen, daß er mich hofmeistern sollte. Häufig war ich Zeuge von Liebesständlein, welche die beiden Carlos, wie sie sich nannten, um die Wette pflegten. Kein Wunder, daß ich auch schon mit zwölf Jahren eine Liebschaft mit der Bäckerstochter von St. Andrä, der schönen „Bäckerlinerl", unterhielt. Schlechte Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten, und da sowohl mein Hofmeister, als auch mein älterer Bruder wahre Don Juans waren, so mußte ich mich wenigstens als Leporello versuchen. An den dazu gehörigen Schlägen, die ich wohl verdient hatte, fehlte es schließlich nicht. Die schöne Linerl hatte ihre blauen Augen nicht nur auf den „Verwalterbuben in Harrachegg", sondern auch auf einen strammen Müllersohn geworfen. Der erwischte mich eines Abends auf meinen Liebeswegen und prügelte mich gehörig durch. Den Religionsunterricht mußte ich beim Pfarrer Schalamon, eine Stunde weit von Harrachegg, in St. Andrä nehmen und deshalb zweimal wöchentlich in das Pfarrdorf hinabgehen. Da ich mich in die verschiedenen klein gedruckten Texte des Katechismus für Volksschulen, die recht bedenkliche Stellen enthalten, mehr vertiefte, als es für einen Knaben von zwölf Jahren nötig ist, lag es sehr nahe, daß ich praktische Versuche über jene merkwürdigen Bibelzitate anstellte, womit man die Neugierde der Kinder in unverantwortlicher Weise herausfordert.

Bruder Karl war nicht nur Don Juan, er war auch Don Quixote in gewisser Art, deshalb mußte ich als sein getreuer Schatten die Rolle des Sancho Pansa spielen. Eine der Lieblingspassionen Karls war, die alte Rosinante, welche der ebenso pfiffige als gewinnsüchtige Bauer Gritzsch um zwanzig Gulden bei der Ausmusterung erstanden hatte, bergauf und bergab zu jagen, und bei allen hübschen Mädchen vorzureiten. Mir fiel dabei die Aufgabe zu, die total blinde

Digitized by Google

Mähre mit einem Stock von rückwärts anzutreiben, wenn sie nicht vom Fleck wollte, oder sie am Zügel heimzuführen, wenn Karl bei irgend einem Stelldichein hängen blieb. Diese Reitpassion meines älteren Bruders, der sich sehr kläglich auf der Rosinante ausnahm, da er niemals Reitunterricht genossen hatte und sehr zaghafter Natur war, dauerte glücklicherweise nur so lange, als die gute Mutter das nötige Kleingeld zur Bezahlung der Kavalkaden hinter dem Rücken des Vaters hergab. Vater selbst war viel zu ernst, um solche Don Quixoterien gut zu heißen. Er verabscheute überdies den listigen Gritzsch als ein Individuum von üblem Ruf, und damit war den Kavalkaden ein rasches Ende bereitet.

Karl stürzte sich nun mit einem Male auf die gut assortierte Bibliothek unseres Vaters, der ich sorgsam aus dem Wege ging, die Karl aber eifrigst durchforschte, wodurch er sich für seine Jugend eine bedeutende Belesenheit erwarb. So legte er den Grundstein zu seiner literarischen Tätigkeit, welche ihm einen ehrenhaften Namen unter den österreichischen Dichtern sowohl als auch namentlich in Wiener Theaterkreisen sicherte.

Ich war damals durchaus kein Bücherfreund. Dafür bewegte ich mich sicher in Wald und Flur. Die Jagdflinte am Rücken, war ich um vier Uhr früh schon mit dem herrschaftlichen Jäger im Kukuruzfeld versteckt, um die Rebhühner zu verlosen oder ein vorwitziges Häschen beim Frühäsen zu ertappen. Den ganzen Tag über aß ich nichts als die selbstgeschossenen Wachteln, die ich nach der Anleitung des Jägerburschen in feuchten Lehm hüllte und in ihren Federn auf einem Feldfeuer braten ließ. Spät abends, oft erst um zehn oder elf Uhr nachts, kam ich von der Jagd todmüde nach Hause, schlief aber doch nicht länger als bis zum Morgengrauen, wo mich das edle Waidwerk wieder in die grünen Felder und Wälder rief.

Digitized by Google

Mein schönstes Jagdabenteuer erlebte ich bald, nachdem ich das erste Häslein geschossen hatte. Eines Tages saß ich im Lusthaus am Rande des hochstämmigen Fichtenwaldes westlich vom Schloßgebäude, als ich hoch in den Lüften ein Ungetüm von Vogel erblickte. Es konnte nichts anderes als ein Adler sein. Rasch griff ich nach meinem stets geladenen Gewehr, erinnerte mich aber trotz meiner Aufregung doch, daß ich zunächst beobachten müsse, auf welchem der hohen Stämme sich der Riesenvogel niederlassen werde. In wenigen Minuten war dies entschieden, und nun galt es, die Ladung meines kleinen Gewehres zu verstärken. Im Nu setzte ich noch eine zweite Ladung von Rehposten auf die erste, die für Eichhörnchen berechnet war, und schlich mich, durch niederes Buschwerk gedeckt, auf allen Vieren kriechend bis in die Nähe des mir wohlbekannten Fichtenstammes, wo sich der König der Lüfte niedergelassen hatte und ganz behaglich die Schwingen mit dem Schnabel zu putzen begann. Die Flinte angelegt, gut auf die Brust gezielt und abgedrückt, das war das Werk des nächsten Moments. „Pick" machte es, — das Kapsel hatte gepickt, ohne zu zünden. Ich mußte aus dem Pulverhorn einige Pulverkörner in den Piston einlaufen lassen, damit das frisch angesetzte Kapsel die Ladung entzünden könne. Mit dem einen Auge auf diese Operation, mit dem anderen nach dem Baumgipfel schielend, zitterte ich am ganzen Körper und fühlte zum erstenmal das sogenannte Schußfieber in seiner vollen Heftigkeit. In wenigen Minuten konnte ich das Gewehrchen zum zweitenmal anschlagen, und jetzt erfolgte der Schuß, durch welchen der Riesenadler das Geäst der alten Fichte zerbrechend, aus der Höhe von zirka dreißig Metern herabstürzte. Er war von mehreren Posten durchbohrt, hatte auch einen seiner Griffe verloren, schlug aber nichtsdestoweniger mit den Flügeln fürchterlich um sich und wollte mit dem Schnabel auf mich loshauen. Das Riesentier

Digitized by Google

war so kampflustig, daß ich eilig den Rückzug ins Gebüsch antreten mußte, um meinen Einläufer nochmals laden und einen zweiten Schuß aus nächster Nähe gegen den Kopf des Ungetüms abgeben zu können. Nun erst war der Adler tödlich getroffen, und ich konnte in die Kanzlei zu meinem Vater eilen, um ihm mein Abenteuer zu erzählen. Im ersten Moment, als ich atemlos hereingestürzt kam, wollten die im Vorzimmer des Vaters versammelten Beamten, welche mich vom Fenster aus mit hochgeröteten Wangen und fliegenden Haaren kommen sahen, es gar nicht für möglich halten, daß sich ein Adler nach Sausal verflogen, und daß ich dieses Monstrum mit meinem Knabenbüchslein erlegt habe. Alle, mit meinem Vater an der Spitze und dem kleinen, triefäugigen Kanzleidiener Simmerl an der Queue, folgten mir an den Tatort, wo der Kaiservogel, noch immer nicht völlig tot, sich herumkrampfte. Auch jetzt noch wagte niemand das reglose Tier zu berühren, welches immer noch wild die raubgierigen Augen rollen ließ. Erst nach zwei Stunden konnte der Adler, welcher eine Spannweite von sechs Fuß zwei Zoll zwischen den Flügelspitzen hatte, an das Schloßtor genagelt werden, wo er dann das Staunen aller Bauern erregte, die am folgenden Amtstag in Harrachegg zu tun hatten.

Diesem vielleicht etwas wilden Leben verdanke ich es zunächst, daß meine Brust breit und mein Blick offen ist. Die Freude an der Natur brachte mich dem Schöpfer des Weltalls näher, dessen unendliche Gnade ich schon als Knabe empfand und die ich mir zu erhalten zeitlebens bestrebt gewesen bin. Das Herumstreichen in dichten Wäldern und das Klettern auf felsigen Bergen gab mir jene Selbständigkeit, die sich im Mannesalter so oft bewährt hat, besonders auch eine ganz seltene Orientierungsgabe und stets treffende Terrainkenntnis, der ich meine schönsten Erfolge als Generalstäbler zuschreiben darf.

Digitized by Google

Als ich die Prüfung über den Stoff der dritten Normalklasse in Graz ablegen sollte, war ich so schlecht vorbereitet, daß Herr Kriso zu einer Kriegslist Zuflucht nehmen mußte, um einen Durchfall bei der Prüfung zu verhüten. Er fuhr nämlich nach Graz hinein und lud die Prüfungskommissäre zu einer Partie auf den Demmerkogel ein, den höchsten Punkt im Weingebirge des Saufals, auf welchem mein Vater schon anno 1842 eine Aussichtswarte hatte errichten lassen. Kriso wußte die Herren durch sein verbindliches Wesen derart zu bestechen, daß ich bei der Privatprüfung glatt durchrutschte, obzwar ich in der Grammatik sehr schwach war.

So kam ich also im Jahre 1844 nach Graz. Damals gab es nur zwei Klassen der Unterrealschule und zwei der Oberrealschule. Nach Absolvierung der letzteren trat man sofort in den ersten Jahrgang des Joanneums. So hieß die Grazer Polytechnik, nach ihrem Gründer, dem hochherzigen Erzherzog Johann. Sie galt damals noch nicht als Hochschule wie heute, obzwar alle technischen Fächer, selbst die Montanistik, für welche später eine eigene Akademie in Leoben gegründet wurde, durch ausgezeichnete Lehrkräfte vertreten waren.

Bei meinem Eintritt in die öffentliche Schule wurde leider ein großer Mißgriff gemacht. Der Agent meines Vaters, ein pensionierter Hauptmann namens Fladerer, hatte es übernommen, einen Kostort, wie man das nannte, für mich und meinen Bruder Karl zu besorgen, der bei Professor Pollanetz wegen seines Unfleißes nicht mehr aufgenommen wurde. Fladerers Wahl fiel auf den Burggärtner Sautner, der vollkommen unter dem Pantoffel seiner Frau, der schönen Julie, stand, und nicht einmal seine eigenen bereits erwachsenen Kinder, den Taugenichts Pepi und die liebreizende Juliette richtig zu erziehen vermochte. Durch den Umstand, daß er für das landständische Theater die Blumen beistellte, hatte er und seine Familie freien Eintritt zu allen Vorstellungen.

Digitized by Google

Es gab nur wenige Abende, wo unsere Pflegeeltern zu Hause blieben. Um uns nun nicht allein zu lassen, wurden für uns Kinderbilletts genommen, und so gingen auch wir fast alle Abende ins knapp anstoßende Theater, in das ein gedeckter Gang führte. Soupiert wurde erst nach der Vorstellung, also gegen zehn Uhr; wir kamen daher nie vor elf Uhr zu Bett. Daß wir dann nicht zeitig genug aufstehen wollten, ist erklärlich. Wir lernten weder abends noch morgens, machten unsere Aufgaben nicht, versäumten häufig die ersten Unterrichtsstunden, wurden dann mit lügenhaften Entschuldigungskarten versehen: kurzum wir führten einen Lotterwandel, der geeignet war, uns moralisch und physisch zu verderben. Daß ich dabei nicht völlig verkam, verdanke ich nur dem Scharfblick meines edlen Großvaters, der nach dem ersten Semesterschlusse, mit welchem unsere Zeugnisse schlechte Zensuren aufwiesen, rasch eingriff, und mich an einen anderen Kostort brachte.

Im zweiten Semester kam ich zu dem Ehepaar von Königsberg in die Kost. Der Frau von Königsberg, die ihren Gatten völlig beherrschte, verdanke ich es zunächst, daß in mir eine gründliche Wandlung vorging. Nicht mit Strafen hat sie mich gebessert, sondern nur durch Anregung meines Ehrgeizes. Bei Tische an ihrer Seite sitzen, nachmittags ihr die Zeitung vorlesen, bei den Spaziergängen ihr Begleiter sein, ihren Seidenpintsch hätscheln dürfen, das waren Auszeichnungen, die wir Kostzöglinge zu würdigen wußten. Nur derjenige von den zwölfen, welcher die besten Zensuren brachte und sich auch im gesellschaftlichen Umgange tadellos verhielt durfte sich dieser Gnadenbezeigungen erfreuen. Frau von Königsberg war sehr klein und nicht schön, sie drückte sich aber stets vornehm aus und entwickelte in allen Dingen eine Energie, die uns gewaltig imponierte. Zu ihren Kostgängern gehörten die Söhne der besten Familien des Landes. Die erwachsenen

Digitized by Google

Studenten beugten sich vor der Autorität unserer Gebieterin ebenso willig, wie wir Kleinen, die wir nur Real- und Normalschüler waren. Ein strenger Blick über die schwarzen Hornbrillen aus den geistvollen Augen der rundlichen Frau war für die älteren Studenten ein ebenso ernster Wink, wie für uns kleine Buben, Zwerge, die wir jenen Großen gegenüber schienen. Der Unterschied in der Behandlung lag wesentlich in Aeußerlichkeiten. So z. B. hatten die Juristen mit den Philosophen zusammen ein Zimmer, wo auch geraucht werden durfte, während die Studenten der fünften und sechsten Gymnasialklasse in einem zweiten großen Raum untergebracht waren, wo sie gewisse Freiheiten genossen, die uns kleinen nicht gestattet waren. In dem Schlafsaal, der uns Knirpse als Korrepetitionsraum diente und wo auch gespeist wurde, mußte wie in einer Kaserne Ordnung gehalten werden. Punkt fünf Uhr im Sommer, um sechs Uhr im Winter, kam Oberleutnant v. Königsberg, der Gatte unserer Herrin, mit einem spanischen Rohre, das er am Rücken hielt, in unser Lokal und ging von Bett zu Bett, um uns aufzuwecken. Wehe dem, der in weiteren fünf Minuten nicht im Korridor war, um sich zu waschen! Um halb sieben Uhr mußte alles beim Frühstudium sitzen und vor dem Frühstück noch zum Examen bei Frau v. Königsberg im Salon erscheinen. Wir mußten ihr nicht nur Stichfragen aus den verschiedenen Lehrgegenständen beantworten, sondern auch hinsichtlich unserer Toilette den kritischen Blick der strengen Mama, wie wir sie gerne nannten, aushalten.

Diese Erziehungsmethode bewirkte bei mir einen geradezu phänomenalen Umschwung. Im ersten Semester der vierten Klasse durchgefallen, brachte ich unter dem Regime Königsberg schon im zweiten Semester durchaus gute Zensuren und absolvierte im nächsten Jahr (1845) die Unterrealschule bereits mit Vorzug. Mein lieber, guter Klassenlehrer Gschnitzer be-

Digitized by Google

lohnte mich für diesen unerwarteten Fortschritt noch extra mit der ersten Prämie, welche aus einem prachtvoll gebundenen Geschichtswerke bestand. Von da an war mein Ehrgeiz bereits so dauernd gestärkt, daß ich in allen weiteren Schulen (Oberrealschule, Technik, Bombardierkorps und Kriegsschule) stets unter den drei Ersten war, und eher zurückgehalten als angespornt werden mußte.

Leider fanden es meine Eltern für gut, mich wieder mit meinem Bruder Karl zusammenzugeben und an einen neuen Kostort zu bringen. Frau v. Königsberg hatte sich nämlich nach den zweimonatlichen Erfahrungen, die sie mit Karl in den Ferien 1845 machte, hartnäckig geweigert, meinen Bruder nochmals in Pflege zu nehmen. Wir wurden also beide in der Familie des Rechnungsrats Ritter v. Stremnitzberg untergebracht, konnten uns aber dort eines gemütlichen Familienlebens nicht erfreuen, weil die Frau des Hauses ein bösartiges Wesen war, die ihren Gatten bei Tisch ohne Rücksicht auf uns auszankte und auch mit ihrem vierzehnjährigen Töchterlein stets im Unfrieden lebte. Karl und ich hatten zusammen ein eigenes Zimmer ganz separat am Korridor und waren eigentlich garnicht überwacht. Daß ich mir unter diesen Verhältnissen manchen frühreifen Streich gestattete, ohne dabei moralisch zu verkommen, ist nur den guten Grundsätzen zu verdanken, die ich bei Frau v. Königsberg in mein Herz aufgenommen hatte. Mein Vater war in dieser Beziehung ein merkwürdiger Freigeist. Er wollte uns rasch auf eigene Beine stellen und hatte nichts dagegen, daß ich mit fünfzehn Jahren schon die Masken-Redouten besuchte, was ja selbstverständlich allerlei Allotria zur Folge hatte.

Das Jahr 1847, in welchem ich die landständische Oberrealschule mit vorzüglichem Erfolge absolvierte, bietet nichts Bemerkenswertes, es wäre denn, daß ich von Stremnitzberg zugleich mit Bruder Karl zu einem Baron, der Major in

Digitized by Google

Pension war, in Kost und Quartier kam. Heute noch muß ich über die Wahl dieses Kostortes staunen. Jetzt erst ist es mir ganz klar, in welch unmoralischer Gesellschaft wir Brüder uns dort befanden. Die Haushälterin des Barons, unsere Hausfrau, war eine notorische Dirne gewesen, ihr Bruder, Kommis bei Oberanzmayer, ein Dieb, der täglich abends die gestohlenen Delikatessen und auch Geld aus der Gewölblade nach Hause brachte. Mit letzterem wurden beim Pariser Charcutier Stücker weitere Leckerbissen für ein lukullisches Souper eingekauft. Lernten wir bei Sautner den Theaterbesuch mit unehrlich verrechneten Geldern (die Ausgaben fürs Theater wurden nämlich in der Weise eingestellt, daß wir die Beträge als für Bücher, Schreib- und Zeichenrequisiten verausgabt notieren mußten), so wurde uns hier das Kartenspiel in seiner häßlichsten Weise beigebracht. Karl und ich mußten allabendlich daran teilnehmen und konnten beobachten, wie gemogelt wurde.

Mein Bruder mußte bei der Haushälterin des Barons dessen Altersschwäche durch seine Jugendkraft ersetzen. Er kam physisch derart herunter, daß sich Spuren von Lungensucht bei ihm zeigten. Außerdem fiel er in der Mathematik total durch und mußte nach den Ferien erneuert Prüfung machen, um aus der VII. in die VIII. Gymnasialklasse aufsteigen zu können. Auch ich vermochte bei der geringen Zeit, die mir dies liederliche Leben zum Studium übrig ließ, meine Vorzugsklassen nicht zu behaupten, erwarb mir aber immerhin noch ein gutes Zeugnis, da ich ein Frühaufsteher war, während Karl immer zu den Langschläfern gehörte.

Kleine Liebesaventüren pflegte auch ich als fünfzehnjähriger Knabe öfters zu bestehen. Ich erinnere mich mit Entsetzen an die Mätresse eines Kunstreiters, die den kleinen Blondkopf in ihre Netze lockte und nur deshalb nicht reussierte, weil er in ihre weit jüngere Freundin Luise verliebt war.

Digitized by Google

Nach dieser Jugendliebe war Luise lange Zeit hindurch eine berüchtigte Schönheit von Graz und wanderte schließlich den Weg ins „Jungferngäßchen".

Im Jahre 1847 nahm ich Tanzunterricht beim ständischen Tanzmeister Friedländer, der das Hauptgewicht auf die sogenannte Anstandslehre legte, weshalb wir zuerst gehen, stehen, sitzen, eintreten, uns entsprechend verbeugen, dann wieder mit dem Rücken gegen die Tür gekehrt, und das Angesicht stets demjenigen zugewendet, von welchem wir uns empfahlen, salonmäßig abgehen lernten. Erst nach diesen Grundregeln der ästhetischen Bewegung ging er zum eigentlichen Tanzunterricht über. Auch dieser wurde nicht mit der Quadrille oder Schnellpolka, wie dies heute manchmal der Fall ist, begonnen, sondern mit dem altmodischen Menuett und der Polonaise. Für diese beiden Tänze mit ihren rhythmischen Bewegungen wurden zwei Monate des im ganzen ein halbes Jahr währenden Unterrichtes in Anspruch genommen.

War es Zufall oder Geschick, ich weiß es nicht, aber Tatsache ist, daß ich beim Menuett zum erstenmale mit der damals vierzehnjährigen Marie Geistinger, der Tochter einer russischen Hofschauspielerin, und mit ihrer älteren Schwester Olga in Berührung trat. Marie war schon damals ein reizendes Wesen und bezauberte mich mit ihren tiefblauen Augen, die schelmisch unter schöngeschwungenen Brauen zwischen langen Wimpern hervorblickten. Hierzu noch das von dichten kastanienbraunen Flechten umrahmte, fein gezeichnete Köpfchen, der liebliche Mund, die kleinen Ohren, Hände und Füße! All das bezauberte mich und andere gleich bei der ersten Begegnung. Ich fühlte Marien gegenüber wahre Liebesglut in meinem Herzen. Unter meinen zahlreichen Rivalen befand sich zwar auch ein reicher Italiener, welcher die schöne Marie mit allen möglichen Aufmerksamkeiten umgab und so reichlich für Blumen, Bonbonnièren usw. sorgte, daß ich armer Stu-

Digitized by Google

dent es gar nicht wagen konnte, auf diesem Gebiete in ernste Konkurrenz zu treten. Meine platonische Liebe wurde aber nicht verschmäht, und ich glaube sogar, daß ich der Einzige war, von dem sich mein kleiner Abgott küssen ließ, während der reiche Italiener ihr nur öffentlich huldigen durfte.

Die Achtundvierziger Revolution in Graz.

Ein kleiner Komiteeherr — Das ABC der Liebe — Ich verehre eine Schauspielerin, die mich kuriert — Konstitution! — Die Bewaffnung der Technikerlegion — Ich werde Trommler — Großpapas Freude — Die Legionäre beschützen die Jesuiten — Als Wache im Kloster — Bursch — Auf der Proskriptionsliste — Mein Großonkel Arster — Ich werde expropriis Unterkanonier — Der kleine Soldat — In Extra-Uniform — Nach 8 Tagen Oberkanonier, nach 12 Tagen Lehrer an der Regimentsschule — Oberst Arsters gute Lehren.

Das Revolutionsjahr 1848 machte ich schon als Hörer der Technik mit. Es verursachte unserem Mathematikprofessor Dr. Göth, der angeblich ein natürlicher Sohn des Erzherzogs Johann war, jedesmal eine gewisse Anstrengung, wenn er, das Wort an mich richtend, die Anrede „Herr" gebrauchen mußte, der mir als Hochschüler trotz meines knabenhaften Exterieurs zukam. Im Alter von sechzehn Jahren vier Schuh acht Zoll lang, sah ich so kindisch mit meinem blonden Krauskopf aus, daß viele meiner Kollegen, unter denen sich Männer bis zu fünfundzwanzig Jahren befanden, mißgestimmt darüber waren, ein solches Bubi als Nachbar im Kolleg zu haben. Der kleine Willy, wie man mich nannte, mußte in den Zwischenpausen für die Kollegen Zimmtkipfel von dem Luxusbäcker holen, welcher sein Geschäft schlauerweise in der Nähe etabliert hatte und das Gebäck frisch aus dem Ofen lieferte. Wegen meiner mathematischen Kenntnisse genoß ich aber

Digitized by Google

selbst bei den bemoosten Häuptern eine gewisse Wertschätzung, die darin ihren Ausdruck fand, daß ich beim ersten Technikerball, der überhaupt in Graz gegeben wurde (Fasching 47/48), in den Ballausschuß gewählt wurde. Das war umso drolliger, als mit dem kleinsten der Grazer Techniker auch der Längste aus allen vier Jahrgängen, mein Kollege Kienreich, ins Komitee kam.

Der Kleinste naschte aber schon in bedenklicher Weise am Baum der Erkenntnis, genoß bereits die Freuden des Lebens, war Habitué aller Tanzschulen und unterhielt diverse Liebschaften, darunter auch jene mit Marie Geistinger. Als sie nach dem Tanzunterricht ein höheres Töchter-Institut besuchte, machte ich vor demselben Fensterpromenaden. Da geschah es, daß die Vorsteherin dieser Schule, die mein Gehaben beobachtet hatte, eines Tages plötzlich das Fenster im Parterre aufriß und mir mit dem Finger drohend zurief: „In welche Schule gehen Sie denn, Sie Knirps, der Sie schon Fensterpromenaden machen?“ worauf ich kurz gefaßt antwortete: „Das ABC der Liebe habe ich bereits absolviert“. Diese kecke Antwort verblüffte die Dame derart, daß sie das Fenster klirrend zuschlug und im Institut strenges Gericht darüber hielt, welchem ihrer Zöglinge die Aufmerksamkeiten dieses Don Juans galten. Marie wurde von ihren Mitschülerinnen verraten und mußte das Institut verlassen, worüber zwar nicht sie, aber umsomehr ihre Mama erzürnt war. Kurz darauf machte Frau Olga Geistinger unserer harmlosen Tändelei ein rasches Ende, indem sie ihrer Tochter jeden weiteren Verkehr mit dem grünen Jungen strengstens untersagte.

Aber nicht nur mit der späteren Operetten-Diva hatte ich angebandelt, sondern auch mit einer wirklichen Schauspielerin des Grazer Theaters wollte ich in zarte Beziehungen treten. Im Jahre 1847 war die Salondame im ständischen Theater

Digitized by Google

am Franzens-Platze Fräulein Ottilie v. Berg, ich einer ihrer glühendsten Bewunderer. Nach der Vorstellung wartete ich immer beim Bühnenausgang, zog ehrerbietig den Hut und war ganz selig, wenn sie mit vornehmem Kopfneigen meinen artigen Gruß erwiderte. Selbst der Umstand, daß in der Bürgergasse stets ein hoher Herr sich zu meiner Angebeteten gesellte und die Holde dann in ihre Wohnung hinaufbegleitete, ohne sobald wieder herabzukommen, konnte mich in meiner Verehrung nicht erschüttern. Ich ging oft bis Mitternacht in dem kleinen Bindergäßchen vor ihrem Hause auf und ab, ohne den Abschied meines Rivalen von der Herzensgöttin erwarten zu können. Endlich wollte ich doch Klarheit in die Situation bringen und eine Entscheidung zwischen dem alten Herrn, dem Vater des obgenannten Kollegen, und meiner jungen Seele herbeiführen. Ich machte ein kalligraphisch sehr hübsch ausgestattetes Türtäfelchen (Ottilie v. Berg — Schauspielerin) in den Liebesfarben grün und rot, und bestach die Hausmeisterin, damit sie mir gestattete, diesen Ausdruck meiner Huldigung an der Türe der Künstlerin anzubringen. Ganz à la Siebel, der damals für mich noch nicht existierte, legte ich Rosenbuketts auf ihre Schwelle.

Eines Abends kommt nun Fräulein v. Berg, die Tochter eines russischen Generals, mit ihrem Seladon nach dem Theater in die Wohnung, stolpert über den Blumenstrauß, macht Licht und sieht die Ueberraschung nicht nur an der Türe, sondern auch auf der Schwelle. Es gibt eine Szene zwischen Fräulein v. Berg und ihrem Freunde, und ich erreiche zum ersten Male, daß er nach kurzem Aufenthalt wieder herunterkommt, sehr verstört, wie ich beim Laternenschimmer bemerken konnte. Nun galt es rasch zu handeln. Die Eifersucht des alten Herrn mußte aufs Aeußerste getrieben und sofort die Initiative meinerseits ergriffen werden.

Des andern Morgens wurde mein Frackanzug ausge-

Digitized by Google

bürstet, und ich erschien schon zu einer Stunde, wo ich, durch die Hausmeisterin avisiert, sicher war, die schöne Ottilie allein zu treffen, mit einem Strauß, ließ mich durch die alte Marthe anmelden und trete etwas schüchtern aber doch nicht ungeschult ein. Fräulein v. Berg erhebt sich in hochelegantem Spitzennegligée von einer Chaiselongue und reicht mir die weiße Hand, die ich begeistert zu den Lippen führe. Sie sagt mit einer unbeschreiblichen Grandezza:

„Mein lieber Kleiner, Sie haben mich mit Ihrer gestrigen Aufmerksamkeit zwar in zarter Weise überrascht, mir damit aber auch eine sehr große Verlegenheit bereitet. Ich weiß nicht, was ich mir von Ihnen denken soll. Sie sind ja noch ein Kind, und wenn mich auch die Begeisterung für die Rollen, die ich im Theater spiele, herzlich freut, so möchte ich Ihnen doch ernstlich raten, sehr fleißig zu lernen und sich alle andern für Knaben nicht passenden Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen. Wollen Sie mir das versprechen und mich dadurch vor weiteren Unannehmlichkeiten bewahren, so können wir gute Freunde bleiben."

Nach diesen letzten Worten reichte sie mir ihre klassisch schöne Hand, die ich wieder küssen durfte, und verabschiedete mich in nicht mißzuverstehender Weise. Wie ich später erfuhr, mußte die Hausmeisterin dem Verehrer der Schauspielerin, dem Bürgeroberſten, erzählen, daß es wirklich nur ein Knabe war, vor dem dieser gezittert hatte, und so löste sich die ganze Geschichte in Wohlgefallen auf. Ich war durch die Ausdrücke „Kind, Knabe usw." gründlich kuriert und studierte fleißig weiter, bis der 13. März 1848 den Vorträgen am Polytechnikum ein rasches Ende bereitete.

Beim Ausbruche der Revolution des Jahres 1848 hatte ich eigentlich gar keinen Begriff von den Schlagworten, mit welchen damals das Volk aufgewiegelt wurde. Meine älteren Kollegen, besonders die Polen und Magyaren, wußten aber

Digitized by Google

gut Bescheid und erklärten mir, um was es sich eigentlich handle. Alles schrie nach Konstitution. Von hundert Menschen, welche dies Wort im Munde führten, wußte kaum Einer seine Bedeutung. Ich will nur einige Episoden aus den Märztagen kurz berichten, um dann von der Revolution, die gar nicht nach meinem Geschmacke war, Abschied zu nehmen.

Da ist zunächst der 14. März. Von Wien waren Nachrichten über den Ausbruch einer Revolution nach Graz gekommen (Eisenbahn bestand damals nur von Wien bis Gloggnitz und von Mürzzuschlag bis Graz); die Studenten gaben das Signal zum Alarm in der steirischen Hauptstadt. Die Bürger, Herr v. Emperger obenan, folgten ihrem Beispiele, und am 16. März rückten zum erstenmale die akademischen Verbindungen zum Hauptwacheplatz vor dem Magistratsgebäude kompagnieweise aus. Juristen, Mediziner, Philosophen und Techniker. Wir hatten aber keine Waffen. Da erscholl der Ruf: „Erstürmen wir das Zeughaus!" Im nächsten Moment waren wir durch die Sporgasse auf den Franzensplatz hinaufmarschiert. Einige der Hitzigsten an der Tête wollten das große Tor des kaiserlichen Zeughauses mit Hacken einbrechen. Das war aber nicht nötig, denn der Gouverneur Graf Wickenburg ließ auf seine Verantwortung hin öffnen. Wir brauchten also nur zuzugreifen und versahen uns so rasch wie möglich mit allerlei Waffen, alten Feuersteingewehren und Säbeln in Lederscheiden aus der Franzosenzeit 1797—1809. In einer halben Stunde waren wir bereits bis an die Zähne bewaffnet. Aus Mangel am nötigen Riemenzeug banden wir uns die Säbel mit Spagatschnüren um den Leib, schulterten die Gewehre und rückten dann am Hauptwacheplatze zusammen, jetzt bereits in „Züge" formiert. Im Nu waren die Offiziere und Chargen aus unserer Mitte gewählt und Reinhold Eisl, ein Hörer des IV. Jahrganges, zum Kommandanten der Technikerlegion gewählt.

Digitized by Google

Ich konnte das schwere Gewehr nicht tragen und mußte mich zum Tambour der Techniker-Kompagnie hergeben, um überhaupt mittun zu dürfen. Da ich aber nicht trommeln konnte, hatte mir Großpapa, der trotz seines Offizierscharakters sehr freisinnig war, Unterricht im Trommelschlagen gegeben, notabene auf einer alten Landwehrtrommel von 1809, die keinen reinen Ton mehr von sich gab. Es war jämmerlich, was ich zusammentrommelte. Man mußte mir einen alten ausgedienten Tambour zur Seite stellen, um nur halbwegs marschieren zu können. Großpapa, der alte Hauptmann, der die Franzosenkriege bis inklusive 1809 mitgemacht hatte, gab mir außerdem seinen Offiziersdegen samt Koppel; ich konnte ihn nur schleppend tragen.

Mein guter Großpapa, welcher sich in der Tiefe seines edlen Herzens über die Frühlingswärme freute, die sich mit einem Male über das unter Metternichs strammem Regimente ganz erstarrte Oesterreich verbreitete, fand merkwürdigerweise nichts Lächerliches darin, daß ich mit seinem Degen, den er zuletzt bei Aspern geführt hatte, in Graz herumspazierte. Ja, er hatte sein Wohlgefallen an meinem kindischen Gehaben und animierte mich in jeder Weise zu militärischen Uebungen. Vermutlich sah er darin ein gutes Vorzeichen für die militärische Karriere, der er mich zuführen wollte.

Sein größtes Vergnügen schien es zu sein, wenn er nahe um den Ersten jeden Monates herum, wo er seine kleine Pension behob, mich in das damals bestrenommierte Weinstübchen des Schlossermeisters Lerch führen und mich dort mit „ungarischem Rebhuhn" (Rindsmaulsülze) traktieren konnte. Auch für mich waren diese Abende ein sehr erwünschter Genuß, aber nicht so sehr wegen des Schmausens, als wegen der interessanten Enthüllungen, welche mir Großpapa in solchen vertraulichen Plauderstündchen zu machen pflegte. Zum zehnten Male mußte er mir die Napoleonischen Feldzüge, die Revo-

Digitized by Google

lution in Venedig, in welcher er samt Großmama bei einem Haar ermordet worden wäre, dann die Pestepidemie, während welcher er Spitalskommandant war, und viele andere Geschichten erzählen, wobei ich so gespannt zuhörte, daß ich Essen und Trinken völlig vergaß. Großpapa beabsichtigte offenbar, mich langsam für die Artillerie zu präparieren, denn er erzählte mir mit Vorliebe die glänzenden Leistungen dieser wichtigen Waffe und die schönen Erfolge, welche sein jüngerer Bruder Franz als Artilleriechef in Prag erzielt hatte.

Vorderhand war ich vor allem Student, und die Degenraßlerei machte mir nur kurze Zeit Spaß. Immerhin hatte ich während dieser Zeit Gelegenheit, so manches zu erleben, was der Aufzeichnung wert erscheint. So z. B. gleich meinen ersten Wachdienst am 16. März. Wie schon oben angedeutet, hatte der Pöbel die Freiheit und Gleichheit so ausgelegt, daß man jetzt alles tun dürfe, und daß jede Autorität ein Ende habe. Man schlug deshalb den Bäckern und Fleischern, welche auch damals schon das Volk aussaugten und sich von dem Sündengeld ein Haus nach dem anderen kauften, die Fenster ein, zündete am Lendplatze zwei Fleischerläden an und lynchte einige Bäcker, die am meisten dazu beigetragen hatten, die edle Zunft verhaßt zu machen. Außer diesen Gewerbsleuten galt der Groll des Volkes den in der Vorstadt „Münzgraben" eingenisteten Jesuiten, auf welche man es ganz speziell abgesehen hatte.

Der Gouverneur, Graf Wickenburg, trat deshalb gleich nach unserer militärischen Ausrüstung und Formierung in die Mitte der Studenten, hielt uns eine patriotische Anrede und sprach die Erwartung aus, daß die akademische Jugend die empfangenen Waffen dazu benützen werde, um wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Wir Techniker wurden unter Führung unseres Kommandanten Eisl sofort in Marsch gesetzt und eilten an die bedrohten Punkte, um weitere Aus-

Digitized by Google

schreitungen zu verhindern. Die akademische Legion, die Juristen, Mediziner und Philosophen, erhielten das rechte Murufer, wir Techniker das linke zugewiesen.

Die Technikerkompagnie fand da Gelegenheit, die Jesuitenorganisation näher kennen zu lernen. Die im Münzgraben im Dominikanerkloster angesiedelten Mitglieder dieses Ordens zu schützen, war unsere erste Aufgabe. Schon am Vormittag des 14. März hatte ein Angriff des Pöbels auf das Jesuitenkloster stattgefunden. Es verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß die Rädelsführer des Klostersturmes in die Küchenräume des Ordenshauses gedrungen seien, wo sie trotz des Fasttages den Herd mit Fleischtöpfen besetzt gefunden hätten. Andere wieder wollten wissen, man habe im Keller Gerippe neugeborener Kinder gefunden, und dergleichen Enten mehr flogen von Mund zu Mund. Der Haß gegen die Jesuiten, die sich als Erbschleicher bei Sterbenden und als Spione im Beichtstuhle aller möglichen Epitheta erfreuten, war so allgemein und intensiv, daß selbst Männer aus gebildeten Kreisen derlei Märchen ganz ernsthaft weiter erzählten. Und diesen verhaßten Orden sollten die populären Studenten in Schutz nehmen! Wickenburg hatte gut kalkuliert. Wenn die Studenten anbeißen, wäre alles gewonnen; man mußte sie nur für die Sache interessieren. Wir wurden vom Gouverneur in unserer akademischen Würde so gehoben, daß wir mit wahrem Feuer an die Aufgabe gingen.

Die Münzgrabenstraße war dicht mit Volksmassen gefüllt, als wir in das Klostergebäude einmarschierten. Von allen Seiten hörte man den Ruf: „Hoch die Studenten, sie kommen, uns anzuführen!“ Welch bittere Enttäuschung aber, als unser Kommandant die Menge zum Auseinandergehen aufforderte und erklärte, die Studenten seien nicht gekommen, um das Kloster zu stürmen, sondern um „Ruhe“ und „Ordnung“ aufrecht zu erhalten. Auf diese Schlagworte hin, die ebenso

Digitized by Google

landläufig wurden, als jene von „Freiheit“ und „Gleichheit“, zerstreuten sich die Volksmassen, wenn auch mit Widerwillen und Murren, wagten es aber doch nicht, die Verkünder und Träger der Freiheit, als welche wir Studenten galten, anzugreifen. Wir besetzten sofort das Kloster und seinen ausgedehnten Garten, der heute noch durch eine hohe Mauer eingeschlossen ist. Wachposten wurden längs der Mauer ausgestellt, und da meine Funktion als Tambour mit dem Einrücken ins Kloster eigentlich beendet war, wünschte ich, daß man mir auch einen Wachposten anvertrauen möchte. Ich zog den Säbel und wurde in der Mitte des großen Gartens beim Lusthause postiert. Sonderbarerweise hatte das Geschick gerade mir ein interessantes Abenteuer zugespielt, während meine Kameraden, die längs der Mauer auf Posten standen, nur mehr die völlige Ruhe des Volkes konstatieren konnten.

Ich stand von zehn bis zwölf nachts an dem bezeichneten, scheinbar ganz uninteressanten und sicher ganz ungefährlichen Punkte des sehr großen Gartens, als ich plötzlich acht Gestalten in langem Habit auf das Gartenhaus, das als Sommer-Speisepavillon diente, zuschreiten sah. Ich bemerkte, daß je vier Mann eine schwere Kiste trugen, welche sie alle fünf Minuten zur Erde setzten, um ausruhen zu können. „Halt wer da!“ rief ich. „Gut Freund!“ war die Antwort des Führers der dunklen Gruppe, der alsbald auf mich zuschritt und mir eröffnete, daß die zwei schweren Kisten, die sie trugen, alle Kostbarkeiten des Klosters und auch die wichtigsten Dokumente des Ordens enthielten. Man wolle sie in einem unterirdischen Gewölbe bergen, zu welchem der Eingang sich im Gartenpavillon befinde. Ich ließ die Schatzträger halten und schrie: „Patrouille heraus!“. Als der Kommandant der Wache und auch unser Kompagniechef selbst erschienen, berichtete ich den Vorfall. Eisl erteilte mir darauf den Befehl, die Fraters gewähren zu lassen. Nun sah ich, daß unter dem

Digitized by Google

Speisetisch, der im Pavillon stand, sich eine Falltüre befand, die mit einer Strohmatte verdeckt war. Von derselben führte eine steinerne Stiege in das unterirdische Schatzgewölbe. Die Fratres ließen die Kisten sorgfältig mit Stricken hinabgleiten und blieben länger unten, als ich am Posten stand. Es schlug zwölf Uhr, und es erfolgte meine Ablösung. Ich kann daher den Schluß dieser Beisetzung von Klosterschätzen leider nicht umständlicher schildern.

Als ich um zwölf Uhr vom Posten kam und ins Refektorium trat, das mittlerweile in einen Speisesaal verwandelt worden war, wo die Professores und übrigen Fratres, etwa zwanzig an der Zahl, in vornehmen Reisekleidern an den Tafeln saßen und meinen Kollegen die Honneurs beim Speisen machten, war ich froher Gast bei den Jesuiten. Wie staunte ich über die Kavaliere, die ich hier versammelt fand! Vollendete Gentlemen, die alle Sprachen kannten und uns lustig zutranken. Sie hatten sich bereits zur Abreise umgekleidet, die um vier Uhr morgens bei dichtem Nebel in zehn Fiakern stattfand. Wohin die Reise ging, das sagten sie auch uns, ihren Beschützern, nicht. Ich glaube aber, sie fuhren über den Radl nach Kärnten und weiter nach Tirol.

Im übrigen drückte ich mich schon Anfang Mai aus dem Revolutionstrubel hinaus nach Harrachegg, um meinem Lieblingssport, dem Waidwerk zu huldigen.

Kaum aber war ich in Graz zurück, als mich das Studentenleben wieder in Beschlag nahm. Die Burschenschafterei, welche erst in der Revolutionszeit Mode wurde, gefiel mir damals absolut nicht. Ich wurde als Fuchs derart beknüllt und dann geprellt, daß ich jämmerlich kotzen mußte und dann drei Tage lang krank lag. Unser bemooftes Haupt ließ mir das Bier gewaltsam in die Gurgel gießen. Das war abscheulich!

Meine Studienzeit sollte gar bald ein unerwartetes Ende nehmen.

Digitized by Google

Wie es kam, ist rasch erzählt. Ich hatte als Techniker des ersten Jahrganges die Märzrevolution des Jahres 1848 simpel mitgemacht; mein Bruder Karl wußte sich aber als Redakteur eines demagogischen Flugblattes in Graz sehr unangenehm bemerkbar zu machen. Deshalb war der Name Gründorf bei der Polizei im schwarzen Buche notiert. Als nun im Oktober 1848 die Reaktion ihre Arme nach den Kompromittierten ausstreckte, kamen auch die Gründorfs auf die Proskriptionsliste. Mein Großonkel Franz Edler v. Axster, der als k. k. Artillerieoberst damals von Prag, wo er unter Windischgrätz das Bombardement der Stadt Prag geleitet hatte, nach Graz kam und Kommandant des 3. Feldartillerieregiments wurde, zeigte mir im ersten Moment unserer Begegnung großes Wohlwollen, während er von Karl, den er einen Demagogen schalt, absolut nichts hören wollte. Offenbar war Onkel Axster von seinem Bruder, unserem Großpapa, beeinflußt worden. Da ich überdies ein guter Mathematiker war, was bei der Artillerie damals noch als Hauptsache galt, so hatte Onkel Axster gleich ein Auge auf mich geworfen, um einen tüchtigen Lehrer für die neu zu errichtende Unteroffiziersschule zu gewinnen.

Nun begab sich folgendes: Onkel Axster spielte eines Tages beim kommandierenden General in Graz seine Whistpartie. Da tritt der Flügeladjutant des Marschalls N. ein, unterbricht die Partie und überreicht dem Kommandierenden die Liste jener Studenten, welche als Kompromittierte in der Nacht aufzugreifen und als gemeine Soldaten ex officio abzustellen waren. (Es herrschte Belagerungszustand.)

Onkel Axster bekommt die Liste auch zu Gesicht und erblickt die Namen seiner beiden Großneffen Karl und Wilhelm Gründorf. Er setzt sich sogleich in seine Equipage, fährt zu Papa in die mittlere Laimburggasse und eröffnet ihm die Gefahr, in der seine Söhne schweben. „Mit Karl magst du,

Digitized by Google

lieber Neffe, machen, was du für gut findeſt," ſagte er, „deinen Wilhelm möchte ich aber gleich in die Kaſerne mitnehmen, wo er morgen früh zur Kanone ſchwören ſoll. Wenn die Polizei nach Wilhelm forſcht, ſo ſage nur, daß er bereits als expropriis Unterkanonier beim 3. Feldartillerieregiment dient."

So wurde ich Soldat, und wie ich meine, keiner der Schlechteſten.

Unbeſchreiblich war die Freude Großpapas, als er mich im braunen Frack mit Korſetthut und der blauen Hoſe mit breiten roten Lampaſſen bei Onkel Franz erblickte, wohin er gewöhnlich abends zum Nachtmahle kam. Ich ſehe ihn noch, wie er ſich vor Lachen ſchüttelte und wie ihm dabei die Freudentränen über die glatten roten Wangen herabrollten, als Onkel Franz mit ſehr viel Wohlwollen zum Beſten gab, auf welche Weiſe er es möglich gemacht hatte, daß der Kriegskommiſſär mich, den kleinen expropriis Unterkanonier aſſentierte, trotzdem ihm von der für die Artillerie vorgeſchriebenen Körperlänge ſechs Zoll fehlten. Dabei gab es auch wirklich eine komiſche Situation, in welcher ich mich aber zeitweiſe recht unbehaglich fühlte. Zunächſt hatte ich vom guten Onkel die Weiſung erhalten, meine Stiefeletten inwendig mit Korkſohlen und zollhohen Einlagen zu verſehen, aber auch von außen hohe Abſätze (Hacken) anbringen zu laſſen. So ſollten wenigſtens zwei Zoll gewonnen werden. Ich hatte nämlich nur vier Fuß acht Zoll, und fünf Fuß zwei Zoll war das Minimum, womit man zur Artillerie aſſentiert werden konnte. Aber trotz dieſer Nachhilfe, welche vom Regimentsſchuſter recht gut geleiſtet worden war, herrſchte mich der bärbeißige alte Kriegskommiſſär mit den Worten an: „Was wollen Sie kleiner Knirps bei der Artillerie machen?" Hierüber fühlte ich mich in meiner akademiſchen Würde ſo tief verletzt, daß ich augenblicklich Reißaus nahm und in die Lazarettkaſerne zu Onkel Axſter eilte,

Digitized by Google

um mich bitter über diese Geringschätzung zu beklagen. Es fehlte nicht viel, so hätte ich sofort auf die militärische Laufbahn verzichtet, bei der ich gleich anfangs so unbelikat behandelt wurde. Im ersten Moment war der Herr Oberst sehr ungehalten, aber nicht über seinen Neffen Wilhelm, sondern über seinen Adjutanten, den Oberleutnant Pelz, den er damit betraut hatte, die Assentierung persönlich zu bewirken, um jedem Widerspruch von seiten des Kriegskommissärs vorzubeugen. Onkel donnerte dem Herrn Adjutanten recht deutlich zu, daß er es sei, der an dieser Entwicklung die Schuld trage, und befahl ihm, sogleich in Onkels Equipage mit mir in die Bürgergasse, wo damals neben dem Mausoleum das Generalkommando war, zu fahren, um die Sache rasch in Ordnung zu bringen. Nun gings allerdings ganz anders her, und der Kriegskommissär entschuldigte sich sogar bei mir, daß er nicht wissen konnte, einen Herrn Techniker, notabene den Neffen des Regimentskommandanten vor sich zu haben.

Nach bewirkter Aufnahme im Generalkommando fuhren wir nach dem Lazarettfelde zurück, wo ich gleich zur Kanone schwören mußte. Bis Mittag waren auch die neuen Monturstücke schon so weit für mich verkleinert, daß ich sie anlegen konnte, ohne lächerlich zu erscheinen. Mit dieser Kommißuniform wollte ich aber nicht in die Stadt gehen, und so wurde ich abends nur beim Tee in der Familie des Onkels vorgestellt, welchem Akte auch Großpapa beiwohnte. Drollig genug muß ich in dieser ärarischen Montur ausgesehen haben, denn die Damen rümpften die Nasen und Großpapa konnte sich nicht enthalten, herzlich über die Metamorphose (ich war in Zivil stets ein Elegant) und über den kleinen „Knirps" zu lachen. Erst am zweiten Tage war meine Extrauniform aus feinem Tuche fertiggestellt, und nun konnte ich mich auch meinen guten Eltern zeigen. Papa war über die militärische Laufbahn nicht sehr entzückt, er hätte mich lieber als Architekt

Digitized by Google

und Baumeister gesehen und wünschte deshalb die Vollendung der technischen Studien.

Bruder Karl war noch in jener gefährlichen Nacht aus dem elterlichen Hause geflohen. Ich traf deshalb nur noch Mama und die drei Schwestern (Karoline, Mathilde, Minna), sowie den jüngsten Bruder Adolf zuhause an. Daß mich die Schwestern gehörig musterten, ist mir noch erinnerlich. Am wenigsten Beifall fand mein Korsetthut, was sehr begreiflich ist, denn offen gesagt, dieser aufgestülpte Hut von grobem Filz mit Ledereinfassung, auf welchem vorne ein schwarzgelber Federbusch steckte, war in der Tat wenig kleidsam.

Diesen ersten Ausgang hatte mir Onkel Axster nur ganz ausnahmsweise gestattet, um mich den Meinigen vorstellen zu können. In der Regel durften Rekruten nicht in die Stadt gehen, bevor sie nicht gehörig abgerichtet waren. Salutieren konnte ich aber von der akademischen Legion her, wo wir ja auch militärisch dressiert wurden, und sogar Dienstreglement lernen mußten. Hierdurch wurde meine Rekrutenzeit überhaupt ganz wesentlich abgekürzt, und da ich auf Onkels Wunsch sehr rasch die erste und zweite Abteilung des Artillerie-Unterrichtes, zwei Bücher à 60 Seiten, durchstudiert hatte, so konnte ich nach acht Tagen bereits die Oberkanonierprüfung mit Auszeichnung ablegen, was immerhin im dritten Feldartillerieregimente einige Sensation erregte. Am neunten Tage stand bereits im Regimentsbefehl:

Ich ernenne den expropriis Unterkanonier Wilhelm Gründorf zum Oberkanonier! Axster, Regimentskommandant.

Selbstverständlich ging der praktische Unterricht, womit ein alter Feuerwerker betraut war, Hand in Hand mit der theoretischen Ausbildung, so daß mich Oberst Axster schon am

Digitized by Google

zwölften Tage als Lehrer der Geometrie in der neu zusammengestellten Regimentsschule verwenden konnte. Meine Schüler waren Oberkanoniere und Unteroffiziere, welche den italienischen Feldzug 1848 mitgemacht hatten, von Mathematik aber nicht viel wußten. Stolz auf diese erste Lehrtätigkeit, die mich in den Augen meiner älteren Kameraden nicht wenig hob, bemühte ich mich, mein Lehramt gewissenhaft zu versehen, und erinnere mich heute noch gerne der schönen Zeit.

Der Herr Oberst war stolz auf seinen Fang aus der Studentenrazzia und lud mich täglich zum Familientee, wo ich mir gute Manieren aneignen konnte. Meine Tante Gabriele war eine sehr vornehme Dame, mit aristokratischen Allüren, die manchmal sogar dem Hausherrn etwas unbequem wurden. Onkel zog sich deshalb mit mir, des Rauchens wegen, in sein Arbeitszimmer zurück, wohin uns auch Großpapa gerne folgte, der mit der Frau Schwägerin ohnedies auf gespanntem Fuße stand und sie mir gegenüber eine hochmütige Nocken nannte.

Onkel Franz, der sich in seiner Weise zu trösten wußte, hat mir aus dem Schatze seiner Erfahrungen manch wertvollen Ratschlag erteilt. Besonders einer ist mir in Erinnerung geblieben. Er sagte mir ungefähr folgendes: „Wilhelm, du bist jetzt Soldat und wirst in verschiedene Lagen kommen, wo du leicht straucheln und dich fürs ganze Leben unglücklich machen könntest, wie es meinem ältesten Sohn Karl leider passiert ist. Merke dir, daß es für so schmucke Jungen wie du einer bist, stets barmherzige Witwen auf der Welt gibt, die etwaigen Anliegen nicht abgeneigt sind. Du wirst es also nie nötig haben, deinen Kraftüberschuß an öffentlichen Orten abzusetzen; aber auch bei liebesbedürftigen Frauen soll es dir stets eingedenk bleiben, daß man nur einen Schuß im Rohre hat. Greife nicht in die Patronentasche, die im Rückenmarke liegt, sonst entgehst du zwar der Scylla, kommst aber in die Charybdis."

Digitized by Google

Ueberhaupt vertrat von nun ab mein guter Onkel gewissermaßen Vaterstelle an mir. Wie lieb er mich hatte, beweist nicht nur die Art und Weise, wie er mich der militärischen Laufbahn zuführte, sondern auch das unveränderte Wohlwollen, welches er mir bis an sein Lebensende angedeihen ließ.

Im Bombardierkorps zu Wien und Olmütz.

In der Phäakenstadt — Empfehlungen — Geister- und Totengeschichten — Der Dienst — Die Gestaltung des Korps — Löhnung — Uniform und Mädchen — Ein Bombardier-Stückl — Der Unterricht — Technische Aufgaben — „Auf die Festung" nach Olmütz — Wiederaufnahme des Unterrichts — Der Onkel als Don Juan — Heiratsabsichten — Rest — Die Trennung — Kaiserlicher Besuch und Ernennung zum Kaiserkadetten — Bei den Domherren — Militärjustiz — Eine Meuterei — Erkrankung — „Artillerie-Akademie" — „Die Fuchtl" — Aus dem Profosenarrest heraus Offizier.

Anfangs Mai kam von der General-Artilleriedirektion der Auftrag, zwei gut konduitisierte Oberkanoniere in das Bombardierkorps nach Wien abzugeben. Obzwar er sehr froh darüber war, daß er die Regimentsschule infolge meiner mathematischen Kenntnisse hatte zusammenstellen können, die nun bei meinem Abgang wieder aufgelöst werden mußte, wollte mir der gute Onkel doch nicht das Glück vorenthalten, gleich beim ersten Schub in das Dorado aller Kanoniere, ins berühmte Bombardierkorps nach Wien zu gelangen. Und so konnte ich bereits um Mitte Mai 1849 über den Semmering wandern: den ersten Schritt ins volle Leben, aus der Provinz in die Residenz.

War mir auch die Phäakenstadt an der Donau nicht mehr fremd — Papa hatte mich im Juni 1848 dorthin mitgenommen —, so waren doch die Verhältnisse im Bombardierkorps ein Novum, für welches ich mich auf das lebhafteste

Digitized by Google

interessierte. K. k. expropriis Bombardierkadett in Wien, das war eine Verheißung!

Ich kann nicht sagen, daß der Empfang, den der Knirps dort unter den mannhaften Kameraden fand, gerade aufmunternd gewesen sei. Der wohlwollende Onkel hatte das vorausgesehen und gab mir Empfehlungen an die maßgebendsten Personen des Korps mit auf den Weg. Ich hatte für den Obersten v. Sonnenfels, den Hauptmann Navarre und den Leutnant Dierschl (Adjutanten des Bombardierkorps) Briefe abzugeben, und so wurde ich dort leidlich aufgenommen. Onkels Vermittlung hatte ich auch die Einteilung zur dritten Kompagnie des genannten Hauptmanns zu danken, welcher mich wahrhaft väterlich behandelte und sein Wohlwollen so offen kundtat, daß weder die älteren Kameraden, noch der brummige Manipulationsfeuerwerker es wagten, mir irgendwie nahezutreten. Angenehm war es aber weder der dritten Kompagnie, noch den andern Korpskameraden, daß ein knabenhafter Jüngling, notabene als Expropriisbombardierkadett ins Korps gelangte, der nicht einmal das schwere Feuergewehr zu tragen vermochte, mit welchem die Bombardiere damals ausgerüstet waren, weil sie Garnisondienst zu leisten hatten. Auf Befehl des Hauptmanns Navarre wurde ich nur als Ordonnanz zu den Generälen kommandiert, wo ich zwar mit dem Gewehre ausgerüstet sein mußte, dasselbe aber nicht immer zu schleppen brauchte. Das Postenstehen auf Wache, wenn auch nur in der Bombardierkaserne, wovon ich nicht verschont blieb, gefiel mir sehr wenig. Von Jugend auf durch dumme Ammenmärchen und Gespenstergeschichten ängstlich gemacht, war ich mit sechzehn Jahren Soldat und mußte den Nachtposten beim Choleraspital und speziell vor der Totenkammer beziehen. Diese beiden Humanitätsanstalten waren während des ungarischen Krieges merkwürdigerweise in einem langen Trakte der Rennweger Artilleriekaserne untergebracht,

Digitized by Google

weshalb wir außer der Kasernenwache noch die Spitalsposten zu besorgen hatten. Meine Kameraden glaubten ihr Mütchen an dem Kruzen (Jüngsten) des ganzen Korps kühlen zu sollen und erzählten deshalb auf der Wachstube alle erdenklichen unmöglichen Auferstehungsabenteuer, die sie in dem langen Zwinger vor der Totenkammer erlebt haben wollten! Auch mit Leintüchern wurde gearbeitet. Nachts schlichen geisterhafte Gestalten über die endlosen und hellschallenden Korridore des Kasernenkolosses am Rennweg, der, bei seinen zwei großen Höfen, vier Gassenfronten bildete. Daß man gerade mich, den Jüngsten und Kleinsten des ganzen Wachkommandos, um Mitternacht (zehn bis zwölf) auf den Posten vor die Totenkammer postierte, war gewiß auch kein Zufall. Ich durfte aber keine Furcht merken lassen, denn sonst wäre ich ganz unmöglich geworden. Mit welchen Gefühlen ich da bei Regen, Sturm und Wind am Posten stand, bedarf wohl keiner weiteren Schilderung; es gruselt mich heute noch wegen der Ansteckungsgefahr, die darin lag, daß wir vor aufgehäuften Kadavern Wache halten mußten, die teils von Typhus-, teils von Cholerakranken stammten. Nachts gegen drei Uhr kam erst der Fuhrwagen, um sie abzuholen und en masse auf den Totenacker zu transportieren. Von Desinfektion war damals noch keine Rede. Ich half mir dadurch, daß ich nach Großpapas Rezept ein Stückchen „ungarische Vanille" (Knoblauch) unter die Zunge nahm, womit ich mich von der Infektion bewahrt wähnte.

Unter solchen Umständen war der praktische Dienst im Bombardierkorps, welcher abwechselnd aus Ordonnanzgängen, Postenstehen und Mörserexerzitien bestand, ein sehr anstrengender, und wir wissenschaftlich gebildeten Bombardiere sehnten uns alle mehr oder weniger nach dem Beginn der mathematischen Kurse, deren Eröffnung leider erst für den Herbst 1849 in Aussicht genommen werden konnte.

Digitized by Google

Merkwürdig war die innere Gestaltung dieses Korps, welches zwei wesentlich verschiedene Elemente aufnahm, die sogenannten „praktischen" Bombardiere, die im Felde die Bedienungsmannschaft zu den Mörsern stellten, im Frieden aber als Köche, Schuster, Schneider, Zimmerer und Kleiderputzer wirkten, und die „theoretischen" Bombardiere, welche die mathematischen Arbeiten besorgten und nach Absolvierung ihrer Studien, ihren Fortgangsklassen entsprechend, zu Feuerwerkern ernannt wurden. „Praktischer" Bombardier wurde man entweder gleich vom Regimente aus oder im Laufe des Lehrkurses, wenn der Fortgang nicht befriedigend war. Letzterem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sich auch unter den praktischen Bombardieren, die eigentlich nur für die Bedienung der Mörserbatterien bestimmt waren, ganz intelligente aber unfleißige Individuen befanden, mit welchen wir auf völlig kameradschaftlichem Fuße verkehrten.

Durch diese eigentümliche Mischung wollte man offenbar eine Ueberhebung der gebildeten Bombardiere verhindern und ging darin soweit, daß praktische und theoretische Bombardiere zusammen in jenen doppelspännigen Betten schlafen mußten, welche damals eingeführt waren. Die Bombardiere bezogen zwölf Kreuzer Konventionsmünze, nach heutigem Geld zirka sechsunddreißig Heller österreichischer Währung als Löhnung und mußten sich hierfür alles, ja selbst die Beleuchtung zum Studium anschaffen. Heute langen die Herren Leutnants bei einem Einkommen, das an die zwölfhundert Gulden (2400 Kronen) jährlich beträgt (inklusive Quartiergeld und Burschenrelutum) nicht aus, während ich mir als Leutnant mit 400 Gulden Jahresgage noch hübsche Ersparnisse machte. Wir waren eben gar nicht verwöhnt und mußten sparen lernen. Am meisten gaben wir für unsere Adjustierung und unsere Raseure aus, denn im Bombardierkorps war das sogenannte „Schwenken" (Parade- resp. Pflanzmachen) sehr beliebt.

Digitized by Google

Extramontur bis inklusive Besteck (so hieß der messingene Geschützaufsatz zum Elevationgeben) gehörte zum guten Ton, und selbst der ärmste Teufel hungerte, bis er sich auf Raten beim Korpsschneider eine schwenkfähige Uniform, einen hübschen Säbel, einen Extrakorsetthut und ein lackiertes Bestecksutteral bestellen konnte. Besonders stramme Federbüsche am Hut und Umschwungriemen für den Säbel, der aus weißem Lackleder statt des Kommißlederzeuges bestand, mußten häufig erneuert werden; erstere waren aus schwarzen und gelben Hahnenfedern zusammengesetzt und schmückten, kühn aufwärtsstrebend, den Korsetthut, den eine fingerbreite Goldborte als Randeinfassung und eine brennende Bombe aus vergoldetem Messing als Embleme zierte. Kein Wunder, daß die flotten Mädchen des dritten Bezirkes im ausschließlichen Besitze des damaligen Bombardierkorps standen, und weder ein Philister noch ein Kamerad von anderen Waffen es versuchen durfte, uns auf diesem Territorium Konkurrenz zu machen. Etwaige Anwandlungen wurden stets strenge geahndet und es gab deshalb auch scharfe Konflikte, wobei aber niemals etwas herauskam, da wir zusammenstanden wie „ein Mann". Besonders der Infanterie gegenüber wollten wir uns absolut nichts vergeben und benutzten jede Gelegenheit, um unsere Ueberlegenheit zu beweisen.

Ein drolliges Geschichtchen möchte ich noch einflechten, weil es die Geistesgegenwart und die Kameradschaft im Bombardierkorps am besten illustriert. Zur Ehre unserer Vorgesetzten bis hinauf zum Kommandanten muß ich konstatieren, daß wir hierbei in jeder Weise unterstützt wurden, denn sonst hätten wir uns derlei gefährliche „Bombardierstückl" nicht erlauben dürfen. Es war nämlich anno 1849 infolge von Schlägereien, welche in einem Vororte von Wien, dem auch heute berüchtigten Simmering, zwischen Soldaten aller Waffengattungen stattfanden, dieses

Digitized by Google

Biereldorado (Simmeringer Brauerei) vom Stadtkommandanten Baron Welden in Bann getan worden. Dieser gestrenge Herr hatte einfach verboten, die Simmeringer Linie (Mauthaus) zu passieren, um zu verhindern, daß sich Soldaten in Wirtshäusern dieses gegen Schwechat liegenden Vorortes aufhielten. Dieses Verbot traf uns Bombardiere besonders hart, da wir weder dem billigen Biere, noch unseren Herzenskönigin nen, welche meist in diesen Gegenden wohnten, entsagen wollten. Wir umgingen also das Verbot auf weiten Wegen, um endlich doch zu unseren Angebeten zu gelangen.

Eines Sonntags verspätete sich eine Gruppe der in Simmering weilenden Kameraden und konnte nur auf dem direkten Wege durch die Mautlinie noch vor der Retraite in der Kaserne eintreffen. Es wurde nun rasch der Rettungsplan entworfen, welcher darin bestand, vor der Linie zu warten, bis eine größere Menge der in Simmering weilenden Wiener die Linienschranken passiert, sich im Dunkel unter die Zivilisten zu mischen und so unbemerkt von der Linienwache in die Stadt hineinzugelangen. Die Rechnung war aber ohne den Wirt gemacht. Ein Unteroffizier von einem polnischen Regimente, mit dem wir wegen Ehrenbezeigungsreibereien auf schlechtem Fuße standen, hatte die Wache und bemerkte die goldenen Börteln auf den Hüten, an welchen wir von weitem erkennbar waren. „Halt!“ hieß es, „still gestanden, aufs Wachzimmer mit den Bombardieren, die das Verbot des Kommandierenden übertreten haben!“ Die armen Kerls waren arretiert. Nur einer hatte sich in dem Gedränge aus dem Staube gemacht, und dieser lief, was er konnte, in die Kaserne, um für die verhafteten Kameraden Hilfe zu schaffen. Erneuter Kriegsrat, diesmal verstärkt durch den Kommandanten der Korpswache, einen feschen Kaiserkadetten, welcher sofort Bescheid wußte. Eine Patrouille des Bombar-

Digitized by Google

dierkorps marschierte mit aufgepflanztem Bajonett zur Linienwache und forschte nach vier vermißten Bombardieren, welche die Retraite (Zapfenstreich um neun Uhr abends) versäumt hatten. Der polnische Unteroffizier nahm keinen Anstand, die vier Missetäter auszuliefern, vergaß aber in der Eile, sich die Namen der Arrestanten zu notieren. Des andern Morgens machte er seinen Rapport an das Stadtkommando von Wien (damals war Belagerungszustand und das Standrecht proklamiert) und berichtete auch über die Arretierung der vier Bombardiere, deren Namen er aber nicht melden konnte.

Die Sache machte im Wiener Generalkommando umsomehr Aufsehen, als wir ohnedies in dem ganz unbegründeten Verdachte standen, mit den Studenten der aufgelösten Technikerlegion zu fraternisieren. F.-M.-Lt. Baron Welden, ein Mann, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, ordnete eine strenge Untersuchung an und verlangte die kriegsrechtliche Behandlung der Bombardiere. Da aber nicht nur die Nürnberger keinen hängen, den sie nicht haben, so waren auch hier vor allem die Namen der Schuldigen zu eruieren. Unser Korpskommandant Oberst v. Sonnenfels, ein seelenguter Herr, verstand in solchen Dingen, wo es sich um die militärische Reputation handelt, auch keinen Spaß, und nun gab es eine peinliche Inquisition, die aber zu keinem Resultate führte, weil sich kein Verräter fand, trotzdem alle Mittel — selbst das Versprechen der Straflosigkeit — versucht wurden, um etwas herauszubekommen. Der Oberst mußte melden, daß er in seinem Korps die Gesuchten nicht zu eruieren vermöge. Baron Welden, erbost über diesen scheinbaren Widerstand, ordnete an, daß das ganze Bombardierkorps vor ihm auszurücken habe und kam mit großer Suite, in welcher sich auch der Unteroffizier von der Linienwache befand, in die Kaserne, um sich persönlich die Verbotsübertreter zu holen und sie dann exemplarisch zu bestrafen! Große Panik vom

Digitized by Google

Kommandanten abwärts erfaßte alle unsere Offiziere. Selbst der beliebte Korpsadjutant vermochte nur zu erfahren, daß die Arretierung und Befreiung in der angegebenen Weise stattgefunden hatte, die Schuldigen nannte man aber auch ihm nicht. Nun mußte er nolens volens mithelfen, die Ehre des Korps zu retten und überließ die Kommandierung der Hauptkasernenwache einem Feuerwerker, der sich erbot, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Das Korps rückt aus. Welden, der Gefürchtete, kommt, schreitet mit dem polnischen Korporal an seiner Seite die geöffneten Reihen des kompagnieweise aufgestellten Bombardierkorps ab und hält bei jedem Manne stille, an welchem der Korporal eine Aehnlichkeit mit einem der vier Arrestanten zu erkennen glaubt. Alsbald muß er aber von der Agnoszierung abstehen, weil der Korporal seiner Sache doch nicht sicher zu sein scheint. Diese Revue bleibt ebenso resultatlos, als die vorausgegangene interne Untersuchung, und der Kommandierende muß samt dem Korporal abziehen. Letzterer gießt das Bad aus, weil er so einfältig war, die Arrestanten an einen fremden Patrouillenführer auszuliefern, ohne schriftlichen Auftrag empfangen zu haben und ohne sich nur die Namen zu notieren. Die Schuldigen können aber kaum das Lachen verhalten, als sie auf der Hauptwache Gewehr präsentiert stramm dastehen und dem abziehenden Stadtkommandanten scharf ins Auge sehen, während er, die Hauptwache musternd, das Kasernentor passiert. Daran, daß die Gesuchten sich so frech auf diesen exponierten Platz hinstellen würden, hatte wohl niemand gedacht, und deshalb hieß Welden den Korporal auch schon früher abtreten, bevor er selbst mit seiner Suite die Hauptwache passierte.

Daß wir in höherer Mathematik arbeiteten und die Kalküls zu den berühmten Pezwallschen Linsen für Fernrohre lieferten, daß unsere Kameraden dutzendweise zu Offizieren

Digitized by Google

bei Kavallerie- und Infanterie-Regimentern ernannt wurden, wobei diese Truppenkörper stets gute Akquisitionen machten, das gehört auf ein anderes Blatt. Im Dienste waren wir dem Korporal subordiniert und hätten eben als intelligente junge Leute dem Reglement Rechnung tragen sollen! Sache unserer obersten Dienststelle wäre es gewesen, Abhilfe in der Weise zu schaffen, daß man uns ohne Ausnahme die Distinktion von Unteroffizieren gegeben hätte, wie es später sogar den Kadettenschülern zugestanden wurde, die sich doch in keiner Weise mit den Bombardieren messen konnten. Im Bombardierkorps wurden alle mathematischen Fächer, inklusive Integral- und Differenzialkalkül, ja sogar Baukunst und Astronomie gelehrt. Das Korps durfte sich als Bildungsanstalt mit jeder Militärakademie messen. Nur mit einem so umfassend geschulten Offizierkorps konnten glänzende Resultate im Frieden wie im Kriege erreicht werden.

Baron Augustin, unser Generalartilleriedirektor, wußte sehr gut, daß er nichts wagte, als er 1849 den Kaiser bat, die Pläne zum neuen großen Artilleriearsenal in Wien selbst entwerfen und diesen Riesenbau durch Artillerieoffiziere ausführen lassen zu dürfen. Nur für die Fassaden bediente er sich der Architekten van der Nül, Sikkhardsburg und Hansen. Es soll damals in den hohen Regionen einen harten Kampf gekostet haben, bis Augustin in einer besonderen Audienz vom Kaiser Franz Josef das allerhöchste Zugeständnis erhielt, ein Artillerie-Arsenal vor der Belvederelinie ganz selbständig ohne irgend eine Einflußnahme seitens des Geniekorps erbauen zu dürfen, ein Zugeständnis, welches meines Wissens einzig in seiner Art dasteht.

Für meine Wenigkeit brachte diese Konzession einen Wendepunkt, den ich nicht genug preisen kann. Kaum war die Genehmigung Sr. Majestät eingelangt, so ließ Augustin auch schon im Bombardierkorps die geeigneten Individuen

Digitized by Google

für die Bauleitung aussuchen, und das bedeutete für mich die Erlösung von dem oben geschilderten Kommißdienste. Er war mir übrigens ganz heilsam, erstens weil ich die Leiden eines armen Soldaten auf Wachposten aus eigenster Erfahrung kennen lernte und zweitens, weil ich nach all den Strapazen und teilweise auch Sekkaturen erst den Wert der wieder erlangten Freiheit in vollem Umfange zu schätzen wußte.

Mit meiner Sommer-Kommandierung zum Arsenalbau, wo ich Bauleiter für den nordwestlichen Pavillon Nr. 16 wurde, war sozusagen der Frühling meiner militärischen Tage angebrochen. Ich erhielt in einer provisorischen Bauhütte eine Kanzlei und ein Schlafzimmer, hatte einen Kanonier zur Bedienung und war nur von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends im Dienste.

Da ich von meinem guten Papa nur die fünf Gulden obligate Zulage eines expropriis Kadetten bezog, meine Löhnung samt der Bauzulage aber nicht mehr als zehn Gulden betrug, so mußte ich umso sparsamer sein, als die Instandhaltung der Extramontur kostspielig war. Trinkgelder brauchte ich damals wohl noch nicht zu geben, wenn ich irgendwo eingeladen war, Raucher war ich noch nicht, und trotzdem waren die monatlichen fünfzehn Gulden bald verausgabt, da ich beim Arsenalbaue an der Menage nicht teilnehmen konnte und das Bier allzu gut schmeckte.

Ich hätte mich vielleicht in dem Phäakenleben der Residenzstadt verbummelt, wenn nicht plötzlich die Versetzung des Bombardierkorps von Wien nach Olmütz allerhöchsten Ortes angeordnet worden wäre.

Schon im Lenzmonde 1849, als ich nach Wien eingerückt war, wurde im Korps davon gesprochen, daß man in den höchsten Regionen etwas mißtrauisch auf das Bombardierkorps blicke, weil dort zu viel Intelligenz aufgestapelt sei. Ich muß hier der Wahrheit die Ehre geben, indem ich konstatiere,

Digitized by Google

daß man nicht ganz ohne Grund Bedenken trug, ein Korps, welches während der Revolution sowohl mit der Universität als auch mit der Polytechnik intime Beziehungen gepflogen und unter den Freiheitshelden des Jahres 1848 zahlreiche Freunde hatte, in Wien zu belassen, wo es unter der Asche fortglimmte, so strenge auch Windischgräz, Welden und die übrigen Bezwinger der Revolution dort herrschten. Ich selbst begegnete in den Straßen Wiens alten Kollegen aus der Grazer Technik, die in Wien weiter studierten und hielt es für unmännlich, ihren Einladungen zu kleinen Kneipereien ängstlich auszuweichen. Andere Kameraden vom Bombardierkorps, die teils an den astronomischen Kursen der Universität, teils an anderen Vorlesungen teilnehmen durften, bevor der 13. März 1848 die Scheidewand zwischen Militär und Zivil aufrichtete, hatten dort liebe Freunde gewonnen und befanden sich gleichfalls in fataler Situation. Mit diesen intelligenten Männern, von denen einige schon Assistenten bei den renommiertesten Professoren waren, konnte man doch nicht plötzlich ohne zwingenden Grund brechen. In Uniform durfte man sich aber nirgends in Gesellschaft eines Zivilisten sehen lassen. Es blieb also nichts anderes übrig, als Zivilkleider anzuschaffen, sie bei einem guten Bekannten außerhalb der Kaserne aufzubewahren und sich ihrer gelegentlich zu bedienen. Die geheime Polizei des allmächtigen Gendarmeriegewaltigen F.-M.-L. Baron Kempen mag von diesen freien Manövern der Bombardiere gewußt haben, wollte aber keinen Lärm schlagen, und so wurde eines schönen Herbsttages allerhöchsten Ortes beschlossen, das ganze Korps von Wien nach der Festung Olmütz zu verlegen. Die Wiener sagten damals, man schicke uns alle auf die Festung. Da flossen Ströme von Tränen, und wohl kaum ein Haus auf dem Territorium, welches wir mit unseren Flammen beherrschten, dürfte ohne Trauerflagge geblieben sein, als wir den Abmarsch nach Olmütz antraten.

Digitized by Google

Die Versetzung nach Olmütz kam in der Tat einer Verbannung gleich. Unsere Lehrbehelfe, die mitgenommen wurden, konnten nicht aufgestellt werden, weil uns nur eine Infanteriekaserne, die sogenannte Jesuitenkaserne, zur Verfügung stand, wo wir außer verwanzten Betten gar nichts vorfanden, was für die Aufnahme eines wissenschaftlichen Korps geeignet gewesen wäre. Selbst unsere Offiziere resp. Professoren waren ganz desperat über diesen Verbannungsakt, der gerüchtweise von Graf Grünne über den Kopf unseres höchsten Artilleriechefs des F.-Z.M. Baron Augustin hinweg direkt beim Kaiser durchgesetzt worden sein soll. Dieser Akt mag wohl dazu beigetragen haben, daß der Generalartilleriedirektor um seine Pensionierung bat, die auch erfolgte. F.-M.-L. Hauslab wurde sein Nachfolger, und der mittlerweile zum General ernannte Onkel Axster kam als Artilleriebrigadier aus Graz nach Olmütz, wo er speziell die Aufsicht über das Bombardierkorps zu führen hatte, dessen Oberst und Kommandant der ausgezeichnete Mathematiker Fink, in militärischer Hinsicht sozusagen eine Null war. Schon sein Exterieur erschien unvorteilhaft für einen Soldaten: Klein, dick, mit rotgeränderten Augen, denen man die Nachtstudien ansah, blickte er unter zwei großen Brillengläsern hervor. Er hatte persönlich nichts Imponierendes, außer seinem kolossalen Wissen, was aber damals nach oben hin nicht viel zählte und deshalb auch von unten nicht gebührend gewürdigt wurde. Die Bombardiere trieben allerlei Allotria, und erst als General Axster über das Korps wachte, wurde der Dienst sehr ernsthaft genommen, sowohl in wissenschaftlicher, als auch ganz besonders in militärischer Beziehung. Die regelmäßigen Kurse konnten wegen der komplizierten Uebersiedlung und Herrichtung von Kasernenzimmern zu Lehrsälen erst im Winter 1849/1850 ihren Anfang nehmen, und so wurden vorläufig nur zwei Klassen aufgestellt. Der einjährige Kurs

Digitized by Google

für die Oberfeuerwerker, Feuerwerker und älteren Kaiserkadetten diente zur Ergänzung unterbrochener Studien, der vierjährige, vollständige Kurs für Bombardiere und jüngere Kaiserkadetten konnte nur den ersten Jahrgang eröffnen.

Tagtäglich begleitete ich meinen Onkel auf seinen Abendpromenaden in den Olmützer Festungswerken. Dafür erwartete mich dann in seinem Arbeitszimmer ein kalter Imbiß, welchen Fräulein Bertha v. Bernhardy, die Tochter einer Jugendfreundin meines Onkels, mir in so liebenswürdiger Weise servierte, daß der Herr General manchmal zu viel Süßigkeiten bei dem mir Dargebotenen zu entdecken glaubte. Erst später ist mir klar geworden, daß der gute Onkel eigentlich eine Art Don Juan war und Fräulein Bertha wärmstens verehrte. Ich sah kein Arg darin, daß die schöne, sanfte Bertha, welche dem Onkel die Menage führte, weil Tante Gabrielle noch nicht von Graz gekommen war, eigentlich doch zu jung war, um diese Rolle zu spielen. Onkel fand nichts dagegen einzuwenden, daß man Fräulein Bertha mit dem kleinen Bombardierkadetten aufzog und mich als ihren Kurmacher nannte, nur durfte sie, in der Tat, nicht allzu zärtlich mit mir sein. Ob sie wirklich mehr als Freundschaft für mich empfand? Wer kann das bei einer Evastochter bestimmt wissen? Daß ich bis über die Ohren in Fräulein Bertha verliebt war, steht fest. Ich wollte sie sogar heiraten, wenigstens schrieb ich so meiner Mama, und Tante Gabrielle glaubte infolge dieser Relation ruhig ihre Bequemlichkeit in Graz genießen zu können, wo auch ihre Mama, die alte Baronin Rheinisch, domizilierte. Es verging indes kein Jahr, bis ich mein Herz an ein höheres Wesen verlor, welches ich in aller Poesie anbetete und von dessen Engelsreinheit ich auch heute noch vollkommen überzeugt bin. Dieses höhere Wesen war Fräulein Therese Pichl, die schöne Terka, wie man sie in Ofen-Pest genannt hatte, wo sie mit sechzehn Jahren die Belagerung durch

Digitized by Google

Görgey als Tochter des damaligen Feuerwerkers Pichl mitmachte und dann mit ihrem zum Leutnant avancierten Vater, der alten Mutter, einer älteren Schwester und einem Tunichtgut von Bruder nach Olmütz kam. Hier wußte man nur, daß eine Knospe aus dem Ungarlande in der mährischen Festung zur prächtigen Rose erblüht sei, die an Liebreiz alles weit überstrahlte, was in Olmütz an hannakischen und anderen Schönheiten zu finden war. Fräulein Resi Pichl, die mit ihren Eltern im Hintertrakte des Hüblischen Hauses (Sporrgasse) wohnte, schien unnahbar zu sein. Sie zeigte sich ebensowenig bei den Platzmusiken, als im Offizierskasino, wo sie alle anderen ärarischen Damen in den Schatten gestellt hätte.

Wie kam aber der kleine Bombardierkadett zu dieser duftenden Blume? Sehr einfach: durch Fleiß und gute Kameradschaft. Der Bruder Lorenz des Fräulein Therese war mein Kollege. Ich war der Kleinste des Jahrganges, er mit zirka sechs Fuß drei Zoll Körpermaß ein wahrer Riese von Gestalt. Gut essen und vor allem viel trinken wollte er, zum Lernen hatte er absolut keine Lust. Daher frug mich eines Tages Oberleutnant Schönhuber, der Mathematikprofessor, dessen Assistent ich schon nach dem ersten Semester wurde: „Möchten Sie sich nicht des Pichl annehmen und ihn soweit präparieren, daß er wenigstens durchrutschen könnte?“

Ich sagte gerne zu und noch am selben Abend führte mich Kollege Lenzl in sein Elternhaus, wo man mich als Retter in der Not begrüßte. Fräulein Therese, von deren Existenz ich damals noch keine Ahnung hatte, sehen und sterblich in das Madonnenbild verliebt sein, war das Werk eines Augenblicks. Ich konnte meine Sinne nicht mehr beisammenhalten, so hatte mich dieses formvollendete Meisterstück des Schöpfers berückt. Auch Resi fühlte sofort jenen gewissen Stich in der Herzgegend, was sie mir später unter jungfräulichem Erröten gestanden hat. Ich war klein, maß kaum

Digitized by Google

fünf Fuß zwei Zoll, sie eine junonische Erscheinung mit großen Rehaugen, bis ans Knie reichenden Flechten, feingeschnittenem Mund und einer wahren Perlenreihe von Zähnen, kurz eine vollendete Schönheit. Später, als wir uns schon offen aussprechen konnten, gestand mir meine himmlische Resi, daß sie alle Männer im Vorhinein hasse, die ihr mit lüsternen Blicken begegnen. Nur so ist die Liebe dieser Schönheit zu dem kleinen Bombardierkadetten zu erklären, der dieses Mal wirklich, gleich ihr, das Poetische suchte und das Materielle verabscheute. Tatsache ist, daß ich meinen Unterricht bei Bruder Lorenz nur wenige Monate pflegen konnte, weil er bald erkrankte und nach seiner Gesundung absolut nicht mehr im Bombardierkorps bleiben wollte. Mit dem Aufhören der Mathematikstunden waren aber meine Besuche im Hause Pichl noch lange nicht beendet. Fräulein Resi war ja eigentlich nur ein Unteroffizierskind, hatte aber so vornehme Allüren, daß jedermann erstaunt darüber war, mit welch edlem Stolze sie gewisse Galanterien hoher Herren zurückzuweisen wußte. Sie fühlte, daß ihre literarische Bildung so manches zu wünschen übrig ließ und machte aus ihren diesfälligen Mängeln kein Hehl vor mir. Ich war zwar auch noch nicht ganz fest in der deutschen Literatur, fand aber einen Ansporn darin, mit Fräulein Resi gemeinsam zu lernen, und so lasen wir jeden Tag während meiner dienstfreien Stunden deutsche Klassiker, die wir uns gegenseitig zu erläutern suchten. Die Eltern ließen uns an Sonn- und Feiertagen ganze Nachmittage hindurch in der Gartenwohnung allein. Auch die Schwester Anna, welche zirka acht Jahre älter war als Resi und so eigentlich das Familienszepter führte, sah keinen Anlaß zum Mißtrauen, obwohl sie öfter zu mir sagte: „Gründorf, ich bitte Sie, machen Sie meine Schwester nicht unglücklich! Sie sind ja doch ein Don Juan! Denken Sie an die guten Eltern, deren Augapfel Resi ist.“

So kam es, daß ich Resi erst im zweiten Jahr unseres

Digitized by Google

platonischen Verhältnisses um den ersten flüchtigen Kuß bat. Kamen dann Vater, Mutter und Schwester von einem ihrer Spaziergänge zurück, so waren die alten Leute meistens nicht mehr klar genug, um beurteilen zu können, ob sie am Ende nicht doch zu lange ausgeblieben seien; aber Fräulein Anna hatte ein scharfes Auge und mit ihrem durchdringenden Blick hätte sie mich in den Grund gebohrt, wenn ich einmal mit schlechtem Gewissen dagestanden wäre. Obschon ich früher, zuletzt in Wien, die mehr greifbaren Genüsse, die die Weiblichkeit zu verschenken hat, oft gesucht und gefunden, schützte mich dieser Engel volle drei Jahre hindurch vor unlauteren Berührungen und eiferte mich stets zu Edlem an. Als schließlich Leutnant Pichl nach Wien ins Arsenal versetzt wurde, fand meine Idylle ein plötzliches Ende. Da gab es schwere Tränen. Ich glaubte, ich trüg es nicht und hab es doch getragen!

Das Jahr 1851 brachte für das Bombardierkorps die längst ersehnte Satisfaktion, daß sich der Kaiser persönlich von dem guten Geiste überzeugte, der im Korps herrschte. Unangesagt, also ganz überraschend, wie es der jugendliche Monarch damals gerne zu tun pflegte, kam er nach Olmütz, ließ das Korps alarmieren und nachdem ein Exerzitium zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen war, auch noch in den Lehrsälen ein geistiges Turnier halten. Ich war damals eben der „Erste" im mathematischen Kurse und assistierte wie schon oben erwähnt dem Mathematikprofessor. Deshalb wurde ich gerufen, vor Sr. Majestät geprüft und war so glücklich, die Allerhöchste Zufriedenheit in hohem Maße zu erwerben.

Plötzlich sah ich das Ziel aller meiner Wünsche erfüllt. Der Kaiser tat einen sogenannten Machtspruch und ich wurde zum Kaiserkadetten ernannt, obwohl mein Vater weder Offizier noch k. k. Beamter war! Dieses Ereignis machte damals nicht nur in Olmütz, sondern bei der gesamten Artilleriewaffe einiges Aufsehen, es war gegen das Dienstreglement.

Digitized by Google

Im Jahre 1852 kam das 16. Infanterieregiment Graf Zanini nach Olmütz. Da lernte ich viele italienische Kadetten kennen und stürzte mich aus Verzweiflung über meine Vereinsamung in den Verkehr mit ihnen, um wenigstens gut italienisch zu erlernen. Das ist mir auch gelungen; ich sprach fließend, konnte mich sogar in mehreren Dialekten von Dantes Sprache verständigen. In den Vororten von Olmütz, Qualkoviz und Pavlowitz, auch im Gasthause Tegl gegenüber der Jesuitenkaserne waren unsere Versammlungslokale. In Pavlowitz lernte ich ein bildhübsches Judenmädel kennen und wollte dieses liebe Kind durchaus zum Christentum bekehren. Die Bekehrungsgeschichte verdient nur insofern Erwähnung, als sie mich zum ersten Male in meinem Leben mit einer jüdischen Familie slavischer Zunge in Kontakt brachte. Bald gewann ich die Ueberzeugung, daß diese Leute aus Geschäftsrücksichten alles aufzuopfern bereit waren, ja sogar die Ehre der Familie, wenn sie sich irgend einen namhaften Vorteil davon versprachen. Das Bild meiner Resi saß aber viel zu tief in meinem Herzen, als daß die schönste Judith es hätte verdrängen können.

Als wir von Wien abmarschiert waren, sagte mir ein Freund: „Bedaure euch, arme Bombardiere, daß ihr in diese Festung kommt, denn in Olmütz gibt es nur Pfaffen, Offiziere und Phrynen!“ — Zu den ersteren kam ich alsbald, und zwar in das Palais des Olmützer Domherrn Grafen Galler, welcher einer verarmten steierischen Linie dieses illustren Geschlechtes entstammte und als Domherr mit zwölftausend Gulden Einkommen ein recht weltliches Leben führte. Er hat erst eine, dann eine zweite und zuletzt eine dritte Nichte zu sich genommen, bis er ein dreimal vernichteter alter Herr war, der nunmehr darin sein Plaisir fand, zuzusehen, wie andere seiner dritten Nichte mit Erfolg die Kur machten. Der gute alte Herr mit der dürren Gestalt und den langen buschigen Augen-

Digitized by Google

brauen hatte mich beim Domherrn Baron Matinclot, wo mein Onkel wohnte, kennen gelernt, lud mich zuerst auf sein Landgut bei Olmütz ein und später, als der Sommer 1852 vorüber war, auch in sein Palais in der Domherrnstraße. Damals waren gerade die magnetischen Experimente, darunter das „Tischrücken" sehr en vogue, und da ich mich auf diesem Gebiete gut auskannte, so machten wir dem lieben Hausherrn manches Experiment, woran er sich höchlich ergötzen konnte.

Auch mit dem schreibenden Tischerl, an dessen einem Fuße ein Bleistift befestigt war, trieben wir allerlei Allotria, die der edle Graf für bare Münze nahm, sodaß er mich für einen halben Zauberer hielt. Ich war sozusagen der maître de plaisir des aristokratischen Domherrenpalais.

Hörte ich aus dem Munde des Grafen Galler gar manch' bedenkliche Geschichte aus dem Geheimbuch des Olmützer Domkapitels, so sah ich auch und erlebte einiges, was mich nicht mit Begeisterung erfüllte.

Hierzu gehört in erster Linie ein höchst brutaler Akt von Militärjustiz, dem ich in der Klarisser Kaserne in Olmütz ex officio zusehen mußte. Es war die Verurteilung des F.-Z.-M. Baron Hrabowsky und des G. M. Moga zur sogenannten infamen Kassierung, die darin bestand, daß man dem Verurteilten nach Verkündigung des kriegsgerichtlichen Spruches die Distinktionszeichen und Orden von der Uniform herabriß resp. -schnitt. Dieser brutale Akt der Behandlung von Generalen wurde durch den Profosen des Stabsstockhauses ausgeführt. Der frühere (1848) kommandierende General in Ungarn F.-Z.-M. Baron Hrabowsky war auch Theresien-Ordensritter und hatte mehrere Großkreuze hoher Orden, deren Sterne bei der Urteilsverkündigung noch an seiner edlen Brust glänzten! Die Wirkung, welche diese Behandlung eines illustren Mannes, der ein Opfer der Politik geworden war,

Digitized by Google

auf mein junges Gemüt ausübte, war gewiß eine dem beabsichtigten Zwecke ganz entgegengesetzte!

Nicht so sehr vor dem Delikte selbst, dessen man die zwei Generale, ihrem Vaterlande Ungarn ergebene Männer von hohem Verdienste, angeklagt hatte (Eidbruch), sondern vor dieser Art von Militärjustiz schauderte allen Kameraden des Bombardierkorps, welche ausgerückt waren, und besonders das Schicksal des tapferen Hrabowsky rührte uns zu bitteren Tränen. Ein so ausgezeichneter, hochverdienter General, auf der höchsten Stufe der Militärhierarchie stehend, und plötzlich so schmählich entehrt! Wir Bombardiere konnten die politischen Verhältnisse nicht beurteilen. Durch die Memoiren des F.-M.-L. Graf Kolowrat ist festgestellt, daß General Moga ein Opfer der Politik war, und über Hrabowsky hat die Geschichte längst milder gerichtet. Beide Generale starben bald noch ihrer infamen Kassierung im Kerker zu Olmütz.

Auch die Exekutionen an der Mannschaft des 16. Infanterieregiments Zanini in der großen Infanteriekaserne, welche an die Lokalitäten des Bombardierkorps anschloß, waren keineswegs geeignet, unsere Anschauung über die Militär-Jurisdiktion günstig zu beeinflussen. Es verging keine Woche, in der nicht am Freitag die menschenunwürdigen Spießruten- und Stockprügel-Exekutionen vor unseren Augen ausgeführt wurden. Vom Hofe der Bombardierkaserne aus, wo wir in den Zwischenpausen der Unterrichtsstunden Erholung von anstrengenden Studien suchten, sah man ganz genau, wie die blutüberströmten Rücken der armen Teufel, die dort wegen Militärvergehen mit Hunderten, ja mit Tausenden von Rutenhieben, die ihnen ihre Kameraden applizieren mußten, zerfleischt wurden. Das dreimalige Auf- und Ablaufen durch eine Gasse von mit Weidenruten bewaffneten Soldaten gehörte nicht zu den Seltenheiten, wobei einzelne sich wahrhaft heroisch

Digitized by Google

zeigten und keinen Laut von sich gaben, bis sie ohnmächtig zusammenbrachen, während andere ganz jämmerlich wimmerten, da sie nicht laut heulen durften, ohne neue Verschärfungen der Strafe erdulden zu müssen. Derlei scheußliche Exekutionen wurden unter dem Kommando von Stabsoffizieren, manchmal sogar des Obersten und Regimentskommandanten durchgeführt.

Uebrigens mußten auch wir Bombardiere mancherlei erdulden, was uns gelegentlich einmal fast bis zur Meuterei geführt hat. Das kam so: Unser Lehrer für darstellende Geometrie, ein höchst unangenehmer, miselsüchtiger, leberleidender Tscheche, sah alles mit Mißgunst an, was eine Verbesserung unserer materiellen Existenz bedeutete. Noch waren wir nicht Akademiker. Man sprach aber schon stark davon, daß demnächst das Bombardierkorps, welches seit der Verlegung nach Olmütz den Namen einer Artilleriehauptschule führte, in eine Artillerieakademie verwandelt werden solle. Da dachte sich der edle Tscheche wohl: „Die Kerls sollen nochmals tüchtig arbeiten", und verbot uns die Stellvertretung beim Strohsackfüllen, welche Arbeit bisher von den praktischen Bombardieren vollführt wurde. Wir ließen ihnen dafür Bier bringen, und sangen Soldatenlieder, während sie die Strohsäcke von den Kasernenzimmern auf den Hof hinunterbrachten, ihres verstaubten und verdrückten Inhaltes entledigten und dann mit frischem Stroh vollstopften, wozu eichene Hölzer gebraucht wurden.

Die Strohsackfülltage (alle Jahre nur viermal) waren bisher die lustigen Ferialtage, an denen wir im Hofe gruppenweise saßen und sangen, wobei ein „Pudel" nach dem anderen „gehetzt" wurde. Eine sogenannte Pitsche (Wasserbehälter voll Bier) hießen wir nämlich einen Pudel und das Herbeischaffen derselben vom Traiteur nannte man das Hetzen. Bombardierkadett Tonkreß, ein früherer Volksschullehrer, war

Digitized by Google

der Chormeister und hatte einen sehr wohlklingenden Männerchor zusammengestellt, in welchem ich keinen Platz fand, dafür aber andere Funktionen, z. B. das Pudelhetzen besorgen durfte. Dieses unschuldige Vergnügen konnte uns aber der griesgrämige Geometrielehrer nicht gönnen und befahl zu unserer allgemeinen Empörung, daß wir ohne Ausnahme die Arbeit des Strohsackfüllens persönlich auszuführen hätten. Gehorchen mußten wir wohl, denn wir waren Soldaten, welche auf die Kriegsartikel geschworen hatten, aber Rache mußte an dem Kommißknopfe genommen werden. Der Plan hierzu war bald fertig. Am Nachmittag hatten wir wieder deskriptive Geometrie bei dem verhaßten Strohsacktyrannen! Wir füllten nicht nur die Strohsäcke in kürzester Zeit, wir arbeiteten auch mit wahrer Berserkerwut an unzähligen Kränzen von allen Durchmessern, mit denen der Katheder des Professors, sein Stuhl, die zwei großen Zeichentafeln, alle in Rahmen befindlichen Zeichnungen, die die Wände des Zeichensaales schmückten, kurzum, alles dekoriert wurde. Freilich bestand die Dekoration aus Stroh! Am liebsten hätten wir auch den verhaßten Schädel des Herrn Professors mit einem Strohkranz umflochten.

Der Herr Oberleutnant tritt ein, ich melde ihm als Klassenerster: „Die Schülerzahl ist komplett.“ Er wirft einen Blick in den Saal, sieht seinen Platz und alles, was auf seine Funktion hindeutet, mit Stroh umflochten, wird leichenblaß, kehrt uns sofort den Rücken, um dem Korpskommandanten Meldung von der Freveltat zu erstatten, die ihn doppelt empörte, weil er auch als Inspektionsoffizier fungiert hatte. Der Oberst Fink kommt, sieht und hätte beinahe lachen müssen, faßt sich aber rasch und erklärt alle für arretiert, bis die Namen der Rädelsführer ermittelt sein würden.

Ja, Prosit Mahlzeit, das gibts aber nicht! Im Bombardierkorps war die gute Kameradschaft, die in der ganzen

Digitized by Google

Artillerie herrscht, zur schönsten Blüte entfaltet, wir würden eher jede Strafe, selbst die Degradierung ertragen, als einen Verrat am Korpsgeist begangen haben. Das wußte unser guter, aber schwacher Kommandant Oberst Fink sehr gut. Er mußte aber doch dem gekränkten Offizier Satisfaktion verschaffen. So wurde denn der ganze Jahrgang auf unbestimmte Zeit zu Kasernenarrest verurteilt. Mich speziell traf diese Art von Bestrafung vielleicht von allen Kameraden am härtesten: ich sollte meinen Stern, meine angebetete Resi nicht sehen und konnte nur durch gut honorierte Boten mit ihr im geistigen Verkehr bleiben. Hiermit war auch mein Studiereifer brachgelegt, und wenn meine Kameraden nicht gleich mir vollkommen ausgespannt hätten, wäre es mit meinem Range als Erster wohl zu Ende gewesen. Wir verzichteten aber alle zusammen auf den weiteren Unterricht, und da die gesamten Offiziere mit alleiniger Ausnahme des verhaßten Oberleutnants auf unserer Seite standen, so blieb dem guten Kommandanten nichts übrig, als zum äußersten Mittel, dem Kriegsgericht zu greifen oder schließlich doch gute Miene zum bösen Spiel zu machen, d. h. die Angelegenheit friedlich beizulegen. Nach einem letzten Versuche, mich und noch einige der Besten des Jahrganges zum Stabsrapporte zu zitieren und uns väterlich zur Nennung der Rädelsführer zu ermahnen, mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß wir wie Eisenklammern zusammenhielten. Nach vierwöchentlichem Hausarrest wurde uns wieder der erste Ausgang gestattet. Im Grunde seiner Seele freute sich ja unser guter Kommandant darüber, daß wir die Traditionen des Korps so getreulich pflegten, und die Meuterei wurde mit einem sehr streng lautenden Korpsbefehl als abgetan angesehen. Bald darauf fand sich eine gute Gelegenheit, den mißliebigen Professor unter dem Vorwande zu entfernen, daß er als nächster zum Hauptmann sich im praktischen Batteriedienste umsehen und

Digitized by Google

zu einem Regimente einrücken müsse. Nun war nur noch ein Professor unter den Offizieren, der uns nicht ganz grün war, und auch dieser mußte später erfahren, daß mit dem Korpsgeist nicht zu scherzen sei!

Daß wir während des vierwöchentlichen Hausarrestes die Studien völlig sistierten und uns einer möglichst heiteren Laune befleißigten, hatte zur Folge, daß wir hernach mit verdoppeltem Fleiße zu arbeiten hatten, denn das Material: Höhere Mechanik, Maschinenlehre, Physik, Chemie, Artillerietechnik usw. mußte bewältigt werden, und das war keine Kleinigkeit. Für mich hatte dies Gewaltstudium eine sehr gefährliche Konsequenz. Bei gleichmäßigem Gange der Vorträge vermochte ich mich an der Tete meiner hochtalentierten Kameraden zu halten, als aber plötzlich mit Hochdruck gearbeitet werden sollte und ich, um meinen Rang nicht einzubüßen, ganze Nächte bei den mathematischen Kalküls zubrachte, versagte meine Körperkraft. Eines Morgens fand man mich ohne Besinnung im Bette liegen, welches ich gewöhnlich als einer der Ersten zu verlassen pflegte. Vierzehn Tage lag ich bewußtlos im Kopftyphusfieber. Dadurch verlor ich eine Reihe von Monaten, behielt aber doch meinen Rang. Meuterei, Typhus und die Trennung von Therese, die in das Jahr 1852 fiel, waren drei harte Prüfungen. Ich habe sie aber mit Gottes Hilfe doch überstanden.

Im vierten und letzten Jahrgang des Bombardierkorps, 1852/53, vollzog sich endlich die Metamorphose, welche aus dem altberühmten Bombardierkorps die „K. k. Artillerie-Akademie“ hervorgehen ließ.

So schön der Name klingen mag und so große Vorteile diese Umwandlung in materieller Hinsicht uns brachte, nichts konnte uns darüber trösten, daß wir aufhörten, Soldaten zu sein und nun auf einmal als Zöglinge behandelt werden sollten. Selbst das glänzende Avancement, welches vor der Türe

Digitized by Google

stand, indem alle Zöglinge, die eine gewisse Anzahl von Einheiten aufzuweisen hatten, als Offiziere in die Armee treten und auf ärarische Kosten vollkommen equipiert werden sollten, vermochte uns nicht über den Ausdruck „Zöglinge" hinwegzutäuschen, und in der Tat war es auch recht sonderbar, daß Bombardiere, die schon ein bis zwei Feldzüge mitgemacht hatten, nun plötzlich ihres soldatischen Charakters entkleidet und als Akademiker behandelt werden sollten. Zur Ehre unseres Kommandanten und der Herren Offiziere, unserer Professoren, muß ich sagen, daß alle mit einer einzigen Ausnahme, die ja zur Regel gehört, redlich bestrebt waren, uns den Unterschied nicht fühlen zu lassen.

Ueber dieses Studienjahr ist nicht viel zu berichten. Wir Akademiker frequentierten häufig das gute Olmützer Theater, machten Ausflüge und besuchten öfters das Hotel Lauer in Olmütz, wo sich die Offiziere zu versammeln pflegten. Das liebste war uns der Reitunterricht, der in der Akademie ganz vorzüglich erteilt wurde. Wir bekamen zwei Reitlehrer, und zwar einen Rittmeister von den lichtblauen Husaren und einen Hauptmann von der Artillerie, welch letzterer sich als großer Sportsmann aufspielte.

In der folgenden Geschichte, die mich zum ersten Male in meiner militärischen Karriere in eine sehr mißliche Lage brachte, findet sich die beste Charakteristik unseres Drillmeisters.

Der vierte Jahrgang war mit Ende Juli beendigt, und mit Ausnahme von zwei oder drei Kameraden sollten alle zu Offizieren ernannt werden. Das Avancement der Akademiker kommt aber erst am 18. August (Kaisers Geburtstag) heraus. Wir mußten also noch zirka drei Wochen warten. Von unseren Professoren waren einige zur Einrückung zu der Truppe bestimmt, um Batterien zu übernehmen, und diese älteren Herren waren in ihrer Anstellung so aus dem Kam-

Digitized by Google

pagnereiten herausgekommen, daß sie sich rasch noch auf unseren Equitationspferden einüben wollten. Der gute Oberst bewilligte diese Vorübung der Offiziere, nachdem unser Reitkurs schon geschlossen war, hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, in diesem Falle ohne den Rittmeister, der seine Pferde nicht durch schlechte Reiter verderben lassen wollte. Hollán opponierte energisch und bat, daß der Oberst die Pferde unter seiner Aufsicht für Ritte ins Freie uns zur Verfügung stellen möchte. Er kam mit dieser Bitte übel an und geriet mit jenen Offizieren in Konflikt. Unter ihnen befand sich auch der gewisse Herr, der uns nicht grün war, und welchem gegenüber auch wir stets demonstrierten, soweit dies ohne große Verletzung der Disziplin möglich war. Ich will seinen Namen nicht nennen und ihn nur als „die Fuchtl" bezeichnen, denn das war er uns gegenüber in der Tat.

Eines Sonntags, knapp vor dem 18. August, baten wir um die Erlaubnis, über die Zeit des Zapfenstreiches, d. i. acht Uhr abends, ausbleiben zu dürfen, und machten einen gemeinsamen Ritt nach Sternberg, wo ich im dortigen Hotel ein gutes Diner bestellt hatte. Gerne stellte uns Rittmeister Hollán die Pferde bei, konnte aber selbst nicht mitreiten, da er heftige Zahnschmerzen hatte. Wir ritten also unserer zwölf mit einer Aufsichtscharge nach Sternberg, tranken dort Champagner und kamen kreuzfidel gegen Abend zurückgeritten. Als wir das Dorf Pavlowitz passierten, sahen wir vor dem großen Judenwirtshause, wohin sich die Sonntagsspaziergänge der Bombardiere konzentrierten, über hundert Kameraden aus allen Jahrgängen versammelt, welche uns mit der Hiobspost erwarteten, daß unser Ritt, der ohne spezielle Erlaubnis des Kommandanten erfolgt war, als eine Art von Selbstherrlichkeit denunziert worden sei, und der Oberst den Befehl gegeben habe, uns bei der Rückkehr insgesamt in Arrest zu setzen. Das war ein schöner Empfang für die etwas angeheiterte Kaval-

Digitized by Google

kadegesellschaft. Selbstverständlich wurden wir von den Kameraden nur als Märtyrer der verhaßten „Fuchtl" betrachtet und mit allen Sympathiebezeigungen überhäuft, deren jugendliche Gemüter irgend fähig sind. Im Triumphe von allen bekannten Pavlowitzern begleitet, ritten wir in Olmütz ein, lieferten die Pferde in der Equitationsstallung ab und erfuhren dort auch, daß der Herr Rittmeister zum Kommandanten zitiert worden war, um sich wegen Herausgabe der Pferde für den Ritt zu verantworten. Infolge einer Zahnoperation hatte aber Hollán nicht erscheinen können, worüber der Oberst sich noch mehr ärgerte und schließlich seinen Groll über uns zwölfe ergießen wollte! Mephisto „Fuchtl" hatte unglücklicherweise die Akademieinspektion und beeinflußte den herzlich guten, aber charakterschwachen Kommandanten in der für uns ungünstigsten Weise. Zu allem Ueberfluß hatten wir uns in Pavlowitz etwas verspätet und kamen erst fünfzehn Minuten nach der Retraite in die Kaserne. Wir mußten doch erst in die sehr entfernt gelegenen Stallungen reiten, während unsere Kameraden gleich nach dem Einzug in die Festung direkt in das Akademiegebäude einrücken konnten!

Sehr ernüchtert von allem, was uns inzwischen mitgeteilt wurde, trafen wir also um viertel zehn Uhr beim Tore der Akademie ein, wo die „Fuchtl" uns bereits erwartete und mit den Worten anschnauzte: „Sie sind sämtlich arretiert!" Hinauf in die Ubikationen, die Extrauniformen ablegen, Arrestantenkittel nehmen und ins Loch! In der Hitze seines Zornes vergaß der Gestrenge sogar, daß ich und Tonkreß als Kaiserkadetten nicht ins Stockhaus, sondern zum Profosen gehörten, weil wir die gleiche Behandlung wie Offiziere beanspruchen durften. Wir verzichteten aber freiwillig auf unser Vorrecht und gingen gern mit den übrigen zehn Opfern auf die Pritsche, die in den Stockhauslokalitäten des ehemaligen Bombardierkorps etabliert war. Der alte Korps-

Digitized by Google

profos empfing uns mit allen Sympathiebezeigungen und duldete sogar, daß uns die Kameraden aus der Restauration ganze Krüge voll Bier brachten, wodurch die Stimmung wieder heiter wurde und wir ein ganz fideles Gefängnis darstellten. In ihrem Uebereifer brachten uns die Kameraden noch im Hofe vor den vergitterten Fenstern ein Ständchen und machten dabei einen solchen Heidenlärm, daß der Inspektionsoffizier in den Hof herabkam und die Namen der Missetäter aufschreiben ließ.

Diese Demonstration wurde nun vollends zur Meuterei aufgebauscht, und des anderen Morgens war der Anklagebeschluß des Herrn Kommandanten zur Reife gediehen. Selbst die Vorstellungen des mittlerweile behufs Intervention für uns eingetretenen Rittmeisters, halfen nichts mehr, es handelte sich jetzt weniger um den nicht vom Obersten genehmigten Ritt, als um die meuterischen Demonstrationen, vom Momente unseres Einzuges in Pavlowitz bis zur aufrührerischen Kundgebung der Kameraden nach unserer Arretierung. Um neun Uhr war Stabsrapport beim Obersten, an welchem alle Stabs- und Oberoffiziere in Parade teilnahmen. Nun wurden wir Delinquenten aus dem Arrest heraufgeführt, um gehörig verdonnert zu werden. Wieder die alte Geschichte: wir sollten die Rädelsführer des Pavlowitzer Empfangs und der Hofserenade vor dem Stockhause nennen. Unter dieser Bedingung wollte der Oberst Gnade über die Verführten walten lassen, deren Zahl ihm zu groß erschien, als daß alle hätten bestraft werden können.

Nachdem der Versuch, uns zum Sprechen zu veranlassen, keinen Erfolg hatte, ließ der Oberst alle bis auf Wegener und mich abtreten; dann hielt er uns beiden einen väterlichen Sermon, der darauf hinauslief, daß wir den Rittmeister als den geistigen Urheber unserer Freveltat bezeichnen und jene Schreier angeben sollten, die beim Erscheinen des Inspektions-

Digitized by Google

offiziers im Hofe während der Serenade „Pereat!“ gerufen hatten. Nachdem wir selbstverständlich beide Insinuationen zur Freude der Professoren und vielleicht auch des Kommandanten entschieden abgelehnt hatten, sprach der letztere sein Bedauern darüber aus, daß er nun telegraphisch unser jeden Tag zu erwartendes Avancement (es war bereits der 17. August) hintanhalten müsse! Wir wurden wieder in Arrest geschickt, nun aber nicht mehr in ein und dasselbe Lokal, sondern in mehrere Zellen verteilt. Diese Trennung wirkte etwas deprimierend auf unseren Mut, denn nun war die Möglichkeit einer gemeinsamen Besprechung ausgeschlossen. Die Arrestantenkost wollte uns umsoweniger munden, als wir sehr ernst behandelt wurden, und der Gedanke durchbrach, was wohl unsere Angehörigen zu der Sache sagen würden. Als wir nun recht kleinlaut mit Bleistift an unsere Eltern zu schreiben anfingen, öffneten sich plötzlich die Türen der Arrestlokale und herein trat der Adjutant des Festungsgouverneurs Baron Berg, Ulanenmajor v. Mainone, ein intimer Freund des Rittmeisters Hollán.

Dieser fesche Major hatte stets unseren Reitstunden beigewohnt und kannte jeden von unserem vierten Jahrgange persönlich nach den Reitfortschritten. Major Mainone war ganz auf unserer Seite und hatte auch den Gouverneur für unsere Sache gewonnen. Auf dessen Ermächtigung war er mit dem eben von Wien eingetroffenen Verordnungsblatt zu unserem Obersten gegangen und hatte ihm gemeldet, daß Se. Exzellenz die ganze Komödie als beendigt anzusehen wünschte, da ja doch an der Entschließung Sr. Majestät, laut welcher 48 von uns zu k. k. Artillerieleutnants zweiter Klasse ernannt seien, nichts mehr zu ändern wäre. Der gute Oberst stimmte gerne zu, und mit seiner speziellen Erlaubnis öffnete nun der Major Mainone unseren Kerker, indem er das Verordnungsblatt schwingend uns zurief: „Bitte nur herausspazieren, meine Herren Leutnants!“

Digitized by Google

So bin ich, in meinem einundzwanzigsten Jahre, mit meinen zwölf engeren Freunden, lauter schneidigen Reitern, am 18. August 1853 vom Profosenarrest heraus Artillerieoffizier geworden.

Als Leutnant auf der Equitation in Ungarn.

Mein schönes Chargenpferd — Ein Wettrennen mit dem Erzherzog Albrecht — Die Kameraden in Gödöllö — Ein Defizit und seine Folgen — Ein Säbelduell — Anstrengende Tätigkeit — Onkel Kiß — Tante Pepi — Ich stelle zwei Rivalinnen zufrieden — Liebe und Patriotismus — Ein Reiterstücklein — Ungarische Gastfreundschaft — Die Waitzener Gesellschaft — Zimmerarrest vor dem Balle — Erwünschter Abmarsch.

Nach achtwöchigem Urlaub wurde ich nach Ungarn kommandiert. Im Artillerieregimente, welches in Pest garnisonierte, fand ich meine Einteilung bei der sechspfündigen Fußbatterie des Hauptmanns Nuky, eines auffallend schönen Mannes, welcher sich seiner körperlichen Vorzüge voll bewußt war und den martialischen Schnurrbart sorgsam pflegte, dessen er sich erfreuen durfte. Meine älteren Kameraden nahmen mich als den ersten Akademiker, der zur Batterie kam, mit begreiflicher Reserve auf und gaben mir gleich anfangs eine Nuß zu knacken.

Daß meine Ungeduld, das Pferd zu sehen, welches mir der Hauptmann zugewiesen hatte, keine geringe war, wird leicht begreiflich erscheinen, denn ich war ein passionierter Reiter. Nachdem ich mich in der „Lagerkaserne" beim Batteriekommandanten gemeldet hatte, ließ ich mir mein Chargenpferd vorführen. Nicht wenig war ich erstaunt, als mir ein prächtiger Dunkelbrauner mit tadellosem Auf- und Ansatz von Hals und Kopf, schwarzer Mähne und schwarzem Schweif vorgeführt wurde, den ich sofort für das schönste Pferd im

Digitized by Google

ganzen Stalle hielt — mir, dem jüngsten Leutnant, während der Hauptmann und die beiden älteren Subalternen sogenannte Kommißklepper ritten. Ich witterte irgend einen Trick, ließ mir das Pferd sofort auf die Reitschule stellen, um seine Gänge zu sehen, konnte aber noch immer nicht den Grund herausfinden, weshalb ich mit diesem Gestütspferde beglückt wurde. Lange sollte des Rätsels Lösung nicht auf sich warten lassen.

Aus Anlaß der bei Orsova aufgefundenen ungarischen Kroninsignien wurden alle berittenen Offiziere der Pester Garnison in die Suite des Erzherzogs Albrecht, des Kommandeurs und Gouverneurs von Ungarn befohlen. Wir empfingen die Stefanskrone am Staatsbahnhofe und begleiteten den feierlichen Einzug von dort bis in die Burg. Solange die aus zirka sechzig Offizieren bestehende Suite des Erzherzogs Schritt für Schritt durch die dichtgefüllten Straßen von Pest ritt, ging alles ganz gut, als aber nach der Ankunft in Ofen der Erzherzog vorsprengte, um die Truppen defilieren zu lassen, war mein Brauner nicht mehr zu halten, er wollte absolut Vorderster sein. Alle meine Bemühungen, das Tier zu bändigen, waren vergebens, und als ich ganz nahe an dem Erzherzog noch einen letzten Versuch machte, meinen „Cäsar" zurückzuhalten, rief mir der hohe Herr lachend zu: „Lassen Sie das Luder nur rennen, ich kenne schon seine Mucken, das ist ja der gewisse Braune von Batterie Nr. 1, der immer der Erste sein will!"

Ich ließ es mich aber nicht verdrießen und setzte Ehrgeiz darein, mit dem schönen Braunen fertig zu werden. Schließlich ist es auch mehr durch List als durch Gewalt gelungen. Aber schon 14 Tage nach der Bändigung des „Cäsar" wurde ich in die zweite Equitation nach Gödöllö abkommandiert und mußte den Batteriedienst und damit meinen schönen Cäsar verlassen.

Digitized by Google

In Gödöllö bewohnten wir Equitanten von allen Batterien der Pester Garnison den sogenannten Reitschultrakt des Schlosses und ritten in derselben Manege, welche 18 Jahre später von der Kaiserin Elisabeth so fleißig benutzt wurde. Unser Kommandant Oberleutnant Hanély, ein schneidiger Ungar und ausgezeichneter Reiter, war Junggeselle wie die anderen zehn Offiziere, aus welchen die Equitation des Pester Artillerieregiments bestand. Ein elfter, der später noch dazu kam, war verheiratet, ein von der Pike respektive Kanone zum Offizier vorgerückter Feuerwerker, der im Range knapp vor mir rangierte. Der älteste unter den Equitanten war Oberleutnant Sch., ein gutmütiger Schwätzer, nach ihm rangierte Oberleutnant K., ein verkappter Jesuit, wahrscheinlich semitischer Rasse.

Wir hatten, um bei der bedeutenden Entfernung vom großen Gasthofe nach dem Abreiten von fünf Remonten (Bessarabier) und zwei alten Zugpferden (Fahrschultiere) rasch zum Essen zu kommen, eine Offiziersmenage eingerichtet, mit deren Führung Oberleutnant K. betraut wurde. Alle von und nach Pest reisenden Offiziere, die unsere Equitationsstation Gödöllö passierten, und deren gab es viele, da im Nachbarschaftsorte Gyöngyös die Ulanenequitation etabliert war, wurden unsere Gäste. Kurz nach Neujahr, also nach drei Monaten von Beginn der Equitation an, machte uns K. auf der Reitschule eine flüchtige Andeutung über das bedeutende Defizit, welches sich bei der Abrechnung mit unseren Wein- und Fleischlieferanten herausgestellt hatte. Wir mußten nun darauf gefaßt sein, von der kargen Gage, die dreiunddreißig Gulden monatlich betrug, noch dieses durch unsere Gastereien hervorgerufene Menagedefizit zu decken, was mit Hinblick auf den herannahenden Fasching doppelt unangenehm war. Ich machte darüber eine unverfängliche Bemerkung zu Oberleutnant Sch., mit welchem ich auf gutem Fuße zu stehen

Digitized by Google

meinte, die etwa wie folgt gelautet haben dürfte: „Das hätte uns K. früher sagen sollen, dann hätte eine bessere Wirtschaft bei Zeiten Platz gegriffen, jetzt ist es zum Sparen etwas spät.“ Sch. pflichtete mir vollkommen bei, und die Sache ruhte. Wir bezahlten unsere Anteile für die Tilgung des Defizits, und die Schulden, die der Menagemeister K. für uns gemacht hatte, konnten beglichen werden.

Wie war ich daher erstaunt, als zirka acht Tage nachher ein Offiziersrapport beim Kommandanten Hanély in sehr geheimnisvoller Weise stattfand und unser Chef von unziemlichen Worten sprach, die sich einer aus unserer Mitte über den achtbaren Menageoffizier erlaubt haben sollte. Schließlich forderte Hanély die versammelten Offiziere auf, es möge sich der Schuldige selbst melden, damit er nicht bemüßigt sei, dessen Namen zu nennen. Alles blieb stumm, und nur in den Mienen von Dreien konnte man Hohn, Angst und Verlegenheit wahrnehmen. Sch. wurde sehr aufgeregt, K. purpurrot und der verheiratete Leutnant L. wußte nicht, wohin er blicken solle. Ich war ganz indifferent und ahnte nicht, daß die ganze Komödie nur auf meine Person gemünzt war. Ich schwieg, als Hanély zum zweiten und dritten Male die Aufforderung ergehen ließ, der Schuldige möge vortreten und sich verantworten. Da sich noch immer niemand meldete, sagte Kommandant Hanély, er bedaure sehr, daß er nun genötigt sei, den Herrn Leutnant Gründorf als denjenigen zu bezeichnen, welcher sich ein sehr scharfes Urteil über den älteren Kameraden K. erlaubt und gesagt haben solle, daß K. die Menage in unordentlicher Weise verwaltet habe. Nun wußte ich wohl, woher der Wind blase, erklärte den Sachverhalt vor der Offiziersversammlung als eine Verdrehung meiner harmlosen Bemerkung in eine beleidigende Anschuldigung und bezeichnete denjenigen, der die Entstellung der Wahrheit verschuldet hatte, für ein altes Weib. Hiermit war K. zufrieden. Doch war

Digitized by Google

damit die Sache nicht abgetan: Sch. mußte sich mit mir auf Säbel schlagen, wobei er sehr bezeichnenderweise einen Hieb über den Mund erhielt. Interessant bei der Offiziersaffäre war eigentlich nur die Ursache: es steckte nämlich ein intrigantes Weib dahinter, welches die Fäden so geschickt gesponnen hatte, daß wir Beteiligten, Sch. und ich, leider zu spät erkannten, wie wir unbewußt dieser Kokette gedient hatten, indem wir uns schlugen, um ihr Rachegefühl zu befriedigen. Frau L. begleitete mich nämlich eines Tages im Schlitten nach Pest, wohin ich dienstlich fuhr, um Geld zu fassen. Schon unterwegs machte sie mir Avancen, und in Pest glaubte sie um jeden Preis ihr Ziel erreichen zu müssen. Ich blieb aber standhaft und hatte mir dadurch ihren grimmigen Haß zugezogen, den ich alsbald in dem Benehmen ihres Gemahls erkennen konnte. Kurz nach unserer Rückkehr von der Pester Reise veranstaltete Frau L. Teeabende, zu welchen meine Kameraden umso lieber gingen, als Gödöllö gar keine Ressourcen bot, während Frau L., die ehemalige Maitresse des Barons H., Kommandeurs von Galizien, Geist und Bildung genug besaß, um die alten Herrn am Narrenseile herumzuführen. Zuerst wurde K. gewonnen, der mußte dann Sch. bringen, und nun begann die Intrigue, die mit dem Säbelduell endete. Frau L. wußte Sch. zum Schwätzen zu veranlassen und ihn mir zu entfremden. Um sich wichtig zu machen, verdrehte Sch. die von mir gesprochenen Worte. Frau L. besorgte dann das Weitere, bis etwas ganz anderes herauskam, als Sch. sich bei seiner Plauderſucht gedacht hatte. Frau L. triumphierte aber schließlich doch, als es ihr gelungen war, Sch. und mich zu verhetzen. Damals verstand ich zu allererst die Worte: Cherchez la femme.

Täglich sieben Pferde abreiten, die Schläge, welche die Tiere mit der langen Reitschulpeitsche von Hanély erhielten, manchmal teilen, mit zerschundenen Knien an den

Digitized by Google

steinernen Reitschulwänden sich durch die bessarabischen Bestien herumdrücken zu lassen, dabei eine grimmige Winterkälte ausstehen und derart aufgeritten sein, daß das bloße Fleisch auf den Sitzknochen zum Vorschein kam, war kein Vergnügen. Das kameradschaftliche Zusammenleben mit meinen Leidensgefährten wurde mir durch die erzählte Begebenheit wahrlich nicht versüßt, und so war ich mehr bei meinem in Gödöllö wohnenden Onkel Kiß von Suboticza, einem gewesenen Husarenoffizier, als in den Schloßräumen zu sehen. Ich frequentierte umso lieber Onkels angenehmes Haus, als auch meine Tante Katicza und ihre Schwester Pepi alles aufboten, um mir die Stunden nach dem Reitunterrichte so angenehm als möglich zu gestalten. Tante Katicza war die typische, urgemütliche, ungarische Néni (Tante), sprach nur gebrochen deutsch und hatte einen Körperumfang, der mit ihrem Phlegma im schönsten Einklang stand. Ganz das Gegenteil von ihr bildete die um viele Jahre jüngere Schwester Pepi. Ziemlich hoch gewachsen, prachtvoller Körper, feurige blaue Augen, schwarze Haare und ein Temperament, mit dem man hätte den Teufel aus der Hölle holen können!

Pepi führte nicht nur die ganze Wirtschaft im Hause des Onkels, sie beherrschte auch in souveräner Weise das alte Pärchen. Wer im Hause des Herrn v. Kiß verkehren wollte, mußte sich mit Pepi-Néni gut stellen. Ich erkannte alsbald die Situation und fügte mich ihr. Der Teufel hatte hierbei sein Spiel. Die Nachbarin und Apothekersfrau, eine kleine schwarzäugige Serbin (Vollblut wie Pepi), machte mir gleich beim ersten Nachtmahl, welches ich bei Onkel Kiß einnahm, solche Avancen über und unter dem Tisch, daß die ganze Gesellschaft (obenan der Güterdirektor des Baron Sina, damaligen Besitzers von Gödöllö) den Sturmangriff der feurigen Nachbarin bemerkte, und Pepi-Néni über dieses nymphomanische Geschöpf empört war. Die kleine Frau sollte nun auf Pepis An-

Digitized by Google

trag bestraft werden; da Onkel Kiß aber mit dem Nachbar aus geschäftlichen Gründen nicht sofort brechen wollte, mußte die strenge Pepi-Néni diesmal ihre Wut zähmen und zusehen, wie die Apothekerin auf dem „Kiss-Hadnagy" (kleiner Leutnant), wie man mich allgemein in Gödöllö nannte, ihre schönen Augen haften ließ. Die Manöver der glühenden Serbin waren nicht minder lebhaft, als Pepi-Néni ihr einen entfernten Platz anwies. Sie fand meinen Fuß auch in der neuen Situation, und Pepi-Néni raste vor Eifersucht über die Unverschämtheit der Rivalin. Denn daß es die scharfen Blicke der Nebenbuhlerin waren, welche Pepi alles wahrnehmen ließen, was die übrigen Tischgenossen nicht sofort bemerkten, ergab sich aus den Debatten, die sie mit ihrer guten Schwester Katicza wegen Ausweisung der Nachbarin hatte.

Diese Eifersuchtsszenen wären wohl bald ungemütlich geworden, wenn ich mich nicht entschlossen hätte, beiden Leonoren gefällig zu sein. Ich konnte dies umsomehr wagen, als ich, dank dem keuschen Leben im Bombardierkorps, vor Jugendkraft strotzte und es als einundzwanzigjähriger Leutnant doch auch einmal versuchen wollte, das Leben von der heiteren Seite zu betrachten. Die gute Pepi-Néni hatte sich derart in ihren neuen Neffen vergafft, daß sie alsbald unterlag und dann nicht mehr die Herrschende, sondern die Beherrschte war. Im Hause Kiß geschah nun nur das, was „Vilmos" wollte, und da ich mit der kleinen Serbin ausgemacht hatte, daß wir uns im Hause des Onkels fremd bleiben wollten, so hatte Pepi-Néni auch keinen Anlaß mehr zu Aergernissen. Dafür entschädigte mich die andere reichlich, indem sie mich wöchentlich ein bis zwei Mal in der Equitation, im Schlosse besuchte, wohin man ungesehen gelangen konnte, da unsere Zimmer in einem ganz verlassenen Trakte des südlichen Flügels lagen.

Ernstlich verliebt aber war ich nur in das reizende Töch-

Digitized by Google

terlein Sidonie des Güterdirektors Lits. Diese Neigung fand auch den besonderen Beifall des guten Onkels, der zu den besten Freunden der vornehmsten Familie Gödöllös gehörte und gerne eine Verbindung seines Neffen Vilmos mit der reichen Lits Sidonie gesehen hätte. Auf diese Weise wußte ich alle zu befriedigen und auch meinem Herzen die nötige Nahrung zuzuführen, denn ich war wirklich in die stolze Sidonie verbrannt und wurde es nur noch mehr, als sie mir eines Tages schnöde den Rücken kehrte — angeblich aus Haß gegen die schwarzgelbe Armee.

Mit Fräulein Sidonie hatte ich bald nach ihrem Schmollen eine pikante Begegnung. Ich ritt nämlich auf einem guten Sprungpferde spazieren, und als ich an dem Vorgarten der Wohnung des Güterdirektors Lits vorüberkam, saß Sidonie zwischen Beeten (es war bereits Frühling), um Blumen zu einem Strauß zu pflücken. Ich grüßte sehr artig mit den Worten: „Jo reggelt kisasszony!“ (Soviel hatte ich bereits ungarisch gelernt, um grüßen zu können.) Dann bat ich in deutscher Sprache um ein Blümchen aus ihrem Garten. Sie mißt mich mit stolzen Blicken und antwortet auf ungarisch: „Tessék besétálni hadnagy-ur!“ (Belieben Sie nur einzutreten, Herr Leutnant.) Ich richte die Zügel zurecht, um abzusteigen und das Pferd am Zügel haltend zum Gartenzaun zu schreiten, der aus eisernen Staketen mit spitzen Pfeilen bestand. Diese Bewegung beobachtend, sagt Sidonie spöttisch: „Ah nem ugy! a loval ha tetszik!“ (Ah, nicht so, mit dem Pferde, wenns beliebt.) Ich lasse mir diese Aufforderung nicht zweimal sagen, versammle mein Roß, reite weit auf dem offenen Terrain zurück, sprenge in Galopp ein und übersetze den eisernen Staketenzaun so glücklich, daß ich gerade noch zu Sidoniens Füßchen parieren kann! Ein Schrei des Entsetzens von des gestraften Mädchens schönem Munde, und im nächsten Momente bin ich im Besitze des Blumensträußchens,

Digitized by Google

für welches ich meine Beine, eventuell auch das ärarische Pferd riskiert hatte. Der Coup war geglückt! Mein Schutzengel hatte mich, wie schon oft vorher, beschützt, denn wenn mein Sprung mit dem Pferde mißlungen wäre, war das Ende gar nicht abzusehen. Jetzt war allerdings nicht vom Ende, sondern von einem chevaleresken Anfang die Rede!

Sidonie, die Marmorne, war wie umgewandelt und versprach mir in einem Plauderstündchen sogar die erste Quadrille beim nächstdem stattfindenden Társásballe, wenn ich es wagen wollte, auch einen Csárdás mit ihr zu tanzen. Nun mußte ich von Oberleutnant Stephány so rasch als möglich Csárdás tanzen lernen, um mich in jeder Hinsicht gut zu repräsentieren und meinem ungarischen Onkel Ehre zu machen!

Hier dürfte es am Platze sein, von der wahrhaft freundschaftlichen Aufnahme zu sprechen, die ich allerorts in Ungarn bei den zahlreichen Verwandten fand. Bloß daraufhin, daß ich von Tante Therese aus Wien Grüße überbrachte, wurde ich schon wie ein Glied der ungarischen Verwandtschaft empfangen und in echt ungarnischer Sogorság (Schwagerschaft) gehätschelt. Von den fröhlichen Veranstaltungen, die ich in Ungarn mitmachen durfte, erinnere ich mich besonders der Weinlesefeste in der Umgebung Gödöllös, die Anlaß zu prächtigen Lustbarkeiten boten. Selbst in kleineren Weingärten dauerte die Lese zwei bis drei Tage, und da alle Nachbarn nur eine große Familie bildeten, so war die Einladung einer Familie genügend, um an all den vielen Tafeln gefeiert zu sein, die von einem Morgen bis zum andern Morgen stets gedeckt und mit den delikatesten Braten (Wild, Truthähne, Enten, Gänse usw.) reich besetzt zum Schmausen bereitstanden. Der Wein floß in Strömen. Von nachmittags vier Uhr an wurde unausgesetzt bis vier Uhr früh gespielt und getanzt. Nicht eine, sondern drei bis vier Zigeunerkapellen aus den benachbarten Städten geigten ununterbrochen die elektrisierenden Weisen

Digitized by Google

(magyar-nota), bei welchen selbst wir „Schwaben" in das Csárdásfieber derart hineingerieten, daß wir uns kaum mehr von den Magyaren unterschieden. Außer dem Onkel Ferko von Kiß gehörten noch zwei Brüder Kiß zu meiner Verwandtschaft, nämlich der Septemvir, früherer Comitats-Administrator von Lugos, Andor-Andreas, und der Oberstuhlrichter (János-Johann), der eine Pachtung in Szada bei Waizen hatte und in Waizen ein Haus besaß, wo er mit seiner geistvollen Frau, der Tochter Etelka und ihrem Gemahl Karner, einem gewesenen Generalstabsoberstleutnant bei den 1848er Honvéds nebst vier Enkeln recht behaglich lebte und sozusagen in Waizen-Vácz den Ton angab. Etelka war das anmutigste Wesen, das man sich denken kann, und hatte so vornehme Züge, daß jeder von ihr entzückt sein mußte. Sie war der Mittelpunkt, um den sich die ganze elegante Welt Waizens im Karneval des Jahres 1853 auf 1854 drehte. Besonders das Offizierskorps des sechsten Jägerbataillons, dann eines Bataillons von Belgien (damals Piret-Infanterie) und einer Artilleriedivision unter Major Angerer schwärmten für die bezaubernde Etelka. Ich nenne hier nur Wenko von den Jägern, die Brüder Liebe v. Kreuzenau von Belgiern und den Regimentsarzt Dr. Fazzi, echter Pole, der die Mazurka mit wahrer Virtuosität tanzte und deshalb, sowie wegen seiner anderen gesellschaftlichen Talente der Liebling der Damen war. Zu diesen zählte obenan außer den Kiß's noch meine Kusine Gusti, Gemahlin des pensionierten Ulanenmajors Titz, und die beiden Fräuleins v. Vörös, als bekannte Schönheiten ersten Ranges. Es gab bei den Offizierskränzchen in Waizen deren so viele, daß ich ganz geblendet war, wenn ich in den Tanzsaal trat, aber wirklich interessiert hat mich doch nur Etelka, deren sympathisches Wesen sich tief in mein Herz versenkte und die es auch gerne hörte, wenn ich ihren Liebreiz über die regelmäßige, aber sehr kalte Schönheit der anderen Kusine, Gusti, stellte.

Digitized by Google

Von Gödöllö nach Waizen ist, quer über die Pußta, ein Weg von drei Stunden, und im Winter 1853, wo es hohen Schnee gab, mußte ich wohl auch vier Stunden mit dem Bauernschlitten fahren, um hinüberzukommen. Man denke sich diese Leistung: sieben Pferde abreiten, rasch die Menage hinabschlucken, auf den Schlitten springen, in die Bunda gut eingewickelt nach Waizen jagen, dort erst Toilette machen, die ganze Nacht drauf tanzen, morgens gleich wieder die ledernen Reithosen anlegen, den langen Weg nach Gödöllö zurückkehren und um halb acht Uhr auf der Reitschule eintreffen, um neuerdings die sieben Pferde in die Arbeit zu nehmen. Besser wurden meine Remonten bei dieser Dressur allerdings nicht. Von Oktober bis Januar hatte mich Hanély wiederholt wegen meiner Fortschritte belobt, dann ging es aber rasch bergab! Mit den müden Gliedern hing ich mehr auf den Gäulen, als daß ich sie antrieb. Ich wäre wohl gar eingeschlafen, wenn mich die unbändigen Tiere nicht an der Wand, aus der spitze Steine herausstanden, wund gerieben hätten!

Die männliche Achse, um welche sich die ganze Gesellschaft in Waizen drehte, war sonderbarerweise der Gendarmeriekommandant Rittmeister Baron Bibra von der Gleichen. Eigentlich nannten wir ihn „Sondergleichen", da seine Kameradschaft ihres Gleichen nicht fand und das wollte damals, wo die Offiziere des k. k. Heeres den Gendarmen gerne aus dem Wege gingen, wenn sie ihrer nicht gerade bedurften, viel sagen.

Wie ich vermute, war Bibra in meine Kusine Etelka sterblich verliebt, und diesem Umstande durfte ich es wohl verdanken, daß er mir sein Wohlwollen in so hohem Maße zuwendete, wie die folgende Geschichte beweist.

Der Ball des Gödöllöer Kasinos war zu einem Ereignisse der Saison aufgebauscht worden, und ich hatte mich, wie oben berichtet, bei Fräulein Sidonie auf zwei Tänze pränumeriert.

Digitized by Google

Dies erzählte ich in Waizen bei Onkel Janni in Gegenwart Bibras, der mir gleich einen Wink gab, daß ich diesen Kossuthball nicht besuchen könne. Wo ist aber bei einem verliebten Leutnant Räson zu finden? Am Abende des Balles kam nun in dem Momente, wo ich gerade die Lackschuhe anzog, ein Schlitten in den Equitationshof eingefahren, dem hastig Bibra entstieg. Er begab sich direkt zum Kommandanten. Kurz darauf wurde Leutnant Gründorf, der bereits fix und fertig war, um zum Balle zu fahren, zum Kommandanten befohlen. Da gab es folgenden kurzen Dialog:

„Also du willst trotz der wohlwollenden Abmahnung Bibras auf diesen Kossuthball gehen?"

„Ich bin engagiert und kann nicht zurückbleiben!"

„Nun wohl, dann bitte ich um deinen Säbel, du hast Zimmerarrest bis auf weiteres!"

Da saß ich nun wutschnaubend in meinem kalten Gemache. Den anderen Morgen wurde mir der Säbel vom Kommandanten mit folgenden Worten überbracht: „So, jetzt ist der Arrest aufgehoben, der dich vor einer großen Verlegenheit bewahrt hat. Heute nacht wurde aus der Mitte der Ballgäste ein verkappter Agent Kossuths mit Gendarmeriegewalt herausgeholt, wobei deine Anwesenheit als kaiserlich österreichischer Offizier schlecht am Platze gewesen wäre!"

Bibra hatte von seinem obersten Chef den strikten Befehl, die Verhaftung des gefährlichen Mannes in eklatanter Weise durchzuführen, weil die Gesellschaft von Gödöllö seit Monaten diesem Agenten des Exdiktators sub titulo Lehrer für Schnittzeichnen Unterstand gab. Kempen, der allgewaltige Polizeiminister der Aera Bach, wollte sich quasi an der Gesellschaft des berüchtigten Kossuthortes Gödöllö rächen. Wie dankte ich nun dem guten Bibra, daß er mich so gewaltsam verhindert hatte, einen faux pas zu machen! Mit Sidonie war es allerdings auf alle Zeiten aus, denn sie konnte es mir nicht ver-

Digitized by Google

zeihen, daß sie zum ersten Csárdás vergeblich auf mich wartete, da ich nicht absagen konnte. Ich kam bei der glühenden Patriotin sogar in Verdacht, Mitwisser des beabsichtigten Ballskandals gewesen zu sein.

Mein Verkehr im Orte Gödöllö wurde nach diesem Streich der Gendarmerie unmöglich. Eine wahre Erleichterung und Freude bereitete es mir daher, daß Anfang April 1854 die Verwicklungen zwischen Oesterreich und Rußland so weit gediehen waren, daß wir Equitanten Befehl erhielten, zu unseren Batterien einzurücken. Die Equitation in Gödöllö wurde aufgelöst. Auch aus anderen Gründen begrüßte ich dieses Ereignis. Pepi-Néni und die saubere Serbin waren mir mit ihren Eifersüchteleien schon recht unbequem geworden. Besonders Arsena wurde immer begehrlicher und verleitete mich sukzessive zu Tollheiten, deren Erinnerung mir heute noch Grauen einflößt, so z. B. zu einer Umarmung im Zimmer, welches an das Laboratorium des Apothekers anschloß, bei offener Türe! Schweren Herzens schied ich zwar von Ferko Bácsi und Katicza Néni, aber ich begrüßte den Abmarsch als Erlösung aus der unhaltbaren Situation.

Der Aufmarsch gegen Rußland 1854.

Politische Lage — Oesterreichs Fehler — Landmarsch durch Ungarn, Siebenbürgen nnd die Bukowina nach Galizien — Magyarische Gastfreundschaft — Galizische Edelleute — Originelle Bettwärmer — Die Kartenlegerin und die gestohlene Uhr — Ein gefährlicher Ritt — Verkommenheit in Galizien — Ein geschetterter Rettungsversuch an einer Verlorenen — Die schöne Jüdin.

Mit den ersten Frühlingslüftchen des Jahres 1854 kam auch ein eiskalter Sturmwind aus dem Osten Europas, wo sich die Russen anschickten, das Testament Peters des Großen

Digitized by Google

zu vollstrecken. Zar Nikolaus I. glaubte den Moment für gekommen, in welchem er ungestraft die Agia Sofia mit dem griechischen Kreuze schmücken könne. Plötzlich riefen ihm zuerst die Westmächte England und Frankreich, endlich aber auch Oesterreich das unerwartete „Halt" und „Zurück" in die Ohren.

Den ganzen Winter 1853—54 hindurch hatten die diplomatischen Unterhandlungen, welche durch Preußens zweideutige Haltung so sehr in die Länge gezogen wurden, gedauert. Endlich mußte sich unser Kaiser auf Andrängen seiner Minister entschließen, eine Note an das Petersburger Kabinett richten zu lassen, in welcher demselben klargelegt wurde, daß eine österreichische Armee von 300 000 Mann an der Grenze aufmarschieren werde, um nötigenfalls den Rückzug der nach Konstantinopel scharf vordringenden Russen mit Waffengewalt zu erzwingen. Anfangs wollte der mächtige Russenherrscher dieser Drohung keinen Glauben schenken, als aber tatsächlich der Chef des Generalstabes F.-M.-Lt. Heß zum Oberkommandanten der mobilisierten österreichischen Armee ernannt war und nun rasch der Aufmarsch an der Ostgrenze des Reiches angeordnet wurde, traten die Russen mit verbissenem Grimm den Rückzug an. Sie räumten die beiden Fürstentümer Moldau und Walachei und konzentrierten ihre ganze Kraft zur Verteidigung der maritimen Position auf der Halbinsel Krim, wo es dann zu den Kämpfen um Sebastopol kam. Diese Riesenfestung wurde bekanntlich von den Franzosen mit Sturm erobert. Rußland, welches heldenmütig seine Seefestung gegen die Alliierten verteidigt hatte, mußte sich endlich doch dem Diktate Europas (England, Frankreich, Türkei und Sardinien) unterwerfen. Diese vier Staaten waren in den verbündeten Armeen vor Sebastopol repräsentiert, während wir Oesterreicher beobachtend an Rußlands Westgrenze standen und die Preußen ihr diplomatisches Spiel fortsetzten. Der

Digitized by Google

Pariser Friede machte den Plänen Nikolaus' I. ein vorläufiges Ende und bedeutete für Napoleon III. einen ungeheuren Erfolg. England hatte die Demütigung seines Rivalen in Ostasien erreicht, Preußen hielt sich hübsch in Reserve und Oesterreich machte die größten politischen Fehler, indem es sich einerseits den Haß aller Russen zuzog und andererseits beim Pariser Kongresse erfahren mußte, weshalb die schlauen Staatsmänner Sardiniens an dem Kriege gegen Rußland aktiven Anteil nahmen. Sardinien in den europäischen Kongreß aufgenommen, spielte von nun an die Rolle einer kleinen aber gefährlichen Großmacht. 1854 war das Vorspiel für 1859. Wir verloren die schönsten Provinzen in Italien eigentlich schon im Pariser Kongreß des Jahres 1854 durch die verfehlte Politik des damaligen Ministers des Aeußeren, Graf Buol-Schauenstein, die zur völligen Isolierung Oesterreichs führte.

Davon will ich gar nicht sprechen, daß unser Aufmarsch an der russischen Grenze mehr als 500 Millionen kostete, die Armee durch Krankheit dezimiert wurde, und Heß, der geniale Generalstabschef des Marschalls Radetzky, seine Unbeständigkeit als Armeekommandant an den Tag legte. Es war ein tolles Hin- und Hermarschieren der Truppen, wodurch allerlei peinliche Kreuzungen der Marschkolonnen hervorgerufen wurden.

Der hier kurz erwähnten politischen Konstellation verdankte ich reiche Länderkenntnis. Die sechspfündige Fußbatterie des Hauptmanns Nuth, bei der ich schon vor dem Feldzuge gegen Rußland eingeteilt war und zu der ich wieder einrückte, trat schon am 1. April den Landmarsch von Budapest nach Bistritz an. In dieser siebenbürgischen Stadt standen wir zirka drei Wochen, um dann weiter über den Tihuza-Paß, Pojana-Stampi, Vale putnie nach Szucsava an der moldauischen Grenze (Bukowina) und endlich über Snyatin nach

Digitized by Google

Stanislau in Galizien vorzurücken, wo wir Kantonnements bezogen und die weitere Entwicklung der politischen Ereignisse abwarteten.

Die Batterie kam in die Zuckerfabriksortschaft Tlumacz zu liegen, wo wir bei dem hochintelligenten Fabriksdirektor und seiner liebenswürdigen Gemahlin geistige Nahrung und leibliche Pflege fanden. Wir waren ein für allemal in den Salons der Frau Regierungsrätin zum Tee geladen, und da Hauptmann Ruth sich auf den Beau hinausspielen konnte, war er in seinem Elemente. Er warf seine hübsche Baritonstimme in die Wagschale, um uns Batterieoffiziere zu übertrumpfen und sich für die Gastfreundschaft dankbar zu erweisen.

Anfangs als wir durch Jazygien und Kumanien marschierten, waren unsere Quartierträger meist reiche Edelleute. Zuerst aus politischen Gründen etwas steif, konnten sie ihre magyarische Gastfreundschaft schließlich doch nicht verleugnen. Wir waren fast ununterbrochen in den vornehmsten Edelhöfen, die natürlicherweise unser Hauptmann okkupierte, zur Mittagstafel geladen und blieben dann bis zur Morgenstunde beisammen. Der unbefangene Ton, den unser jeder politischen Erörterung sorgsam aus dem Wege gehender Kommandant stets anzuschlagen wußte, hatte rasch das Eis gebrochen und beim Fekete-Café waren wir meist schon mitten in der Courmacherei drin. Die Hausfrau und eventuell die Fräulein Töchter fanden, daß diese schwarz-gelb gefärbten Artillerieoffiziere ebenso angenehme als intelligente Gesellschafter seien, und abends wurde flott Csárdás getanzt. Keiner unserer ungarischen Quartierträger akzeptierte irgend etwas als Entschädigung für die famose Bewirtung, die uns zuteil wurde. Wir konnten uns also nur mit sehr splendiden Douceurs für die zahlreiche Dienerschaft einigermaßen revanchieren.

Ganz anders in Galizien! Schon in der ersten Station nach Snyatin kam uns der Quartiermacher mit der Meldung

Digitized by Google

entgegen, daß in der Ortschaft, wo die Batterie nächtigte, nur ein elendes Judenwirtshaus und ein Edelhof sich befinden, und da in ersterem ein anständiges Mittagessen nicht zu erwarten sei, habe er das Mittagsmahl beim Edelmann X. X. bestellt, welcher sich bereit finden ließe, mit zwei Gulden per Kuvert den Restaurationsdienst zu übernehmen! Der preußische Regierungsrat aber, der in dem galizischen Tlumacz als Zuckerfabriksdirektor fungierte, machte eine glänzende Ausnahme.

Von Tlumacz möchte ich noch eine kleine Episode erzählen. Wir Offiziere suchten uns tagsüber die schönsten von jenen Hunderten junger Mädchen aus, welche in der Fabrik beschäftigt waren, ließen sie durch unsere Burschen auf den Glanz herausputzen und mit unseren Nachthemden bekleidet das Bett auswärmen. Eines Abends früher als erwartet heimgekehrt, fand ich, daß mein Johann nicht nur über meinen Likör und meine Zigarren, sondern auch über meine Betteinlage souverän verfügt hatte! Selbstverständlich jagte ich den frechen Kerl samt der hübschen Zigeunerin, die ich mir für diesen Abend erkoren hatte, zum Teufel. Des anderen Morgens vermißte ich aber nicht nur meinen findigen Johann beim Ankleiden, es fehlte mir auch meine goldene Zylinderuhr samt Panzerkette, die ich mir langsam in der Akademie auf Raten angeschafft hatte. Der Hausherr gab mir den Rat, nicht zum Mandatar, wie in Galizien der Ortsnotar heißt, sondern zu einer Kartenlegerin zu gehen, welche mir weit rascher und billiger zur gestohlenen Uhr verhelfen würde als der Mandatar, den er für einen Hauptgauner hielt. Ich befolgte den Rat und erfuhr von der Kartenlegerin, die sicher auch eine Zigeunerin war, daß ich meine Uhr samt Kette unversehrt unter dem Tische, welcher im Gartenhäuschen stehe, finden würde, wenn ich nachts fünf Silbergulden in die Tischlade hineinlegen wollte. Ich war froh, so billig wieder zu meinen Sachen zu kommen, verzichtete aber auf weitere Bettwärmer. Das konnte ich umso leichter

Digitized by Google

tun, als andere Abenteuer winkten, zu welchen ich eines Leporellos nicht bedurfte.

Fast hätte ich vergessen, der gefährlichen Lage zu gedenken, in welche mich ein Abkürzungsweg in Bistritz gebracht hatte. Ich ritt mit der roten Paradeschabracke, welche man nach damaliger Adjustierungsvorschrift über den Pferderücken legte, um mehr Glanz zu entwickeln, über eine Weide, um rascher vom Paradeausrückungsplatze nach Hause zu kommen. Unterwegs stieß ich auf eine Herde von wilden Büffeln, welche durch das rote Tuch der Schabracke gereizt, en masse auf mich losstürzten und mich sicher unter ihren Hufen zertreten haben würden, wenn mich nicht mein braver Cäsar über einen Zaun hinweggetragen und mich dadurch gerettet hätte.

Bei der Besichtigung des Gestüts Radautz — um noch eine Erfahrung aus der Bukowina mitzuteilen — erzählte uns der Kommandant unglaubliche Hinterziehungsgeschichten von den Finanzorganen in Suczava, wie sie nur in dieser von Juden total verseuchten Provinz möglich sind. Ich vermag den Ekel nicht zu beschreiben, den ich über jene Zustände empfand und war deshalb ganz glücklich, als Ende Juli ein Befehl der Generalartilleriedirektion mich als Lehrer in die k. k. Artillerieschule nach Wien berief, wo ich anfangs September einzutreffen hatte. Ich konnte noch die Kaiserfeier in Tlumacz mitmachen, welche besonders erwähnt zu werden verdient, weil wir durch Vermittlung eines jüdischen Faktors (die Agenten nennt man in Galizien Faktores und das sind sie in der Tat, namentlich im Sexualwesen) ein Dejeuner à la fourchette von S. aus Wien bestellten, welches zur allseitigen Zufriedenheit geliefert und nobel serviert wurde. Nicht nur Speisen und Weine, auch das gesamte Service für die aus zwölf Personen bestehende Gesellschaft wurde von S. beigestellt und die zwei Kellner, die er von Wien mitsendete, versahen die Tafel in einer Weise, daß unsere Gäste aus der

Digitized by Google

Zuckerfabrik ganz entzückt waren. Es wurde uns nämlich durch die Kaiserfeier die erwünschte Gelegenheit geboten, den liebenswürdigen Gastfreunden in Tlumacz, wo wir so oft geladen waren, Revanche bieten zu können. Für mich war dieses Fest zugleich der Abschluß des Truppendienstes.

In Galizien fand ich den gleichen moralischen und physischen Schmutz vor, wie in der Bukowina. Daß wir in jeder galizischen Station gleich nach dem Einmarsche von jüdischen Faktores umringt wurden und daß diese Biedermänner uns alles zum Kaufe anboten, Frauen und Mädchen nicht ausgenommen, hatte mich schon mit Abscheu erfüllt, daß sie aber auch kindliche Wesen in ihren schändlichen Handel einbezogen, empörte mich vollends. In Stanislau war ich schon nahe daran, eine große Bêtise zu begehen.

Trotz meines Widerwillens gegen öffentliche und geheime Preisgabe der Frauenwürde hatten mich doch die Kameraden am 18. August nach jenem opulenten Kaiserdiner genötigt, mit ihnen eine jener höheren Töchterschulen zu besuchen, wo ebensoviel Schamlosigkeit als Elend zu finden ist. Dank dem Vermittelungsdienste dieser Faktores gibt es in Galizien selbst in den kleinsten Nestern solche Zuhältereien. Speziell in Stanislau sollte ich die Bekanntschaft einer alten Schwerenotsmutter gefährlichster Art machen. Bei Musik und Tanz wurde champagnisiert. In einer Ecke des Salons erblickte ich ein bildschönes Mädchen, das an dem Treiben ihrer Genossinnen ebensowenig Gefallen fand als ich selbst. Zu ihr, der von den Phrynen Gemiedenen, gesellte ich mich und ging mit der Beklagenswerten alsbald in eine chambre separée, um dort ungestört plaudern zu können. Gisela hieß sie, war die Tochter eines Stabsoffiziers aus Preßburg und von ihren Eltern eines Fehltrittes wegen verstoßen, den sie mit einem jungen Offizier, dem Adjutanten ihres Vaters, gemacht hatte.

Ob die Verführungsgeschichte, welche mir die schmach-

Digitized by Google

tende Sünderin auftischte, wahr ist oder nicht, Tatsache bleibt, daß ich mich wirklich rühren ließ, zur Tante Sarah, der Vorsteherin, ging und das reuige Schäflein retten wollte. Nur an der unverschämt hohen Forderung, die sub titulo Vorauslagen für Wäsche und Toiletten in dem Schuldbuche Giselas verzeichnet war, scheiterte mein Rettungsversuch. Ich hatte mir zirka 200 Gulden während der Mobilisierung erspart und diesen Betrag wollte ich für Giselas Freigebung erlegen. Die Forderung lautete aber weit höher, und so mußte ich auf mein Gefühlswerk verzichten, denn Schulden wollte ich absolut nicht machen. Gott sei es gedankt, daß die alte Jüdin mich so unverschämt auszubeuten bestrebt war, denn wenn sie es billiger getan hätte, so wäre ich mit einer gekauften Konkubine nach Wien eingerückt und hätte damit meine Karriere gründlich verpfuscht.

Die Korruption in der Bukowina und die schmachvollen Zustände in Galizien hatten mir einen wahren Ekel vor den dortigen Israeliten eingeflößt. Und doch hat es der Zufall gewollt, daß ich meine schönste Erinnerung aus jener Zeit einem liebenswerten Judenmädchen zu verdanken habe! Es war auf meiner weiteren Fahrt per Vorspann, denn Eisenbahnen gab es damals in Galizien überhaupt noch nicht, in Bochnia. Die Tochter des Hoteliers, die schöne Rebekka, welche mich beim Abendessen bediente, war schlank wie eine Tanne und hatte ein Paar mandelförmige Glutaugen, an denen ich mich sofort versengte. Sie versprach mir, in der Nacht, wenn alles im tiefsten Schlafe läge, auf mein Zimmer zu kommen. Ich traute zwar ihrer Zusage nicht, konnte aber doch nicht einschlafen, und siehe da, um ein Uhr nachts, fühlte ich mich bereits von ihren schön geformten Armen eng umschlungen. Sie war proper, zauberhaft schön geformt und hatte sich in ein so reizendes Negligée gekleidet, daß sie wirklich zum Anbeißen appetitlich erschien! Rebekka war wohl

Digitized by Google

schon in irgend eines anderen Mannes Armen gelegen, was sie mir zögernd zwar, aber endlich doch gestand; sie gab sich mir nur aus momentan und schnell erwachsener Sympathie zu eigen und versicherte mir auch, daß sie vom ersten Momente an, wo ich in den Speisesaal des Hotels getreten war, für meine blauen Augen alles hinzugeben bereit war!

Lehrer in der Artillerieschulkompagnie, dann Schüler in der Kriegsschule in Wien.

Erfolge als Lehrer — Eine Visitation — Liebeleien — Ein Heiratsplan — Ich werde Nádossys „Balladjutant" — Leistungen auf dem Parkett — Ein toller Ball — Unerwartetes Examen — Prüfung durch den nachmaligen Kriegsminister Kuhn — Der Retter in der Not — Die zwei Konkurrenten — Die Kriegsschule — Die Uebungsmappierung — Heilung einer Kousine — Verlobung mit ihr.

Die Wiener Gesellschaft, welche in den Fünfziger Jahren die Residenz des jungen Monarchen belebte, war so ganz geeignet, einen jungen Offizier anzuziehen, welcher mit einigen geselligen Talenten ausgestattet, das Bedürfnis fühlt, sich gründlich auszutoben, und das war bei mir in umso höherem Maße der Fall, als ich bereits das 21. Lebensjahr überschritten hatte, ohne das Leben von dieser Seite kennen gelernt zu haben.

In Olmütz beherrschte mich eine gewisse Sentimentalität, in Ungarn lernte ich recht gemütliche Leute kennen, sah aber auch deutlich die Kehrseite der Medaille, und in Galizien war ich nahe daran, Zyniker zu werden! Für geistige Vervollkommnung, nach der mein Inneres stürmisch begehrte, war erst in der Metropole des Reiches eine Arena geöffnet, in welche ich siegeszuversichtlich meinen Einzug hielt. Der Drang, meine ganz speziellen Eigenschaften zu verwerten und

Digitized by Google

in guter Gesellschaft mir vornehmere Manieren anzueignen, mußte mich in jene Kreise der Residenz führen, wo Kunst und Intelligenz in edlem Bunde vereinigt waren.

Zum Lehrfache berufen, war es zunächst mein heiligstes Bestreben, das Vertrauen meiner höchsten Vorgesetzten zu rechtfertigen, welche dem einundzwanzigjährigen, kaum der Schulbank entwachsenen Leutnant, schon nach einjähriger Dienstleistung bei der Truppe, die Lehrkanzel für Mathematik, Geschichte und Geographie anvertraut hatten. Ich erblickte in dieser Berufung aber auch einen neuen Ansporn, auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie rasch empor zu klimmen, und hielt deshalb mein Ziel, den grünen Federbusch, das Abzeichen des Generalstabes, unverrückbar im Auge.

Die im Jahre 1854 in Wien gegründete Kriegsschule für Offiziere aller Waffengattungen und Branchen sollte das Piedestal sein, auf dem ich die Leiter ansetzen wollte, um sicheren Boden unter den Füßen zu haben. Ich hielt deshalb auch stets Fühlung mit dem mittlerweile nach Wien in die Kriegsschule berufenen Leutnant Popp, welcher während des Aufmarsches gegen Rußland der Brigade Steininger zugeteilt war, zu welcher meine Batterie gehörte. Ende 1854 wurde Popp aus dieser Stellung enthoben, um die Aufnahmeprüfung für die Kriegsschule ablegen zu können. Im Herbste 1854 war es überhaupt schon jedermann klar geworden, daß Oesterreich durch die Demonstration gegen Rußland einen großen politischen Fehler begangen hatte. Es wurde deshalb so schnell als möglich abgerüstet und die Truppen kehrten wieder in ihre normalen Verhältnisse zurück. Hierzu gehörte auch die Wiederaufnahme des militärischen Unterrichts in allen mit großen Aplomb organisierten Bildungsanstalten. Solcher Stimmung verdankte ich es zunächst, daß ich so jung an Jahren auf den Katheder berufen wurde. Aus besonderen Umständen war auch die sonderbare Zusammensetzung des Lehr-

Digitized by Google

körpers sowohl als der Schüler zu erklären, welche ich in der k. k. Artillerieschulkompagnie in Wien vorfand. Es lag damals in der Luft, allerlei sonderbare Kompagnien zu errichten, so die Strafkompagnien für unverbesserliche Soldaten, Sanitätskompagnien für den Krankendienst, Lehrkompagnien für die Einführung in die neuen Reglements und endlich Schulkompagnien als Vorbereitungsanstalten für die drei Akademien (Neustadt, Znaim, Olmütz), welche höher gebildete Offiziere zum Generalstab, zur Geniebranche und zur Artillerie liefern sollten. Nach einem dreijährigen Läuterungsprozesse in den Schulkompagnien kamen die ausgezeichnetsten Frequentanten dieser Bildungsanstalten in die Akademien der betreffenden Waffengattungen. So wie im Jahre 1850 nach den Feldzügen in Italien und Ungarn gediente Soldaten in die Schulen einrücken mußten, um sich die theoretischen Kenntnisse anzueignen, so war es auch nach dem Aufmarsche im Jahre 1854 der Fall, daß jene Frequentanten der Artillerieschulkompagnien, die vorzeitig ausgemustert wurden, weil in den Feldbatterien Mangel an Unteroffizieren war, nach der Demobilisierung wieder in die Schulkompagnien einberufen wurden, um ihre Studien zu vollenden.

Ich fand also beim Antritt des Lehramtes zwei Kategorien von Schülern vor: die eben geschilderten Unteroffiziere im zweiten und dritten Jahrgang und ganz unreife Bürschchen im ersten Jahrgange. Nur letztere konnten als Zöglinge behandelt werden, während erstere Anspruch darauf hatten, als Männer angesehen zu sein und demgemäß einem ganz anderen Regime zu gehorchen. Unser Schulkommandant, Hauptmann Gugg, ein gediegener Artillerist, welcher das Leopoldskreuz auf der tapferen Brust trug, wußte die vorstehend skizzierte Distinktion zwischen dem uns anvertrauten Schülermaterial sehr gut zu machen. Außer dem Kommandanten waren aber nur wenige der Lehrer scharfblickend genug, um beurteilen zu

Digitized by Google

können, daß eine verkehrte Behandlung der gedienten Unteroffiziere die übelsten Folgen nach sich ziehen könnte. Ich war unter den Lehrern der jüngste und zählte kaum ein bis zwei Jahre mehr als die Frequentanten des dritten Jahrganges, die durchwegs aus Unteroffizieren bestanden. Meine Position war deshalb keine leichte, und ich fühlte doppelt, welch große Verantwortung auf mir lastete. Von pädagogischem Instinkt geleitet, hatte ich mir in kürzester Zeit die Sympathien meiner Schüler in ungeahntem Maße erworben und war alsbald die rechte Hand unseres allverehrten Kommandanten, der mir außer den oben erwähnten Lehrgegenständen auch noch den Exerzierunterricht und die hippologischen Fächer anvertraute. Hierdurch war ich mit sämtlichen drei Jahrgängen in stetem Kontakte und kannte jeden Einzelnen nach seinem geistigen und moralischen Werte, was für mich wichtig war, da ich mir als obersten Grundsatz vorgesetzt hatte, jedes Individium nach seiner Eigenart zu behandeln und die Nachhilfen dem Charakter genau anzupassen.

Infolge des allgemeinen Vertrauens, das man in mich setzte, war ich alsbald imstande, eine interessante Entdeckung zu machen, welche ich ihrer Eigentümlichkeit halber hier näher erörtern will. Zwei Zöglinge des ersten Jahrganges, Baron Marquette, der Sohn eines hohen Zivilbeamten, und Bernhard v. Meyer, der Sohn des Protokollführers im Ministerrat, wollten in der Mathematik absolut nichts leisten und versagten auch in den übrigen rein wissenschaftlichen Fächern. Beide blieben beim Semesterschlusse ohne Auszeichnung und mußten allerlei Strafen über sich ergehen lassen, unter denen die Entziehung des Ausganges wohl die geringste war, für ihre Eltern aber die empfindlichste wurde. Hofrat Meyer war indigniert über den Mißerfolg seines hochtalentierten Sohnes und beklagte sich bei dem sehr mächtigen Chef der Bildungsanstalten, dem gefürchteten Oberst des Generalstabes v. Scu-

Digitized by Google

dier darüber, daß sein Bernhard, welcher vor dem Eintritt in die Artillerieschulkompagnie ein vorzüglicher Student war, nun plötzlich so ganz umgewandelt sei. Er wollte seinen Liebling bereits aus der Anstalt herausnehmen, kam aber vorher noch zu mir in die Dienstwohnung, um darüber zu beraten. Ich konnte mit bestem Gewissen versichern, daß Bernhard in meinen Lehrgegenständen und namentlich im praktischen Unterricht nichts zu wünschen übrig lasse. Ich riet dem Hofrate, abzuwarten, wie sich sein Sohn im zweiten Jahrgang aufführen werde, wo er auch punkto Mathematik in meine Hand gelangen müßte. Bernhard blieb also in der Schule, stieg als einer der letzten des ersten Jahrganges in den zweiten auf und wurde nach drei Monaten bereits der zweitbeste im Schulrange. Nicht nur in Mathematik, sondern auch in den anderen Gegenständen hatte er Vorzugsklassen aufzuweisen. Wo lag es also, daß dieser hochtalentierte und ehrgeizige Schüler im ersten Jahr völlig versagte und im zweiten Jahre plötzlich ein Vorzugsschüler wurde? So fragte man sich in der Schule, noch mehr aber im Armeeoberkommando, wo Scudier die Fortschritte Meyers mit Aufmerksamkeit verfolgte, weil es ihn äußerst peinlich berührt hatte, daß gerade der Sohn des einflußreichen Hofrates bisher keinen Erfolg aufweisen konnte.

Oberst Scudier war eine rauhe, aber ehrenwerte Soldatennatur, die sich von allem persönlich überzeugen wollte. So kam es, daß der Oberst eines Tages unangesagt in den Räumen der Artillerieschulkompagnie erschien. Es wird Signal geblasen, der Kommandant kann nicht schnell genug herbeigerufen werden. Der kleine finstere Oberst mit dem borstigen Schnurrbarte und ebensolchen Augenbrauen, unter welchen zwei feurige Lichter unheimlich herausblitzen, tritt direkt in den Lehrsaal des zweiten Jahrganges, wo ich eben Mathematik vortrage. Ich melde dem Gefürchteten die Schülerzahl und frage gehorsamst, ob der Herr Oberst gestatte,

Digitized by Google

daß ich meinen Vortrag fortsetze. „Nein", lautet die kurze, barsche Antwort, „Prüfen!" Ich schicke mich an, meinen Katalog herauszunehmen, da herrscht mich aber der Gewaltige an: „Werde selbst rufen! Meyer kommen Sie zur Tafel!" Nun will ich als Lehrer eine Frage an den Schüler richten, muß aber wieder hören: „Werde selbst prüfen!"

Scudier gab dem Meyer eine schwierige Gleichung zu konstruieren, was mir aber sehr angenehm war, denn nun wurde es mir bereits vollkommen klar, daß es sich um ein Mißtrauen gegenüber meiner Klassifizierung handelte. Ich konnte mich nur freuen, daß eben diese Frage dem Bernhard Gelegenheit bot, seinen hübschen klaren Vortrag zur Geltung zu bringen. Ohne jedes Zaudern entwickelt Meyer die Aufgabe zuerst synthetisch, dann analytisch und versetzt den gestrengen Herrn Prüfungskommissär in helles Erstaunen. Noch eine Aufgabe, und der Oberst tritt auf mich zu, drückt mir die Hand und sagt laut vor der ganzen Klasse: „Ihr könnt euch gratulieren, einen solchen Lehrer zu besitzen! Herr Leutnant, ich mache Ihnen mein Kompliment, Sie haben aus diesem nichtsnutzigen Burschen einen braven jungen Mann gemacht! Sie werden eine schriftliche Anerkennung des Oberkommandos erhalten. Wie ich aus den Zensuren ersehen habe, ist nicht nur Meyer, es sind noch viele andere Zöglinge, die bisher nichts leisteten, gut klassifiziert!"

Im Konferenzzimmer, wo sich mittlerweile auch der Hauptmann Gugg und alle übrigen Lehrer versammelt hatten, hielt mir Scudier eine zweite Lobrede, die aber manch bitteres Wort für meinen Vorgänger, den Lehrer der Mathematik im ersten Jahrgang enthielt. Es war hart, was Scudier ihm über seine pädagogischen Eigenschaften sagte, aber nicht ungerecht, denn tatsächlich hatte er mit seiner höhnischen Art die Schüler zu behandeln, mit den groben Schimpfworten und anderen Roheiten verschuldet, daß Meyer stutzig wurde, mit

Digitized by Google

dem wirklich leichtsinnigen Marquette Freundschaft schloß und durch letzteren verführt, sich dem schreibenden Tischchen anvertraute, welches immer dasselbe kritzelte: „Ihr sollt Seeräuber werden und nur praktische Fächer (Turnen, Fechten, Exerzieren) kultivieren, höchstens noch Geographie lernen, alles andere aber als völlig unnützes Zeug ignorieren!"

Unbegreiflich war es mir und es erscheint mir heute noch psychologisch interessant, daß ein sonst so kluger Jüngling, wie es Bernhard Meyer gewesen ist, von einem verdorbenen Burschen à la Marquette so lange irregeführt werden konnte! Als einzigen Erklärungsgrund kann ich nur den Mystizismus finden, welcher gerade in den Fünfziger Jahren mit dem Tischrücken und Tischerlschreiben Hand in Hand ging und selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft üppig wie Unkraut wucherte.

Meine Position in der Schulkompagnie war durch die Marquettiade und noch mehr durch Scudiers Eingreifen mit einem Schlage gemacht. Als die Frequentanten der Kriegsschuljahrgänge 1854—56 behufs Erlernung des Artillerie-Exerzitiums in die Rennwegkaserne kommandiert wurden, hatte ich die Ehre, ihnen Unterricht erteilen zu dürfen. Da waren Popp, Reicher, Fejervary und wie sie alle hießen, die späteren Koryphäen des Generalstabes, meine Schüler.

Ebenso eifrig wie bei der Arbeit war ich auch hinter dem Vergnügen her. Ich hatte zufällig eine allerliebste Grisette in der eleganten Zuckerbäckerei Dehne am Michaelerplatze entdeckt, und da meine Mizzi kein Gefallen am Ausgehen fand, so lud ich sie häufig auf eine Tasse Tee zu mir, sah es auch gerne, wenn sie noch eine Freundin mitbrachte und wir uns so à quatre unterhalten konnten. Bei mir wohnte in Miete ein sehr fescher Artillerieleutnant, und da mußte ich doch auch für ihn Vorsorge treffen. Später kam auch mein Bruder Karl dazu. Er hatte, zum großen Schmerz meines Vaters,

Digitized by Google

der den poetischen Karl mir stets vorzog, im Jahre 1853 die Juristerei an den Nagel gehängt und war zum Theater entlaufen. Damals fuhr ich während eines Sommerurlaubs von Graz nach Preßburg, wo er mit der Soubrette, Amalie Müller, hauste, und brachte eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn zustande. Nunmehr wurde er ans Karltheater unter Nestroy engagiert, wo seine Maltschi als Anhängsel zu ihrer Schwester, der Lokalsängerin Therese Müller, einige kleine Partien spielte.

Manchmal ging es allerdings recht fidel bei mir zu und der Hauptmann hatte nicht so unrecht, als er mich darauf hinwies, daß solche Soiréen für einen Lehrer nicht recht passen. Besonders durch Karls Eintritt in unser Quartett, aus welchem dann häufig Sextette wurden, fing die Geschichte an, etwas bedenklich zu werden. Er war doch Zivilist und noch dazu Komödiant, in den fünfziger Jahren noch eine etwas anrüchige Gesellschaft!

Den Zutritt in die fashionable Gesellschaft Wiens verschaffte mir der Direktor der Artillerie-Zentralequitation, Oberst Nádossy. Der fesche Ungar gewann mich bald so lieb, daß er sich sogar flüchtig damit befaßte, eine Familienverbindung zwischen mir und einer reichen Bankierfamilie anzubahnen. Die neugebackene Baronesse, von Fortuna reich mit Millionen gesegnet, hatte von ihrer Mama eine wahrhaftige Papageinase geerbt. Rot war sie auch noch und dadurch so grundhäßlich, daß ich im Momente, wo Nádossy mich ihr vorstellte, ganz sprachlos vor Entsetzen blieb. Quelle idée! Oberst Nádossy meinte es ja ganz gut mit mir und hätte es gerne gesehen, wenn ein Artillerieoffizier diesen Goldvogel in seinen Käfig gebracht hätte! Er hatte aber auch Geschmack genug, um auf diesen Gegenstand nicht mehr zurückzukommen, als er den Eindruck bemerkte, den die Häßlichkeit der Baronesse auf mich gemacht hatte.

Digitized by Google

Als flotter Tänzer besuchte ich auch Soiréen bei anderen Finanziers, wo unter vielen Kapazitäten der damals oft genannte Baron Cz., erster Präsident der von ihm gegründeten statistischen Zentralkommission verkehrte und mich freundlichst in sein Haus lud. Mit dessen geistvollen Söhnen blieb ich längere Zeit hindurch eng befreundet. Nádossy animierte mich, nachdem ich schon Finanzbekanntschaften gemacht hatte, in höhere Regionen vorzudringen, führte mich sogar auf hocharistokratische Hausbälle und fand überhaupt Gefallen daran, einen Artillerieoffizier gefunden zu haben, der sozusagen salonfähig war, daß heißt genugsam Sprachkenntnisse (französisch, englisch, italienisch) und sonstige Manieren besaß, um in vornehmen Zirkeln verkehren zu können. Man nannte mich allgemein Nádossys Balladjutanten, da er mich stets in seinem eleganten Kupee abholte und wieder nach Hause brachte. Durch Nádossy animiert, verstieg ich mich sogar in die allerhöchsten Regionen, besuchte Hof- und Kammerbälle, tanzte auf den blaublütigen Picknicks, spielte den Galan auf den Faschingsdienstags-Redouten im k. k. Redoutensaale und hatte überall mehr oder weniger Erfolg. Auf einem Hofballe tanzte ich mit den Komtessen Seillern unmittelbar vor den Augen der Majestäten einen Dreischritt, der Allerhöchsten Beifall fand.

Um meine Leistungen auf dem Parkette kurz zu kennzeichnen, will ich noch konstatieren, daß ich im Monate Februar 1855, welcher nur 28 Tage hatte, 32 Bälle mitmachte. Es war also nicht genug, einen Ball per Abend zu besuchen, ich ging oder fuhr vielmehr mit Nádossy von einem Ball zum andern, tanzte bei Schwarzenberg eine Polka, bei Wodianer eine Française und hielt schließlich noch ein Maskenrendezvous in den Redoutesälen ein. Nicht selten machte ich an einem Abend drei verschiedene Tanzsäle unsicher.

Unmittelbar über mir wohnte mein jungverheirateter Kommandant, Hauptmann Gugg. Er hörte nun bisweilen

Digitized by Google

teils durch die klatschsüchtige Dienerschaft, teils mit eigenen Ohren allerlei, was ihm nicht sehr paßte. Mit scheelen Augen sah er auf mein außerordentliches Treiben, da ich mir aber im Dienste nicht das geringste zuschulden kommen ließ und Hauptmann Guggs scheeler Blick nichts zu bedeuten hatte (er schielte von Natur aus), so konnte ich unangefochten mein junges Leben genießen, und ich habe wahrhaftig alles ausgekostet. Nur zur Vollständigkeit dieser Erinnerungen und um ganz aufrichtig zu sein, will ich nicht verschweigen, daß mich die Offiziere der Equitation auch zu einem Adamitenball einluden, wo es so toll zuging, daß der Kasernenkommandant sich veranlaßt sah, die ganze Gesellschaft, welche in einem geräumigen Lokale der Artilleriekaserne beim Höllentaumel versammelt war, für arretiert zu erklären, und durch den Inspektionsoffizier die Namen der Anwesenden notieren ließ. Mein Name wurde ausgelassen, ein Beweis für die gute Kameradschaft, die damals herrschte! Die Arrangeure des Nuditballes erklärten, daß ich nur zufällig in das tolle Treiben hineingeraten sei, und da ich tatsächlich Anstand genommen hatte, mich zu entkleiden, so wurde meine kurze Anwesenheit gänzlich ignoriert. Den Offizieren der Equitation wurde vierwöchentlicher Hausarrest diktiert; im übrigen nahm Nádossy aber die verrückte Orgie nicht allzuernst, nachdem ihm sämtliche Teilnehmer erklärt hatten, daß sie selbst tiefen Ekel von ihrer Ausschreitung davongetragen, was auch der Tatsache entsprach. Ich wenigstens empfand eine wahre Horreur.

Wie pflichtbewußt ich von dieser Ausschweifung auf das Katheder zurückkehrte, möge der Umstand erhärten, daß ich meine Vorträge über Mathematik, Geographie, Geschichte, Hippologie und meine Exerzitien mit der Schulkompagnie nie gewissenhafter abhielt, als nach flott durchtanzten Nächten. Von irgendeinem Balle heimgekehrt, wusch ich mich kalt am ganzen Leibe, nahm eine Tasse Tee, kleidete mich rasch um

Digitized by Google

und ging in den Lehrsaal oder in den Kasernenhof zum Exerzieren, je nachdem es die Stundeneinteilung erheischte. Nicht eine Viertelstunde habe ich versäumt, und meine Schüler behaupteten, daß ich im Fasching noch lebhafter doziert habe, als zu normalen Zeiten; besonders seien meine Vorträge aus der Weltgeschichte höchst interessant gewesen, da ich ihnen Vorgänge aus dem Völkerleben schilderte, die ich ohne nervöse Aufgeregtheit vielleicht verschwiegen hätte!

So hat mir diese Sturm- und Drangzeit weiter nicht geschadet. Ja, gerade damals ereignete sich etwas, das für mich von größter Wichtigkeit war: Eine Allerhöchste Kabinettsordre, welche im Jahre 1855 erging, als man dem Kaiser die Kandidatenliste für die Kriegsschule unterbreitet hatte, nahm auf meine Stellung im Lehrfache insofern einen entscheidenden Einfluß, als ich durch sie rasch an das ersehnte Ziel, die Kriegsschule, herangebracht worden bin. Der Kaiser hatte nämlich bei seinem scharf prüfenden Blick ersehen, daß unter den zur Aufnahme in die Kriegsschule in Vorschlag gebrachten Offizieren die Artilleriewaffe nicht vertreten war. Auf die Frage des allerhöchsten Kriegsherrn, warum sich unter den Kandidaten kein Artillerieoffizier befinde, antwortete der allmächtige Graf Grünne, erster Generaladjutant Sr. Majestät, daß sich von dieser Waffenbranche wahrscheinlich deshalb kein Offizier gemeldet habe, weil die Artillerieoffiziere im Generalstabe kein rechtes Fortkommen fänden und nach kurzer Probedienstzeit immer wieder hinausgebissen würden. Auf diese Darstellung des Sachverhaltes hin bestand der Kaiser erst recht darauf, daß auch ein Offizier von der Artillerie aufgenommen werden sollte. Der Einwurf, welcher dem Generaladjutanten gegenüber seitens der Kriegsschuldirektion gemacht wurde, es sei momentan kein Artillerieoffizier für die sehr schwierige Aufnahmeprüfung vorbereitet, wurde mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß in der Artillerie stets

Digitized by Google

wissenschaftlich gebildete Offiziere zu finden seien, die eine Prüfung aus humanistischen und militärischen Fächern zu bestehen vermöchten. Kurzum, der Generalartilleriedirektor erhielt direkt vom Generaladjutanten den Auftrag des Kaisers, es sei auch schon für das beginnende Schuljahr 1855 ein Artillerieoffizier namhaft zu machen, der die nötige Qualifikation besitze, um die statutarisch geforderte Aufnahmeprüfung zu bestehen. In dieser Lage blieb dem Generalartilleriedirektor nur die Wahl zwischen mir, der ich das Bombardierkorps mit Auszeichnung absolviert hatte, auch gerade die bei der Aufnahmeprüfung geforderten Fachgegenstände tradierte, und einem meiner Klassenkameraden, dem Leutnant Wagner, der gleichfalls Lehrer an einer Schulkompagnie, und zwar in Olmütz war, außerdem aber als gewesener Jurist in den humanistischen Fächern gut beschlagen sein mußte.

Wir trafen uns im Vorzimmer des Prüfungssaales nach mehrjähriger Trennung zur gegenseitigen Ueberraschung. Jeder von uns hatte nämlich aus der Prüfungsordre entnehmen zu können geglaubt, daß er allein, ohne Konkurrenz, für die Kriegsschule auserseh̃en sei, und nur aus diesem Grunde wagte es jeder von uns, ohne genügende Vorbereitung dem Befehle Folge zu leisten. Wagner war nie mein Freund gewesen; wir standen uns auch hier ziemlich kühl gegenüber. Er sagte zu mir: „Wenn ich gewußt hätte, daß du, Gründorf, auch berufen wurdest, so wäre ich nicht erst die Nacht von Olmütz hierher gefahren; du bist im Range vor mir, hast dich gewiß in Wien gut präparieren können und wirst aufgenommen, während ich schmählich abziehen muß."

Ich tröstete den sonst sehr selbstbewußten Kameraden damit, daß wir ja eventuell beide aufgenommen werden könnten, und wir traten in den Prüfungssaal, wo die Kommission bereits auf uns wartete. Sie bestand aus dem Präses Oberst v. Ruppenau, Direktor der Kriegsschule, dem Oberst Baron

Digitized by Google

Blumenkron und Oberstleutnant Baron Kuhn vom Generalstabe und dem Artilleriemajor Cybulz, welcher in der Kriegsschule Terrainlehre tradierte und Mathematik prüfte.

Der Präses der Kommission frug mich zuerst, ob ich denn so vorbereitet sei, um die relativ sehr schwere Prüfung ablegen zu können, worauf ich ganz offen sagte, daß wir beide keine Gelegenheit hatten, uns speziell zu präparieren, daß wir aber doch hoffen dürften, in den wichtigsten Fächern zu entsprechen, da wir ja beide als Lehrer für einige derselben tätig seien. Hierauf heiterte sich die düstere Miene Ruppenaus etwas auf und Kuhn bemerkte sofort sehr ermutigend: „Die Artilleristen haben alle etwas Tüchtiges gelernt, und wir wollen hier ja nicht eine Summe von wissenschaftlichen Daten fordern, sondern überhaupt nur ein Urteil über die Befähigung der Herren zu dem Studium der höheren Kriegswissenschaften gewinnen." Dann begann die mündliche Prüfung, die ich etwas ausführlicher erzählen will, weil sie für den Charakter des nachmaligen Kriegsministers Kuhn sehr bezeichnend ist. Als er nämlich wahrnahm, daß ich ein mir gestelltes mathematisches Thema professorenmäßig behandelte, sagte er sofort zu Ruppenau: „Was sollen wir denn die Zeit vergeuden? Man sieht ja gleich, daß der Artillerieleutnant, welcher hier an der Tafel arbeitet, sich als Professor fühlt, was er ja auch tatsächlich ist. Er trägt doch Mathematik in der Artillerieschule vor!" Ruppenau nickte zustimmend und der erste Prüfungsgegenstand war mit der Note: „Vorzüglich" erledigt. Nun folgte Geschichte, und da war es wieder Kuhn, der mich fragte: „Was wissen Sie von Karl dem Großen?" Zufällig war dieser große Frankenkönig stets ein Lieblingsgegenstand meines Studiums und zu allem Ueberflusse hatte ich einen jener schmalen Zettel, wie ich solche zu den Vorträgen über Geschichte benützte, an mich genommen, als ich über Nacht den Befehl erhielt, vor der Prüfungskommission zu erscheinen. Unterwegs im

Digitized by Google

Fiaker hatte ich diesen Zettel zufällig durchgesehen und deshalb wußte ich auch alle Details aus den Feldzügen Karls des Großen so genau, daß Kuhn mich mit seinen großen schwarzen Augen anstarrte und dann kurz mit den Worten unterbrach: „Herr Leutnant, ich kann Sie nicht kontrollieren; denn mit solchen Details bin ich momentan nicht mehr vertraut. Wie kommen Sie dazu, diese Feldzüge so genau studiert zu haben?" Auf meine Antwort: daß Karl der Große mich stets interessierte und ich ihn deshalb zum Spezialstudium gewählt habe, nickte Kuhn wohlwollend, und damit war auch dieser zweite Gegenstand der Aufnahmeprüfung erledigt. „Vorzüglich" lautete die Note auch in Weltgeschichte. Kuhn hatte mich noch in einem dritten Gegenstand zu prüfen, nämlich aus dem Pionierdienste. Bevor mir die Fragen aus diesem Fach gestellt wurden, sagte ich ganz offen, daß ich nur so viel vom Pionierdienste verstehe, als wir Artilleristen beim Schanzenbau brauchen, aber Brückenschlag sei mir völlig fremd. Ich hätte nur zufällig einmal zugesehen, wie in Klosterneuburg eine Kriegsbrücke über die Donau mit Pontons gelegt wurde. Auf dieses Geständnis hin antwortete Kuhn: „Umso besser, da werde ich Gelegenheit haben, Ihre Geistesgegenwart und Ihren natürlichen Verstand beurteilen zu können, und das ist die Hauptsache für die Kriegsschule." Nun gab er mir die Aufgabe, unter gewissen Voraussetzungen eine Jochbrücke zu konstruieren. Als Mathematiker machte ich die Kalküls, welche ich auf die Dimensionen der Hölzer unter Hinblick auf die Stromstärke und Geschwindigkeit des Wasserlaufes basierte, baute die verlangte Brücke nach eigenem Ermessen und sprach, wie es mir der gesunde Menschenverstand eingab. Daraufhin sagte Kuhn: „Ihre Brücke ist gut konstruiert, und die Lösung der Aufgabe verdient meine vollste Anerkennung. Sie haben nicht gebüffelt, und das ist mir lieber, als wenn Sie mich mit auswendig gelernten Formeln und Dimensionen bedient hätten."

Digitized by Google

Nun war noch die schriftliche Prüfung abzulegen. Und hier kam mir ein glücklicher Zufall oder vielmehr ein Retter in der Not zur Hilfe. Zwischen mir und dem Generalstabsoffizier der Brigade Steininger, dem damaligen Leutnant Leonidas Popp, hatte sich 1854 ein Freundschaftsverhältnis gebildet, darauf beruhend, daß wir beide gleichzeitig aus Akademien traten und demselben Ziele, dem grünen Federbusche, zusteuerten. Popp hatte als Neustädter den Vorteil, daß er gleich bei der Mobilisierung im Jahre 1854 dem Generalquartiermeisterstabe zugeteilt wurde und Gelegenheit fand, sich für die Kriegsschule vorzubereiten, weshalb er auch 1854/55 einberufen wurde. Er kam an jenem Prüfungstage zufällig zum Adjutanten und erfuhr von ihm als Neuigkeit, daß eben dadrinnen im Saale zwei Bumser (so nannte man die Artilleristen beim Generalstabe) schwitzen. Auf Popps Frage nach den Namen der beiden Artillerieoffiziere wurde ich genannt, und nun war Freund Leonidas sofort zur Hand, um mir hilfreich beizustehen, falls ich etwa in der Taktik, einem Gegenstande, der im Bombardierkorps nur sehr einseitig gelehrt wurde, in Verlegenheit geraten sollte. Rasch schrieb er mir einen Zettel, den er durch eine Ordonnanz in den Saal sandte, worin er seine Bereitwilligkeit bekannt gab, Daten für ein taktisches Thema zu liefern, falls ich deren bedürfen sollte. Diesen Zettel erhielt ich ohne Aufsehen, nachdem meine mündliche Prüfung beendigt und Wagner an den Prüfungstisch getreten war. Freund Popp stellte sich zur rechten Zeit ein, denn das Thema, welches mir zur schriftlichen Bearbeitung vorgelegt war, erschien mir ziemlich fremd, und ohne Popps freundliche Unterstützung würde ich es wohl kaum zur Zufriedenheit der Kommission gelöst haben. Obwohl ich sonst kein Freund davon bin, mich mit fremden Federn zu schmücken, nahm ich doch Popps Anerbieten gerne an, weil ich den glänzenden Verlauf meiner mündlichen Prü-

Digitized by Google

fung nicht durch ein gar zu schwaches Themaelaborat in den Schatten gestellt sehen wollte. Ich tat dies aber nur mit der ausdrücklichen Bitte, daß Popp auch meinen Kameraden Wagner in gleicher Weise unterstützen sollte, was bereitwillig zugesichert wurde. Ich schrieb demgemäß auf den Zettel, den Popp mir hereingesendet hatte, kurz meine Aufgabe, dazu die Frage wegen der Hilfe für Wagner und erhielt in Verlauf von kaum fünfzehn Minuten einen zweiten Zettel, auf welchem alle jene Momente kurz skizziert waren, über welche ich zu schreiben hatte. Das genügte vollkommen, um mich in den Stand zu setzen, eine ganz leidliche Bearbeitung des Themas abzuliefern, und bei Wagner ging es ähnlich her. Die Kommission bemerkte diese Korrespondenz mit Popp nicht, weil der Tisch, an welchem wir arbeiteten, im Rücken der Kommissionsbeisitzer stand und sie außerdem ihre ganze Aufmerksamkeit anderweitig konzentrierten. Während ich schrieb, wurde Wagner geprüft, und während er arbeitete, wurde schon mein Thema kritisiert und gelesen. Daß wir beide nachher dem treuen Leonidas wärmstens die Hand drückten, versteht sich von selbst. Mein Freund Popp wurde später Generaladjutant des Kaisers und lebte als F.-Z.-M. Freiherr v. Popp in Graz, wo wir uns wieder begegneten, nach fünfzig Jahren.

Was aber jetzt kommt, ist weniger klar. Nachdem wir von neun bis ein Uhr in der Quetsche gewesen waren, wurde von der Kommission eine kurze Beratung gepflogen, während wir Examinanden uns zum Adjutanten zurückzogen. Um halb zwei Uhr wurde uns verkündet: Beide Herrn haben die Aufnahmeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden, da aber nur ein Artillerieoffizier aufgenommen werden könne und Herr Leutnant Gründorf der Aeltere im Range sei, so müsse Wagner zurückbleiben, womit für denselben die Aufnahme in die Kriegsschule allerdings ganz ausgeschlossen war, weil

Digitized by Google

er bereits an der Grenze des Aufnahmealters stand. Da ich erst dreiundzwanzig Jahre zählte, also noch ein Jahr warten konnte, nahm ich keinen Anstand, zu erklären, daß ich zu Gunsten Wagners freiwillig zurücktrete, wenn es nicht tunlich sein sollte, uns beide gleichzeitig aufzunehmen. Diese Erklärung trug mir die Anerkennung der guten Kameradschaft von seiten der Kommission sowohl, als auch in der Garnison Wien ein. Nach obiger Eröffnung des Kommissionspräses und nach einer mündlichen Mitteilung meines Gönners Cybulz durfte ich sicher hoffen, daß sowohl Wagner als auch ich im Jahre 1855 in die Kriegsschule gelangen würden. Cybulz animierte mich sogar, eine Einladung zur Hofjagd nach Göding anzunehmen, die er mir durch einen seiner Freunde zugehen ließ, und ich fuhr noch am selben Tage per Nordbahn auf Urlaub, der mir vom Schulkommandanten bis zur Herablangung der Allerhöchsten Entschließung Sr. Majestät erteilt worden war. Am dritten Tage heimgekehrt, erzählte man mir schon im Café Daum, wo sich damals die Offiziere der Wiener Garnison zu begegnen pflegten, daß auf keinen Fall ein dreizehnter Frequentant aufgenommen werde, und daß man davon spreche, die Kommission habe meine Resignation zugunsten Wagners akzeptiert, ohne sich dafür einzusetzen, daß wir beide aufgenommen werden. Und so war es in der Tat! Am fünften Tage erschien das Armeeverordnungsblatt, in welchem Wagners Name zu lesen war. Ich erhielt gleichzeitig eine Zuschrift des Kriegsschulkommandos, womit ich verständigt wurde, daß ich für das nächste Jahr aufgenommen sei.

Oberst Scudier, der Abteilungschef für Unterrichtswesen im Kriegsministerium, damals Armee-Oberkommando, sagte mir ganz brutal: „Was Sie da gemacht haben, ist einfach Unsinn gewesen. Sie haben wenigstens zwölf Rang verloren und werden um drei bis fünf Jahre später Hauptmann im

Digitized by Google

Generalstabe sein, als Wagner, der Ihr Hintermann war. Dank werden Sie kaum haben!"

Der Oberst hat Recht behalten, wie sich in der Folge erwies. Nach meinen Erfolgen in Dänemark 1864 stellte sich Wagner offen auf die Seite meiner Neider, und als ich vollends im Jahre 1867 verunglückte, während er bereits Stabsoffizier war, fand er nicht ein Wort des Trostes für denjenigen, der ihm seine glänzende Karriere ermöglicht hatte. Noch später begegneten wir uns öfters in Wien, Wagner als Feldmarschalleutnant und Stellvertreter des Landwehr-Oberkommandanten Erzherzog Rainer, ich als Inspektor der Staatseisenbahngesellschaft. Mehr als einmal blickte ich ihm scharf ins Auge, ohne daß er auch nur mit einer Wimper verraten hätte, welcher Dienst ihm einst durch mich erwiesen worden war.

Ich machte also noch mein zweites Jahr in der Artillerieschulkompagnie als Lehrer und kam erst im Oktober 1856 in die Kriegsschule, womit aber dann eine neue Phase meiner Lebensgeschichte ihren Anfang nahm, die Generalstabskarriere.

Kommandant der Kriegsschule Oberst v. Ruppenau, der im Generalstab gedient hatte, war Distriktskommandant in Siebenbürgen gewesen. Ein guter Mensch, ohne geistigen Schwung. Es ist vielleicht charakteristisch für die damaligen Verhältnisse in der Armee, daß man diesen Mann mit den trockenen Polizeimienen an die Spitze der höchsten Militärlehranstalt der Monarchie gestellt hat. Vielleicht war es angezeigt, über einen Lehrkörper, wo der damalige Oberstleutnant Baron Kuhn als Stratege das große Wort führte, den Dämpfer Ruppenau zu setzen. Durch seinen Famulus, den Kriegsschuladjutanten, vielleicht auch von einigen unserer Schuldiener erfuhr der dürre, schweigsame Kommandant alles, was er über unsere Privatverhältnisse und Gesinnungen zu wissen wünschte. Wir waren zutraulich genug, um den Adju-

Digitized by Google

tanten für unseren Freund zu halten. Erst zu spät für einige unter uns, sind wir den Irrtum gewahr geworden.

In der Kriegsschule hatte ich das Glück, den interessantesten Gegenstand, Strategie und Kriegsgeschichte, von Kuhn zu hören. Das war zwar kein schulmäßiger Unterricht, dafür aber ein Konversatorium über die angewandte Wissenschaft des Krieges. An der Hand der Feldzüge der großen Schlachtenlenker, angefangen mit Hannibal und Cäsar, übergehend zum Prinzen Eugen von Savoyen, fortsetzend mit Friedrich dem Großen und endend mit Napoleon, demonstrierte uns Kuhn auch die Kriegführung des österreichischen Gegners, des Erzherzogs Karl. Alle Grundlehren der Strategie, dieser einfachsten aller Wissenschaften, über welche so viel geschrieben und von der so wenig praktisch angewendet worden ist, wurden uns klar dargelegt. Eigentlich hielt sich Kuhn an keines der vorhandenen Lehrbücher, und liebte es, mit derben Worten Kritik zu üben, wo sie am Platze war. So scheute er sich nicht, kurz nach einer Lobhymne auf den Erzherzog Karl und seinen glänzenden Feldzug 1796 in Deutschland hinsichtlich Amberg zu sagen: „Der Erzherzog macht schon wieder eine strategische Rekognoszierung. Abgesehen von dem inneren Widerspruche, welcher schon in der Zusammenstellung dieser beiden Worte liegt, deutet eine solche Aktion stets auf Verlegenheit. Wenn der Feldherr nichts Gescheites anzufangen weiß, macht er eine strategische Rekognoszierung."

Wie bitter sich diese Worte an Kuhn selbst gerächt haben, werde ich später zeigen.

Sowie nach Beendigung des ersten Jahrganges der Kriegsschule eine zweimonatliche Uebungsmappierung folgte, wurde der zweite Jahrgang mit der Rekognoszierungsreise für Landesbeschreibungsarbeiten geschlossen. Wir machten unter Führung des Obersten Ritter v. Ruff eine Tournee von Wien über Bruck a. M., Leoben, Murau, Tamsweg, Friesach, St.

Digitized by Google

Veit, Ossiach, Veldes, Klagenfurt, Spital, Döllach, Heiligenblut, Lienz bis auf den Berg Isel und von dort zurück nach Oberdrauburg, dann durch das Maltental über den Radstätter Tauern nach Liezen und Admont. Während der ganzen Reise, die nur auf kurzen Strecken zu Wagen, zum größten Teile aber per pedes apostolorum ausgeführt wurde, war ich mit der Fürsorge für das leibliche Wohl meiner Kameraden betraut, und versorgte dieselben so gut und billig, daß mir zum Schlusse eine Dankadresse überreicht wurde.

Wir hatten gewöhnlich um sechs Uhr abends nach beendigter Arbeit unsere table d'hôte in einem von mir gewählten Lokal der Nächtigungsstation; das Menu bestand aus vier Speisen, wofür wir zwischen zwanzig bis vierundzwanzig Kreuzer Konventionsmünze, rund vierzig Kreuzer ö. W. bezahlten. Forellen gab es fast täglich, und zwar à discretion, d. h. es konnte jeder von uns davon essen, soviel ihm beliebte. Trotzdem ich beim Eintritt in die Kriegsschule mit der Außenwelt vollkommen abgebrochen und bei allen meinen Bekannten Abschiedsbesuche gemacht hatte, wurde ich von meiner Tante Feldbacher doch dringend gebeten, ihren jährlichen Hausball (diese gemütlichen Hausbälle waren damals in Wien üblich) wie bisher zu arrangieren und den Kotillon vorzutanzen. Ich wollte diese Bitte umsomehr ablehnen, als ich von einer reichen Verwandten sprechen hörte, einer Verpflegverwalterswitwe aus Ungarn, die mit ihrem einzigen Töchterchen Marie nach Wien gekommen war, um den Fasching mitzumachen! Die Tante und ihre beiden Töchter Lotti und Ninna bestanden aber darauf, daß ich kommen müsse, um ihren Hausball zu animieren, und so willfahrte ich ihrer Bitte.

Daß ich Marie, die als letzte am Balle erschien und mit einem gewissen Siegesbewußtsein in den Saal trat, völlig ignorierte, half mir gar nichts! Die Mutter und noch mehr ihr triumphgewohntes Töchterlein interessierten sich erst recht

Digitized by Google

für den zugeknöpften Vetter, der sich halb gezwungen vorstellen ließ, mit Fräulein Mizzi aber nicht eine einzige Tour tanzte. Ich wurde trotzdem von der weitschichtigen Tante sehr freundlich zum Besuche eingeladen, ging aber nicht hin, bis mich mein Vetter August im Auftrage der Damen förmlich abholen kam! Nach ungarischer Gastlichkeit wurde ich gleich zum Speisen geladen, und so ging es weiter, bis ich ein täglicher Gast auf der Freiung war, wo diese Tante im vierten Stockwerk des Hardegg-Palais eine sehr hübsche Wohnung inne hatte. Ihr Mann war ungefähr ein Jahr vorher gestorben und hatte seiner Frau, einer bekannten Nikolsburger Schönheit, ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden hinterlassen, mit welchem sie unter damaligen Verhältnissen in Wien recht angenehm leben konnte. Sein Töchterlein aber verliebte sich in den kleinen Leutnant Gründorf, den Vetter Axster nur deshalb zu ihr geführt, um Mizzi, in die er selbst verliebt war, einen Gefallen zu erweisen. Mizzi hatte nun eine gleichaltrige Busenfreundin, die achtzehnjährige Tochter ihres Vormundes. Um die Scylla zu vermeiden, neigte ich zur Charybdis, zeichnete Fräulein Betty bei den Plauderspielen und Tanzunterhaltungen aus und hoffte hiermit, der Kusine Mizzi klarzumachen, daß ich mich nicht für sie interessiere. Damals wußte ich noch nicht, daß kaum etwas gefährlicher ist, als die Empfindlichkeit eines Mädchenherzens zu verletzen. In dem Maße, als ich mich von Fräulein Mizzi fernehielt, und August sich ihr näherte, hatte ich in ihren Augen gewonnen und mein Vetter so verloren, daß er endlich wegzubleiben für gut fand. Ich tat das Gleiche, nur waren die Wirkungen unseres Ferneseins ganz verschieden. Fräulein Mizzi erkrankte ernsthaft, der Hausarzt konstatierte eine Art von typhösem Fieber und hielt eindringliche Nachforschung, ob nicht eine Gemütsaffektion zugrunde liege. Es scheint ihm nicht schwer gewesen zu sein, ein Geständnis seiner Patientin zu erlangen, und das Resultat

Digitized by Google

war, daß mich Mizzis Vormund eines Tages aufsuchte und mir nahelegte, ich möchte an das Krankenbett seines Mündels kommen.

Als ich bei Mizzis Mutter erschien, um mich über die Mission näher zu informieren, eröffnete sie mir, daß ihre Tochter nur aus Kränkung darüber, daß sie von mir so ignoriert wurde, leidend sei. Mein Ausbleiben habe vollends bewirkt, daß Mizzi eine Art von typhösem Fieber bekam, an welchem sie nun schon über eine Woche bettlägerig krank sei. Der Arzt habe ein Gemütsleiden diagnostiziert, und sie bitte mich deshalb, ihr Kind zu trösten. Unter solchen Umständen konnte ich die Einladung nicht ablehnen, in das Krankenzimmer zu treten, wo ich die Kusine wirklich recht elend fand, mich an ihr Bett setzte, die mir entgegengestreckte kleine weiche Hand ergriff und nun als Seelenarzt meine Funktionen ausübte. Mama ließ uns diskret allein, und so waren wir bald in ein Gespräch über die Ehe vertieft. Dabei schaute ich aber meiner Kusine etwas zu tief in ihre großen dunkelblauen Augen, fand, daß sie einen reizenden kleinen Mund und allerliebste Aermchen hatte, die sich so anfühlten, als ob gar keine Knochen darin wären. Kurzum, ich kam entflammt von so viel Liebenswürdigkeit des Geistes und des Körpers aus Mariens Kabinett und erklärte der angstvoll harrenden Mama, daß ich wieder kommen und ihr krankes Töchterlein heilen werde.

Die Heilung gelang mir überraschend schnell und gut. Der Vormund aber forderte mich sehr energisch auf, meine „Schuldigkeit" zu tun, und so war ich, ehe ich noch recht wußte, wie es geschah, der Verlobte meiner Patientin.

Die Heiratschancen erschienen zwar sehr gering. Allerdings lag wohl kein Anstand vor, bei der Truppe die Ehebewilligung zu erlangen. Da ich aber doch nicht die Kriegsschule frequentiert hatte, um wieder als Leutnant an meinen

Digitized by Google

früheren Posten zurückkehren zu können, mußte ich wenigstens die Beendigung des zweiten Jahrganges abwarten. Ich absolvierte ihn mit Vorzug als dritter im Range, avancierte außertourlich zum Artillerie-Oberleutnant (mit Ueberspringung von einigen hundert Vorderleuten) und wurde dem Generalstabe zugeteilt. Jetzt erst konnte ich als Bräutigam auftreten. Mein guter Vater schrieb mir einen sehr ernsten Brief, als ich ihm meinen Entschluß, zu heiraten, darlegte, machte aber unter Würdigung der obwaltenden Umstände keinen anderen Einwurf, als daß ich mit fünfundzwanzig Jahren viel zu jung sei, um in den Ehestand zu treten. Ich veranlaßte, daß meine Schwester Mathilde nach Wien zu meiner künftigen Schwiegermama auf Besuch kam, um sich davon zu überzeugen, daß ich bei ihr totum factum sei, und wie innig meine Braut an mir hinge. Im Spätherbst 1858 erfolgte der Besuch meiner Braut und ihrer Mama in Graz. Beide blieben in Graz, während ich nach Wien, und zwar in das Landesbeschreibungsbureau des Inlandes einrücken mußte.

Der Italienische Krieg I (Montebello).

Generalstabsoffizier! — Ein Pferdehandel — Das Reiterstücklein auf der Schmelz — In den Krieg! — Bruder Adolf — In Triest — Familienangelegenheiten — Als Volontär bei einer Brigade — Uneinigkeit im Kommando — Montebello — Heldenmut und Feigheit — Requisition in Broni — Marsch nach dem Brückenkopf von Vaccarizza — Riskierte Anordnung — Begegnung mit Kuhn — Waghalsige Einquartierung.

Es kam der Neujahrsgruß Kaisers Napoleon III. an unseren Botschafter Baron Hübner in Paris, und nun wurde in den Generalstabsbureaus fieberhaft an den Vorbereitungen zum Kriege gearbeitet, an welchem kein Einsichtiger mehr zweifeln konnte. Ich sah mich damit dem Ziel meiner Wünsche wesent-

Digitized by Google

lich nähergerückt. Mir speziell winkte ein glänzendes Avancement. Mit der Absendung des dritten Armeekorps von Wien nach Mailand nahmen die Kriegsvorbereitungen einen so raschen Verlauf, daß ich keine Zeit mehr hatte, mich mit etwas anderem zu beschäftigen, trotzdem ich die Erlangung der Heiratsbewilligung mit Energie betrieb. Ich konnte nicht nach Graz fahren, um meiner Marie in ihrer schweren Stunde zur Seite zu stehen. Am 17. Februar 1859 erblickte unser Töchterchen Wilhelmine das Licht der Welt.

Der Ausbruch des Kriegs beschleunigte den Lauf der Dinge. Am 1. April 1859 wurde der Generalstab, welcher bis dahin nur 60 Korpshauptleute zählte, auf den doppelten Stand erhöht, und da ich hoch im Range der absolvierten Kriegsschüler stand, so avancierte ich mit einer stattlichen Anzahl von Hinterleuten zum Hauptmann zweiter Klasse des Generalquartiermeister-Stabes, vertauschte also den braunen Rock mit dem grünen und kam im 25. Lebensjahre schon zum Generalsfederbusch. Ich sah noch so jung aus, daß man mich für einen Prinzen hielt, als ich in Wien mit den drei Sternen am Rockkragen herumstolzierte. Meine Jugendlichkeit mußte umsomehr auffallen, als ich einige Tage auf die Fertigstellung des grünen Generalstabsrockes zu warten hatte, inzwischen aber die dritten Sterne auf dem Artillerierocke anbringen ließ, was im Offizierscafé Daum am Kohlmarkt Sensation erregte; denn dort sah man überhaupt wenige Offiziere der Artillerie verkehren, und war gewohnt, „Bumser" nur mit roten Nasen und mit sehr hohen Stirnen zu sehen. Junge Artillerieoffiziere gab es außer mir nur wenige; die meisten hatten zwanzig Dienstjahre mit einigen Feldzügen hinter sich. Und nun vollends ein Artilleriehauptmann, dem kaum der Flaum auf den Lippen stand und der es in zehn Jahren vom Unterkanonier zum Generalstabshauptmann gebracht hatte!

Digitized by Google

Daß es mir aber in manchen Dingen noch an Erfahrung gebrach, zeigte sich, als es nun galt, sich rasch und gut beritten zu machen. Dies war nicht so leicht, da vertraute Reitpferde im Preise stiegen und überhaupt kaum zu bekommen waren. Ich kaufte mir als zweites Pferd einen prachtvollen Goldfuchs und glaubte wunder, welch guten Handel ich mit diesem schönen Tiere, einem sogenannten Blender, gemacht hatte.

Bei der ersten Ausrückung, die ich vor Sr. Majestät dem Kaiser auf der Schmelz mit der Armeedivision des F.-M.-L. Baron Handel zu bestehen hatte, zeigte sich mein Goldfuchs in seinem wahren Charakter. Er war nervös und konnte die türkische Trommel der Militärkapellen absolut nicht vertragen. Kaum hatte ich alles für die Defilierung vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn angeordnet und ritt an der Seite meines Divisionärs vor der ersten Kompagniekolonne, als mein edles Roß auch schon auf den Hinterfüßen tanzte und sich wahrscheinlich mit mir überschlagen hätte, wenn mir nicht der Kaiser ein Zeichen mit der Hand gegeben hätte, rasch aus dem Bereiche der Militärmusik zu verschwinden. Der verhältnismäßig billige Preis von 600 Gulden hätte mich ahnen lassen können, daß dem Pferd irgend ein geheimer Fehler anhafte. Meine Eitelkeit spielte mir diesen Streich. Uebrigens fand ich vor dem Ausmarsch noch Zeit, den Blender ohne Verlust an einen Rittmeister zu vertauschen, der sich in das herrliche Tier ebenfalls verschaut hatte.

Trotz dieses Fiaskos am Defilierplatze, das viele Neider belacht hatten, durfte ich mit meinem weiteren Lose zufrieden sein. Der Dienstposten als Generalstabschef einer Armeedivision von drei Brigaden (Graf Castiglione, Braum und Suini) mit 18 000 Mann und 24 Geschützen war eine große Auszeichnung. Weit ältere Korpshauptleute durften nur als Brigade-Generalstäbler fungieren.

Da unsere Armeedivision, wie überhaupt die Wiener Gar-

Digitized by Google

nison, per Südbahn nach Italien befördert wurde, konnte ich dem Divisionsstabe einen Tag vorauseilen, um meine Angehörigen in Graz zu besuchen. Ich muß aber gestehen, daß meine Gedanken schon mehr am Kriegsschauplatze waren. Würde ich Gelegenheit finden, mich glänzend zu betätigen? Das war die Frage, die alle anderen Erwägungen in den Hintergrund rückte.

Bei meinem Aufenthalt in Graz kam auch der Wunsch meines jüngeren Bruders Adolf, die Realschule zu verlassen und den Feldzug mitzumachen, zur Sprache. Adolf hatte schon ein Jahr vorher wegen Unfleiß einmal der Landesoberrealschule in Graz Valet gesagt, um bei einem Goldarbeiter als Lehrling einzutreten. Später reute es ihn aber ganz gewaltig und er bat den guten Vater nochmals, die Studien aufnehmen zu dürfen, was ihm auf Fürbitte der stets sehr nachsichtigen Mutter auch bewilligt wurde. Nach seinem Wiedereintritte in die Studien lernte er viel fleißiger, scheint aber doch nicht recht vorwärts gekommen zu sein, da er die Gelegenheit des Kriegsausbruches sofort benutzte, um durch meine Protektion in die Armee zu gelangen.

Mein Chef war zweiter Inhaber des Kronprinz Rudolf 19. L.-J. Regimentes. Zu diesem ungarischen Truppenkörper ließ ich den sechszehneinhalbjährigen Jüngling assentieren, der sich seinem Regimente in Graz bei dessen Durchfahrt von Wien nach Italien anschloß. Er war dem Obersten Pollowina, sowie dem Regimentsadjutanten wärmstens empfohlen, was aber nichts daran ändern konnte, daß er Tornister und Kommißausrüstung tragen mußte. Das gab mit dem damals noch ziemlich schweren Musketengewehre zusammen eine Last, welcher der zwar kräftig gebaute, aber noch zu junge Mensch nicht gewachsen war.

Ich fuhr von Graz aus mit meinen Pferden im Lastwaggon bis Nabresina, weil ich mich nicht von den zwei

Digitized by Google

teuren Tieren trennen wollte. Vom Stabe der Brigade Braum taten der Generalstabsoffizier Baron Barco und der Brigadeadjutant v. Szàmwald das Gleiche, und so ging es im offenen Lastwagen ganz lustig gegen die italienischen Gefilde. Zunächst an die Adria.

In Nabresina auswaggoniert, meldete ich mich bei meinem Chef, dem F.-M.-Lt. Handel-Mazzetti. Ich will gleich offen heraussagen, daß sich dieser einstige Erzieher des Kaisers im Umgang als vollendeter Hofmann und auf dem Schlachtfelde als tapferer Soldat erwiesen hat. Mir war er ein warmer Gönner und hat manche meiner Heftigkeiten mit vornehmer Ruhe pariert. Sein einziges Faible lag in dem Umstande, daß seine hochgebildete Gemahlin, eine Mazzetti aus Mailand, großen Einfluß auf ihn ausübte, wodurch er manchmal in Gewissenskonflikte gebracht wurde, aus denen ich ihn durch mein entschiedenes Wesen jedesmal befreite, indem ich handelte, während er überlegte.

Er hatte mich schon mit Ungeduld erwartet, da in Triest ein Rummel in Aussicht stand, der uns gleich in Aktion bringen sollte. Die französische Flotte demonstrierte nämlich vor dem Freihafen von Triest, was die Kaufmannschaft derart alarmierte, daß sie telegraphisch beim Kaiser um Hilfe bat. Die Division Handel, als die zunächst an Triest kantonnierende Truppe, erhielt den telegraphischen Befehl, Triest eventuell zu besetzen, unter allen Umständen aber zu beruhigen. Mein Chef ritt deshalb sofort mit mir von Opcina in die Stadt hinab. Alsbald ergab sich, daß es nur blinder Lärm war. Die französische Eskadre konnte nicht ernstlich daran denken, den Feldzug mit der Beschießung einer italienisch gesinnten Hafenstadt zu eröffnen. Wir durften uns daher vollkommen ruhig verhalten und brauchten nichts in der Aufstellung unserer noch bei Nabresina befindlichen Truppen zu ändern.

Ein Teil der Division Handel war auch schon auf dem

Digitized by Google

Fußmarsche von Nabresina nach Monfalcone begriffen. Dort befand sich mein Bruder Adolf, um dessen Schicksal es mir bangte. Sehr willkommen war mir also eine Marschordre, die auch den Divisionsstab von Opcino gegen Palmanuova dirigierte. Am 9. Mai, nachdem der Divisionsadjutant Maschke uns noch die erste Kriegsgage in Silber von Triest herausgebracht hatte, marschierte der Divisionsstab zu Pferde über Santa Croce, Duino nach Monfalcone, wobei wir gleich etwas von den Unbilden der Frühlingswitterung an der Adria zu verspüren bekamen, indem uns ein Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßte. Da ich mit heftiger Diarrhöe, der Begleitkrankheit eines Magen- und Darmkatarrhs behaftet war, so machte mir diese Dusche wenig Spaß.

Am 10. Mai waren wir in Palmanuova. Dort erkundigte ich mich sofort nach Bruder Adolf, den ich aber erst Tags darauf in Codroipo fand. Und in welchem Zustande! Der Aermste hatte von den harten ungarischen Schnürschuhen die Füße wund gedrückt und litt wie ich an heftiger Diarrhöe. Er lag ganz erschöpft in einem kellerartigen Raum, wo er nur Stroh unter sich hatte. Ich brachte ihn rasch in die Gendarmeriekaserne, ließ ihm Prießnitzumschläge geben, bestellte einen Militärarzt und händigte seinem Hauptmann, dem Baron Meyer, einen Vorschuß ein, womit er Adolf gut pflegen und möglichst viel fahren lassen konnte.

Der Divisionsstab marschierte übrigens nur noch zwei Stationen weit, bis Pordenone. Dort wurde er einwaggoniert, um rasch über Mestre, Padua, Vicenza, St. Lucia, Sommacampagna und Peschiera nach Brescia zu gelangen, wo F.-M.-L. Urban sein Hauptquartier hatte. Diesen Kommandanten eines fliegenden Korps sollten wir nun verstärken. Es scheint aber beim Armeekommando plötzlich ein anderer Plan gefaßt worden zu sein, denn wir ließen nur ein Bataillon von Nr. 34 in Brescia zurück und marschierten des anderen Tages,

Digitized by Google

das ist am 16. Mai, quer durch die Lombardei von Norden gegen Süden über Orzinovi, Loncino, Sorcina und Pizzighettone nach Piacenza, also vom rechten auf den linken Flügel der Armee. Das Regenwetter, von welchem wir beim Eintritt in die italienischen Ebenen begrüßt worden waren, begleitete uns bis in die genannte Pofestung, wo wir endlich Zeit fanden, unsere Kleider zu trocknen. In einem prachtvollen Palazzo konnten wir uns einige Tage hindurch ausruhen.

Bis jetzt quälte mich immer noch die Sorge um meine Familie. Nach näherer Bekanntschaft mit dem Regimentsgeistlichen von Nr. 19, Hochwürden Pospischill, erschloß ich ihm mein Herz. Der Seelenhirt erkannte, wie schwer mich diese Sorge drückte und erbot sich für den Fall, daß ich vor dem Feinde bleiben sollte, alles so zu vollziehen, als ob er mich meiner Marie vollgültig angetraut hätte. Von diesem Momente an war ich nur mehr der kampfbegierige Soldat und brannte vor Ungeduld, mich vor dem Feinde zu erproben, wozu mir alsbald Gelegenheit werden sollte.

Das IX. Armeekorps, zu welchem die Division Handel gehörte, konzentrierte sich nämlich bei Piacenza und stellte Vorposten gegen Stradella auf. Aus dem Hauptquartier der Armee wurden wir avisiert, daß zwei Armeekorps der Franzosen in Genua gelandet seien und sich über die Apenninen gegen Voghera bewegten. Man glaubte damals noch allgemein, daß Kaiser Napoleon III. seinen großen Ohm nachahmen, rasch am rechten Ufer des Po vorrücken und den linken Flügel der österreichischen Armee umgehen werde. Darin hatte man sich aber gründlich getäuscht. Er mußte sich vorher mit seinem über den Mont Cenis herabgekommenen Gros vereinigen, bevor überhaupt an eine Offensive gedacht werden konnte. Die Division meines Chefs blieb vom 18. bis 20. Mai in der Festung Piacenza, wo sich dann noch folgende Episode mit Bruder Adolf abspielte.

Digitized by Google

Ich ritt eben zu den Vorposten hinaus, als mir ein Transport von kranken Soldaten (die rote Ruhr grassierte unter den Truppen) begegnete, unter denen sich auch der Exp.-Gefreite Gründorf befand. Gewehr und Tornister trug ein Mann von der Eskorte. Mein Bruder war eine wahre Jammergestalt. Selbstverständlich kehrte ich sofort um, transportierte den armen Adolf persönlich ins Spital nach Piacenza und übergab ihn dort der Pflege des Stabsarztes, der sein Bestes tat, um den Ruhrkranken zu heilen. Adolf wurde in ein separiertes Zimmer gebracht, mit heißen Kompressen behandelt und so gut gepflegt, daß er schon nach vierundzwanzig Stunden außer Gefahr war. Als mein Chef von diesem Zwischenfalle hörte, zeigte sich sein edles Herz sogleich in voller Größe. „Ich werde Ihren Bruder sofort zum Offizier ernennen," sagte er mir und ließ sich auch nicht durch meine Vorstellung, daß Adolf erst sechzehn Jahre alt und noch völlig Rekrut sei, in seinem väterlichen Entschlusse beirren. Ungesäumt wurde das Ernennungsdekret ausgefertigt. Ich hatte vollauf zu tun, um Adolf soweit zu präparieren, daß er sich dem Inhaber des Regiments Nr. 19 vorstellen konnte. Das Dienstreglement mußte Adolf im Spitale lesen. Während der Regimentsschneider in aller Eile die Uniform anfertigte, drillte ich meinen Bruder soweit, als das in vierundzwanzig Stunden möglich war. Am Tage vor unserem Abmarsch gegen Montebello fand die Vorstellung des noch nicht siebzehnjährigen Bürschchens bei Sr. Exzellenz statt, welche allerdings zugeben mußte, daß mein Bruder in der Tat noch sehr jung und wirklich unreif für das Offizierspatent sei. Mir war aber ein Stein vom Herzen gewälzt. Denn nun war Adolf doch für alle Eventualitäten versorgt. Falls er verwundet wurde, war ihm wenigstens die Leutnantspension gesichert.

Vom Armeekommando erhielten wir am 20. Mai den Auftrag, die Brigade Braum zur Verstärkung der Division

Digitized by Google

Urban nach Stradella zu entsenden. Da weder mein Chef noch ich je außer auf der Jagd Pulver gerochen hatten, machte ich Sr. Exzellenz den Vorschlag, uns, quasi als Volontäre, der Brigade anzuschließen und die Expedition mitzumachen, welche Urban im Verein mit dem V. Korps (Stadion) auszuführen hatte. Wir dachten dabei nur an eine Streifung gegen Bobbio. Von diesem Orte in den Apenninen hatten wir durch Major Baumgarten vom Regimente Nr. 19, der mit dem Generalstabshauptmann Filek der Brigade Graf Castiglione dorthin einen Rekognoszierungsritt gemacht hatte, den Bericht, daß eine französische Kolonne im Anmarsche auf Stradella begriffen sei. Baron Handel ging sehr gerne auf meinen Vorschlag ein, und so marschierten wir am 21. Mai mit der Brigade Braum gegen Casteggio vor. Dort vereinigte sich unsere Brigade mit dem von Urban aus Brescia hergeführten Streifkorps. Wir erfuhren, daß es sich um eine strategische Rekognoszierung über Casteggio nach Voghera handle, welche das V. Armeekorps im Vereine mit Urban aus der Operationsrichtung von Vaccarizza, wo sich der Brückenkopf am Po befand, vorzunehmen hatte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich diese Disposition unseres einstigen Professors der Strategie, des damaligen Generalstabschefs der Armee in Italien, Oberst Baron Kuhn, las. Hatte er uns nicht bei jeder Gelegenheit demonstriert, daß derlei strategische Rekognoszierungen nur ein sinnloses Verlegenheitsunternehmen sein können?

Urban war vom 1849er Feldzuge (in Siebenbürgen) her als schneidiger Führer von Streifkorps bekannt. Auf diesen General, der ein großes Renommee genoß, setzte ich die Hoffnung, daß wir wenigstens taktisch einen schönen Erfolg erringen würden, wenn auch die strategische Anlage verfehlt schien. Aber auch darin sollte ich mich bald gründlich getäuscht sehen.

Digitized by Google

Außer der Niederschießung von zehn bewaffneten Banditen, die uns beim Vormarsch über Casteggio aus Verstecken ihre Kugeln zusandten, habe ich gar nichts von Dispositionsfähigkeit bei Urban entdeckt, wohl aber die Wahrnehmung gemacht, daß er ein eifersüchtiger General war, der aus Verdruß darüber, daß nicht ihm, sondern dem Kommandanten des V. Korps, Grafen Stadion, der Oberbefehl über die Expedition zufiel — Urban war nur Unterbefehlshaber für die beabsichtigte Aktion — sozusagen gar nichts tat. Es zeigte sich sofort, daß er sich passiv verhalten wollte. Das V. Korps rückte in drei Kolonnen von Vaccarizza gegen Montebello*) vor. Graf Stadion sprengte mit seinem Stabe auf der Straße gegen Montebello heran. Dem F.-M.-L. Urban, der ihm entgegenritt, um die Meldung von den bisherigen Vorfällen zu erstatten, schenkte er weder Gehör noch Beachtung. Dieses hochmütige Benehmen Stadions, der ja auch Feldmarschalleutnant wie Urban war, hatte mich um so peinlicher berührt, als ich nach gefallenen Aeußerungen voraussetzen mußte, daß Urban jetzt schon garnichts mehr dazu beitragen werde, um Stadion zu einem Siege zu verhelfen.

Beim ersten Hause vor Montebello machte Stadion in seinem scharfen Ritte Halt, um die Dispositionen auszugeben. Sie ließen nicht auf einen energischen Vorstoß, sondern auf eine Aufstellung mit Vorposten gegen Voghera schließen.

Während wir uns das menschenleere Wirtshaus durch die Pionierabteilung aufsprengen lassen mußten, um uns einigermaßen zu restaurieren, — es war schon Mittag und wir hatten seit früh morgens nichts genossen, — kam der Generalmajor Graf Schaffgottsche, Urbans Brigadier, mit verhängten Zügeln angesprengt und meldete, daß er mit der Vorhut auf starke Abteilungen der Franzosen gestoßen sei, was sich auch bereits durch ein intensives Gewehrfeuer kundgab.

*) Siehe Kartenskizze: Gefecht bei Montebello.

Digitized by Google

Im Gasthaussalon war für eine Mahlzeit gedeckt und in der Küche des Wirtshauses steckten Hühner am Bratspieße. Offenbar war hier das Vorpostenkommando der französischen Armee für Mittag erwartet worden. Wir nahmen rasch, was wir eben bekommen konnten, eilten zu unseren Pferden und sprengten im schärfsten Tempo zu den kämpfenden Truppen. Unterwegs begegneten wir den ersten Verwundetentransporten. Ganz eigentümlich war mir zu Mute, als ich unter anderen Schwerblessierten einen Grenadier vom Regiment Nr. 40, von zwei Mann geführt, marschieren sah, den eine Kugel mitten ins Hinterhaupt getroffen hatte, so daß man ein nußgroßes Loch sehr deutlich wahrnahm. Das Blut quoll dick daraus hervor. Und dieser Mann konnte sich noch auf seinen Beinen fortbewegen!

Inzwischen wurde das Gewehrfeuer immer lebhafter, und wir hörten auch bereits die ersten Schrapnells aus den neuen französischen Kanonen über unsere Köpfe sausen. Im Momente, wo diese Geschosse krepierten, platzten sie in unzählige Stücke, welche durch ihre scharfen Kanten, ganz ähnlich wie unsere Granaten, sehr gefährliche Verwundungen verursachten. Die französische Artillerie schoß aber zu hoch und so krepierten die meisten Schrapnells entweder in der Luft hoch über uns oder sie gruben sich hinter unseren Truppen in die Erde. Immerhin übte das Zischen der Geschosse einen deprimierenden Eindruck auf unsere noch nicht im Feuer erprobten Mannschaften aus. Noch mehr imponierte diesen und auch den Offizieren die rasche Feuertaktik der Franzosen, welche darin bestand, daß die von kleinen Unterstützungen gefolgten Plänklerschwärme stürmisch vorliefen, ihre Miniégewehre abfeuerten, sich dann umkehrten, sitzend oder liegend wieder luden und dann neuerdings in katzenartigen Sprüngen vordrangen. Diese von den Turkos und Zuaven aus Afrika gebrachte Gefechtsweise verblüffte unsere Truppen derart, daß sie alsbald

Digitized by Google

ins Wanken kamen. Dazu wurde auch noch der unverzeihliche Fehler begangen, daß die linke Flanke der Höhenposition von Montebello, welche an einem Längsrücken Stütze finden sollte — er zieht südlich der Straße von Stradella nach Voghera von Ost nach West — völlig in der Luft hing. Man hatte nämlich versäumt, längs des Kammes dieses Höhenzuges ein Flankendeckungskommando streifen zu lassen. Das war eine Unterlassungssünde, welche ich zunächst auf Urbans Kerbholz schreiben mußte.

So kam es, daß uns die Franzosen in der Front mit dem Ortsgefechte um Montebello festhielten, während sie eine starke Truppenabteilung nach dem Höhenrücken entsendeten, welcher Montebello beherrschte. Als nun der Kampf um die Kirche und den Friedhof am heftigsten tobte, und mancher unserer braven Vierziger dort sein frühes Grab fand, stürzte eine französische Kolonne von den dominierenden Höhen herab in die linke Flanke der Ortsverteidigung. Dadurch wurde eine totale Verwirrung unter den Vierzigern angerichtet. Es mußte sofort der Rückzug angeordnet werden, wollte man nicht den größten Teil der bei der Ortsverteidigung aufgelösten Truppen als Gefangene in die Hände des Feindes fallen lassen. Im heißen Kampfe um Montebello stand ich noch an der Seite meines Chefs. Als aber plötzlich der Brigadier Braum, durch eine Kugel getroffen, vom Pferde zu stürzen schien, ritt ich rasch an seine Linke, stützte ihn und bemerkte, daß er im linken Schulterblatt verwundet war. Da er aber sofort den Säbel sinken ließ und mit seiner Rechten auf die Brust griff, konnte ich nur vermuten, daß die Kugel durchgedrungen sei, und trachtete, den General so rasch als möglich aus dem heftigsten Kugelregen herauszubringen, damit er nicht als Verwundeter in die Hände der Franzosen falle. Ich ergriff mit einer Hand den Zügel seines Pferdes und hielt mich mit meinem Pferde so knapp an dem seinigen, daß der General

Digitized by Google

sich auf mich stützen konnte. So brachte ich den kleinen, sehr beleibten alten Herrn mit vieler Anstrengung bis auf die Straße hinab, wo ein Verbandplatz war. Ich übergab ihn einem Arzte, welcher sich sofort ganz dem vermeintlich schwer verwundeten General widmete und eilte rasch wieder auf den Kampfplatz zurück, wo mittlerweile ein fluchtartiger Rückzug platzgegriffen hatte.

In diesem Momente erblickte ich eine halbe Batterie, auf der Straße von Stradella daherfahrend, forderte den schneidigen Offizier, der sie kommandierte, auf, rasch die Höhe hinaufzufahren und die nachdrängenden Franzosen mit Kartätschen zu beschießen. Damit war auf kurze Zeit Luft im Rückzuge gemacht. Nun mußte ich mich aber nach meinem Chef umsehen. Ich fand ihn mitten im Kampfgewühle vollauf in Anspruch genommen, die Trümmer der Brigade Braum zu sammeln, und einen geordneten Rückzug nach Montebello zu bewirken. Da der Brigadegeneralstabsoffizier Baron Barko bei aller Tapferkeit doch zu unerfahren war, mußte ich ihn vertreten und zunächst für eine Aufnahmestellung bei Casteggio sorgen.

Während ich mich dahin begab, um die Truppen zu sammeln, sah ich, wie ein Artillerieoberleutnant mit zwei Zwölfpfündergeschützen auf der Straße von Montebello nach Voghera an einer Brücke Aufstellung nahm und wahre Wunder wirkte. Er deckte unseren Rückzug so gut, daß die Franzosen eine weitere Verfolgung nach ihrem Siege bei Montebello nicht wagten.

Was ich jetzt noch sehen mußte, war nicht so erfreulich wie der Heldenmut dieses braven Offiziers. Als ich nämlich gegen Casteggio ritt, erblickte ich aufgelöste Abteilungen vom Infanterieregimente Nr. 49 sich eilig zurückziehen, und da sie ohne führenden Offizier waren, forderte ich einen älteren Unteroffizier auf, geschlossene Züge zu formieren und mir zu folgen. Ich wollte diese Leute zur Besetzung der waldigen

Digitized by Google

Höhen in unserer linken Flanke verwenden, um unter dieser Deckung die Brigade in sicherer Weise ordnen zu können. Auf meine Ansprache hielten die braven Unterösterreicher an und marschierten auch, vom Führer Zeitlich kommandiert, eine Strecke hinter mir her. Als ich aber, um einen Vorsprung zu gewinnen, mein Pferd in Galopp setzte, kehrte ein Teil samt dem genannten Führer wieder um und lief zum Teufel, wodurch mir die Gefahr drohte, in die Gefangenschaft der Freischärler zu fallen, die aus allen Häusern und Verstecken unter dem Schutze der Dunkelheit (es war bereits Abend geworden) hervorkamen, um unsere Truppen aus ihren Hinterhalten zu beschießen. Nur eine kleine Abteilung von den Gesammelten unter dem Führer Franz Bihonek, die sich dem Jägerbataillon unter Hauptmann Kammerer angeschlossen hatte, hielt stand. Diesem dankte ich es, daß es mir möglich war, die selbst gestellte Aufgabe zu lösen. Der brave Bihonek bekam dafür auch die Tapferkeitsmedaille, und sein Bataillonskommandant Major Graf Thun war hocherfreut, als ich ihm schriftlich über diesen braven Führer berichtete. Was mit dem Feigling geschah, der seinem Namen getreu, zeitlich das Weite suchte, ist mir nicht bekannt.

Kaum war die Brigade Braum geordnet, als ich mich sofort nach Broni begab, um für die Verpflegung Sorge zu tragen. Welche Verwirrung ich dort fand, kann ich nicht beschreiben. Die von Montebello versprengten Soldaten aller Truppenkörper hatten sich in Broni angesammelt und forderten dort ungestüm Wein, Brot und Fleisch. Sie waren eben bereit, sich mit Gewalt Lebensmittel zu nehmen, wo sie welche fanden, als ich in den Ort einritt. Sofort erkennend, daß hier eine Plünderung bevorstünde, wenn nicht rechtzeitig mit aller Energie eingegriffen würde, sprang ich vor der Kommune rasch vom Pferde und stürzte in den Sitzungssaal, wo der Sindaco, von Soldaten umgeben, sich alle Mühe gab, ihnen

Digitized by Google

begreiflich zu machen, daß Ordnung in der Requisition herrschen müsse. Als rettender Engel begrüßte er daher den Generalstäbler, der des italienischen Idioms mächtig, sofort das Nötige verfügte. Die eingedrungenen Soldaten wurden hinausgejagt und Wachposten aufgestellt, die von mir den Auftrag erhielten, jeden niederzuschießen, der es wagen sollte, in den Sitzungssaal eindringen zu wollen. Die Requisition der Verpflegung ging dann in bester Ordnung vor sich, und der Sindaco überhäufte mich mit Dank und Anerkennung dafür, daß ich so energisch Ordnung geschaffen hatte.

Bevor ich meine Erzählung vom Treffen bei Montebello, wie diese Expedition offiziell benannt wurde, schließe, muß ich noch des Scharmützels gedenken, welches gleich zu Beginn der Vorrückung zwischen unseren Husaren und piemontesischen Lanciers stattfand, welche als Vorhut des französischen Armeekorps bei Stradella standen, als wir dort eintrafen. Nachdem sich die äußersten Vorposten des Feindes auf ihre Unterstützung zurückgezogen hatten, ließ Urban die ihm beigegebene Husareneskadron auf der breiten Heeresstraße im Trab vorprellen. Kurz darauf entspann sich ein Melee zwischen ihr und den mittlerweile wieder vorgerückten Lanciers, die von einem Major befehligt waren. Dieser kam so tapfer an der Spitze seiner Reiter dahergesprengt, daß er geradezu mit dem Kommandanten unserer Husareneskadron zusammenprallte. Im Handgemenge wurde er durch einen Pistolenschuß vom Pferde gestreckt. Ich machte diese kleine Attacke mit und fand in der Brusttasche des Gefallenen eine sehr gute Spezialkarte der Gegend um Voghera, ein Bildnis seiner Braut und einen Brief an sie, welcher mit voller Adresse zur Absendung nach Turin bereitgestellt war. Die Landkarte nahm ich an mich, den Brief samt Bild sendete ich von Piacenza aus an die Adresse, wohin er ganz gut über Wien und die Schweiz gelangen konnte.

Digitized by Google

Nachdem ich in Broni alles in Ordnung gebracht hatte, traf ich noch in der Nacht vom 21. auf 22. Mai Dispositionen zum Abmarsche der Brigade Braum nach dem Brückenkopfe von Vaccarizza, wohin sie vom Korpskommando als Besatzung beordert wurde, und begleitete sie um zwei Uhr früh an ihre neue Bestimmung.

Während des Marsches überkam mich ein Gefühl, welches man Nachtnebel heißt und das sich schwer beschreiben läßt. Ich ritt sozusagen im Taumel fort, ich schlummerte zu Pferde, wachte aber jeden Moment wieder auf und fuhr dann erschreckt in die Höhe. Im nächsten Augenblicke verlor ich wieder das Bewußtsein und so ging es in Grazie bis um fünf Uhr, wo wir über eine provisorische Schiffbrücke marschierten. Dieses Unding von Brückenkopf, rings von Sümpfen umgeben, in welchen es von Moskitos und Gelsen wimmelte, sollten wir gegen das etwaige Nachdrängen des Feindes bis zum letzten Mann verteidigen. So lautete die Ordre des Armeekommandos, das immer noch einen Angriff auf seine linke Flanke befürchtete, obwohl die französische Armee sich mittlerweile bereits in Alessandria und Casale versammelt und den Flankenmarsch an den oberen Ticino gegen Mailand zu angetreten hatte.

Die Division Handel wurde im Brückenkopfe von Vaccarizza wieder konzentriert, und mein Chef erhielt dort das Brückenkopfkommando. Hiermit sah er sich einer Aufgabe gegenübergestellt, deren Lösung wir sofort als eine sehr zweifelhafte betrachten mußten. Die Ausdehnung der die Brücke am rechten Poufer im Halbkreis umschließenden Verschanzungen war viel zu weitläufig, als daß wir mit den uns zur Verfügung stehenden Truppen (18 000 Mann Infanterie) an allen Punkten hätten Widerstand leisten können. Zum Glücke fiel es den Franzosen gar nicht ein, uns über den Po zu folgen; sie zogen sich vielmehr nach dem Treffen bei Monte-

Digitized by Google

bello nach Casale und kümmerten sich nicht um unseren Brückenkopf, wo wir bis zum 3. Juni in der Sumpfluft ausharren mußten. Der Fourgon Sr. Exzellenz war das Nachtlager für ihn und für mich. Wir wurden dort aber von allerlei Stechfliegen so malträtiert, daß wir nicht schlafen konnten. Daß wir diese Verteidigungsposition schon gründlich satt hatten, als am 3. Juni endlich der Befehl zur Marschbereitschaft nach Magenta einlangte, bedarf keiner Versicherung. Die Division wurde aber zunächst noch gegen Pavia vorgeschoben, wo wir am Schlachttage von Magenta (4. Juni) untätig lagerten, während wir dort den Ausschlag hätten geben können. In dieser Position lernte ich meinen Chef zum ersten Male von der ängstlichen Seite kennen, aber nicht im physischen Sinne. Er wollte nicht die Verantwortung übernehmen, daß die Division ein zweites Mal abkochen respektive eine zweite Ration fassen könne. Wir waren am 4. Juni, früh acht Uhr, von Vaccarizza nach Pavia marschiert und mußten laut höherem Befehl vor dem Abmarsche noch menagieren lassen, da, wie es hieß, möglicherweise später keine Gelegenheit zum Abkochen geboten sein dürfte. Nun kamen wir um die Mittagszeit in Pavia an; die Truppen waren hungrig und durstig, unsere Tagesrationen aber bereits verzehrt. Was tun? Ich proponierte Sr. Exzellenz eine Requisition in Pavia, da die Stadt reich genug war, um unsere Truppen einen Tag gratis zu verpflegen, auch übel gesinnt genug, um zu dieser Last herangezogen zu werden. Mein Chef wollte aber von meinem Vorschlage nichts wissen, weil er sich vor nachträglichen Zahlungen fürchtete, vielleicht auch weil er die Italiener nicht mit einer Requisition belästigen mochte. Kurz entschlossen ging ich nun auf meine eigene Verantwortung zum Bürgermeister und diktierte die Requisition von Verpflegungsmitteln für die Division (Ochsen, Reis, Kaffee, Wein), welche mir auch auf

Digitized by Google

meine Unterschrift hin anstandslos geliefert wurde, die ich aber nach dem Kriege als „Unberechtigter" hätte bezahlen müssen, wenn wir den Feldzug und damit die Lombardei nicht verloren hätten. Die Niederlage unserer Waffen war also eigentlich ein Glück für meine Finanzen! Das klingt paradox, ist aber eine, wenn auch traurige Wahrheit.

Statt uns gleich am ersten Schlachttage nach Magenta zu berufen, stand das IX. Korps und speziell die Division Handel untätig bei Pavia. Wir übernahmen erst einige Tage nach der Schlacht die Deckung des Rückzuges der Armee als Arrieregardedivision. Der Marsch ging über Belgiojoso, Aquanera, Marcaria zunächst nach Goito und dann weiter nach Mozzecane. Von diesem Rückzuge sind nur zwei Momente erwähnenswert, nämlich die Begegnung, welche ich mit Oberst Baron Kuhn bei Belgiojoso hatte, und das Wagnis, daß ich die ganze Division, mit Ausnahme der Vorposten, in Paradine einquartieren ließ, um die Truppen noch vor dem Niedergange eines Wolkenbruches unter Dach zu bringen.

Die Begegnung mit unserem einstigen Strategie-Professor Baron Kuhn ergab sich wie folgt: Ich befand mich an der Tête der Marschkolonne, als plötzlich mit den Signalhörnern Aviso geblasen wurde. Daraufhin ritt ich der Kolonne entlang nach rückwärts und erblickte einen offenen, von zwei kleinen Pferden gezogenen Wagen und darin die Gestalt eines kranken Mannes.

Es war der Armee-Generalstabschef Baron Kuhn. Sofort erstattete ich ihm Meldung und war nicht wenig überrascht, als er mir befahl, mein Pferd dem Ordonnanzkorporal zu übergeben und mich zu ihm in den Wagen zu setzen. Kaum war dies geschehen, als mich Kuhn mit den Worten ansprach: „Na, mein lieber Gründorf, was haben Sie denn von Ihrem Lehrer gedacht, der trotz seiner richtigen Theorie in der Praxis doch eine strategische Rekognoszierung unternommen hat?"

Digitized by Google

Ich antwortete geradeheraus: „In der Tat, Herr Oberst, ich war sehr erstaunt darüber und auch andere Kameraden aus der Kriegsschule konnten sich diese erste Aktion nicht erklären.“ Worauf der Oberst erwiderte: „Ja, sehen Sie, man darf halt nichts verreden! Unter den gegebenen Umständen konnte ich den Armeekommandanten zu nichts anderem bewegen, und damit doch etwas unternommen werde, habe ich diese strategische Rekognoszierung machen lassen. Sagen Sie übrigens allen Kameraden, mit denen Sie über Montebello sprechen, daß ich doch bei meiner in der Kriegsschule gelehrten Ansicht bleibe. Es ist ja auch in diesem Falle nur eine Verlegenheitsoperation gewesen. — General Forey hat uns heimgeleuchtet, und das ist uns recht geschehen! Wir kommen ja immer zu spät mit unseren Ideen. Was vierzehn Tage früher, solange die Franzosen noch nicht konzentriert waren, den schönsten Erfolg haben konnte, war am 21. Mai total verfehlt.“ Damit war ich aus dem Wagen entlassen und bestieg wieder mein Pferd, während Kuhn gegen Paradine weiterfuhr.

In Wirklichkeit lag die Schuld nicht an Kuhn, sondern an dem Oberbefehlshaber Grafen Gyulay, dessen größtes Verdienst in der Erfindung einer Kartentasche, der sogenannten Gyulay-Tasche, lag. Als während meines Aufenthaltes in der Kriegsschule der Oberst Baron Blumenkron infolge der Schikanen von seiten Gyulays Selbstmord begangen hatte, erklärte Kuhn: „Ich, an seiner Stelle, würde vor allem nicht so nachgiebig gegen Gyulay gewesen sein und diesem hochmütigen Aristokraten gegenüber meinen Standpunkt als Generalstabschef unter allen Umständen gewahrt haben.“ Nun aber konnte Kuhn es nicht verhindern, daß Gyulay heimlich mit seinem Vertrauensmann, dem Oberstleutnant v. Ringelsheim in Rapport blieb und diesem die Vorschläge seines Generalstabschefs zur Beurteilung übergab, was zur Folge hatte, daß die Operationen verzögert, der richtige Moment

Digitized by Google

zur Ausführung der Kuhnschen Ideen versäumt und schließlich der Feldzug verloren wurde.

Ich hatte die Arrieregardestellung der Division in Paradine anzuordnen und ersuchte den Generalstabshauptmann Filek, der zur Lagerausmittlung vorausgesendet wurde, unter Hinweis auf drohende Gewitterwolken eindringlich, den Lagerplatz nicht in der Nähe des trockenen Torrente zu wählen, weil ich einer Ueberraschung durch plötzliches Hochwasser vorbeugen wollte. Filek ließ sich seine Aufgabe aber leider wenig angelegen sein. In Paradine angelangt, spielte er mit seinem Chef, dem General Graf Castiglione, Piquet und verließ sich auf die einzelnen Bataillonsadjutanten, denen er nur sagte, daß sie einen sicheren Lagerplatz ausmitteln sollten. Da kam plötzlich der Wolkenbruch. Unsere Truppen, ja selbst die Geschütze und Munitionskarren standen bald im Wasser, weil der Lagerplatz sich in dem breiten Schotterbette eines Wildbachs befand. Ich kam eben noch recht, um eine Katastrophe zu verhüten, beorderte sofort alle Truppen und Fuhrwerke in den Ort hinein und ließ die Mannschaften unter den Arkaden lagern. Dieser etwas gewagte Entschluß sicherte mir die ungeteilte Anerkennung der bis auf die Haut durchnäßten Truppen, war aber im Hinblick darauf, daß wir die Arrieregardedivision der ganzen Armee bildeten, nicht einwandfrei. Innerhalb von sechs Tagen schon zum zweiten Male mußte ich als Generalstabschef der Division eine große Verantwortung auf mich nehmen und mein warmes Herz für das Wohlergehen der Truppen einsetzen. Mein Grundsatz war aber von jeher, vor keiner Verantwortung zurückzuschrecken, wenn es galt, für Verpflegung und gute Unterkunft der Soldaten zu sorgen. Diese Einquartierung war insofern ein Wagnis, als wir die Nach- und Seitenhut der retirierenden Armee bildeten und es im Falle eines plötzlichen Angriffes von Seite der nachrückenden Franzosen schwierig werden konnte, die Division

Digitized by Google

rasch aus den Arkaden und den dahinter liegenden Wohnräumen auf den Kampfplatz zu führen. Nachdem ich aber die Bataillone in ganzen Abteilungen, zugweise, in die Häuser und unter deren gedeckte Laubengänge verteilt und die Offiziere ersucht hatte, sich nicht von ihrer Mannschaft zu entfernen, fühlte ich mich unter dem Schutze verstärkter Vorposten und Patrouillen gegen einen eventuellen Ueberfall gesichert. Ich meldete erst die vollendete Tatsache meinem Chef, der mit der letzten Truppenabteilung der Division in Paradine eingeritten war und mir dann die vollste Anerkennung für meine Verfügung zollte.

Der Italienische Krieg II (Solferino).

Familienangelegenheiten — Ich fungiere als Arzt — Die Rekognoszierung mit meinem Chef — Ein historisches Rätsel — Eine wichtige Entdeckung — Der gemütliche Korpskommandant — Eine verunglückte Wagenfahrt — Flucht der Kavallerie — Die Verteidigung von Casa bianca — Bei den französischen Offizieren — Nach Goito — Belohnungen — Differenzen — Wegen einer Piquetpartie — Der Magyarismus in der Armee — Mein Chef und der Pfarrer — Allgemeines über den Krieg — Treiben in Verona — Bei Marschall Heß — Audienz beim Kaiser.

Da die Franzosen nicht drängten, konnten wir am folgenden Tage ruhig von Paradine abmarschieren und hinter Goito am linken Mincioufer Aufstellung nehmen. Dort war die ganze Division konzentriert und konnte voraussichtlich einige Tage unbehelligt lagern. Am 15. Juni wußte noch niemand, was beim Armeeoberkommando des Kaisers beschlossen worden war. Mittlerweile wollte ich versuchen, ob es nicht möglich wäre, die Heiratsbewilligung während des Krieges zu erlangen. Ich erbat mir also von meinem Chef einen vierundzwanzigstündigen Urlaub nach Verona in das kaiserliche Haupt-

Digitized by Google

quartier, ging zum Kabinettsrat Baron Genotte und meldete mich beim Chef des Generalquartiermeisterstabes Baron Heß. Ich wollte mich sogar zu einem Infanterieregimente transferieren lassen, um rasch die Heiratsbewilligung zu erhalten. Es wurde mir versprochen, daß ich beim Generalstabe in Zuteilung verbleiben könne, falls ich zur Infanterie transferiert werden müßte, um meine Braut ehelichen zu können. General Giani, der die Personalien des Generalstabes leitete, sagte mir, ich solle mein Majestätsgesuch dem Hofrat Genotte übergeben, was ich auch tat und dann beruhigter wieder nach Goito zurückkehrte. Nun hatte ich das Bewußtsein, nichts verabsäumt zu haben, um Frau und Kind zu legitimieren. Da ich in Goito meinen Bruder Adolf recht munter vorfand, waren alle Familienangelegenheiten geordnet und ich konnte mich wieder ganz meinem verantwortlichen Dienste widmen.

Als wir am 22. Juni den passageren Brückenkopf von Goito besetzten und wieder in erster Linie dem Feinde gegenüberstanden, ahnte ich bereits, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen würde. Ich war auf alles vorbereitet. Am 22. Juni abends, also kurz vor unserem Aufbruche zur Schlacht von Medole-Giudizzolo-Solferino-St. Martino*), spielte sich noch bei meiner Quartierfrau in Goito eine heitere Episode ab. Signora Boldrini, die Strohwitwe eines Bersaglieri-Kapitäns, der bei Garibaldi stand, empfing mich äußerst ungastlich. Sie verweigerte mir sogar eine Tasse Tee, um die ich bitten ließ, weil ich unwohl war. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni wurde Signora aber plötzlich von einer heftigen Kolik befallen. In dieser Not sendete sie ihre Cameriera zu mir und ließ dringend bitten, ich möchte sofort kommen, um ihr ärztliche Hilfe zu leisten. Die Cameriera sowie ihre Padrona hatten mich für einen Regimentsarzt gehalten und wollten durchaus nicht glauben, daß ich

*) Siehe Kartenskizze: Gefechte bei Medole.

Digitized by Google

Generalstabshauptmann sei. Das Mädchen war ganz verzweifelt, als ich mich weigerte, ihrem Rufe zu folgen, und sagte zu meinem Diener: „Il signore medico di regimento will meiner Frau nicht beistehen, weil sie so unfreundlich gegen ihn war, ma per l'amor di Dio, bitten Sie den Herrn Doktor doch dringend, er möchte kommen, um uns zu helfen; es ist jetzt mitten in der Nacht, und kein Arzt außer ihm in der Nähe!" Nunmehr nahm ich meine homöopathische Taschenapotheke, ging zu der jungen, sehr hübschen Frau hinüber, die sich in fürchterlichen Krämpfen wand und im Bette herumwarf, wobei sie ganz dekolletiert war, gab ihr Coloquintes, ein sicheres Mittel bei Kolik, und hatte kurz darauf die Freude, daß die Patientin sichtlich erleichtert mir einen dankbaren Blick zuwarf. Ich konnte nach diesem Besuche begreiflicherweise nicht schlafen, und da wir ohnedies um vier Uhr abmarschierten, legte ich mich nicht zu Bette. Am 23. Juni früh brachten die Ordonnanzen meine Pferde in den geräumigen Hof des Nachtquartieres. Als mir nun mein Diener den grünen Federhut statt der Kappe reichte, die ich tagsüber trug, hörte ich aus dem zum Hofe gerichteten Fenster der Padrona einen Schrei des Entsetzens: „Pure un capitano dello stato maggiore (er ist doch Generalstabshauptmann). O! Dio!"

Der Vormarsch von Goito gegen Guidizzolo wurde streng kriegsmäßig durchgeführt, weshalb wir erst gegen Abend auf unserem Lagerplatze bei Rebecco, westlich von Guidizzolo, anlangten. Die Disposition war vom IX. Korpskommando so getroffen, daß von unserer Armeedivision die Brigade Wimpfen die Parallelstraße über Cereſara und Birbesi einschlug, während die anderen beiden Brigaden Suini (später Benedek) und Graf Castiglione direkt auf der großen Chaussee von Goito nach Guidizzolo vorrückten. Als wir auf zirka eine halbe Stunde westlich von letzterem Marktflecken anlangten,

Digitized by Google

kam die Weisung, daß wir nur Lagerwachen aufstellen sollen, da unsere Front durch die Vorposten der Nachbardivision des Grafen Crenneville gedeckt sei und in unserer linken Flanke die ganze Kavalleriedivision (vier Regimenter) des Grafen Zedtwitz stehe, der sich an den von einem Bataillon Erzherzog Franz Karl Infanterie-Regiment Nr. 52 besetzten Ort Medole anlehne.

Mir wollte diese Weisung durchaus nicht behagen, da wir hinter einen Vorhang zu stehen kamen, den zu lüften nicht in unserer Macht stand. Ich ließ deshalb Patrouillengänge machen und schlug meinem stets sehr mobilen Chef einen Rekognoszierungsritt vor, um uns über die Situation genauer zu orientieren. Das Resultat dieser, trotz großer Ermüdung vorgenommenen Rekognoszierung war zunächst die Entdeckung eines großen Meierhofes, der hinter einem schönen Herrenhause lag, Casa bianca genannt, beide im Viereck gebaut und von einer hohen Mauer umgeben. Diese Objekte stachen mir sofort in die Augen, da sie aber doch weit seitwärts von unseren Truppen (bei Rebecco) lagen und wir des folgenden Tages weiterhin gegen Westen vorrücken sollten, so hätte ihre gegenwärtige Besetzung keinen Sinn gehabt. Weiters fand ich den Kirchturm von Rebecco geeignet, um dort ein Observatorium zu errichten und durch einen Offizier besetzen zu lassen. Dieser Aussichtspunkt leistete uns einen wichtigen Dienst. Es war inzwischen Nacht geworden, die Truppen im Lager hatten abgekocht und mein Chef lud mich ein, im Zimmer des Glöckners von Rebecco ganz knapp an der Kirche, wo uns die Verbindung mit dem Observationsposten am sichersten hergestellt schien, das einzige vorhandene Bett mit ihm zu teilen. Wir entkleideten uns nicht, legten uns mit Stiefel und Sporn nebeneinander und besprachen noch die Vorkommnisse des Tages, besonders unsere sonderbare Aufstellung hinter den Vorposten einer anderen Truppendivision. Diese

Digitized by Google

Situation flößte uns große Besorgnis ein. Endlich beruhigten wir uns mit der Postierung des Observationsoffiziers, der mit einem Feldstecher weit hinaus bis Castelvidardo und Castiglione delle Stiviere sehen konnte, und überließen uns, nach dem zwölfstündigen Ritt in heißer Sonnenglut, der Ruhe.

Vom Armeeoberkommando war in Aussicht genommen, erst um neun Uhr vormittags vorzurücken. Diese für den heißen Monat Juni ungewöhnlich späte Abmarschstunde bildet ein auffallendes Rätsel, das noch der Lösung harrt. Auf Grund privater Nachforschungen an Ort und Stelle hat ein mir bekannter Grazer Patriot pikante Einzelheiten erfahren, die zwar das Rätsel in plausibler Weise aufklären, auf die ich mich aber an dieser Stelle nicht einlassen will. Wir Generalstabsoffiziere hatten den Auftrag, um sieben Uhr zur Abholung weiterer Dispositionen im Korpshauptquartier zu Guidizzolo einzutreffen. Der Wachoffizier meldete gegen halb drei Uhr morgens des 24. Juni, daß die Franzosen auf den Höhen bei vorgenannten Orten und bei Montechiaro, also etwa drei Meilen von uns, Lagerfeuer unterhielten. Um vier Uhr morgens ließ mich der Observationsoffizier bitten, auf den Turm hinaufzukommen, weil er große Bewegung bei der französischen Armee wahrnehme. Ich kletterte auf der elenden Leiter, die zum Observatorium führte, rasch empor, blickte durch das Fernrohr und sah deutlich, daß Kanonenrohre blitzten, die von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne grell beleuchtet waren. Bald war es mir ganz klar, daß starke Kolonnen aller Waffengattungen von den Höhen bei Castiglione herab in die Ebene bei Medole gegen unsere Aufstellung vorrückten. So schnell es auf der gebrechlichen Leiter möglich war, stieg ich nun vom Glockenturme herab und stürzte zur Kirche hinaus.

In dem gleichen Momente fuhr eine Timonella (kleines Wägelchen, in dessen Gabel ein Pferd gespannt ist)

Digitized by Google

rasch vorüber. Den darauf sitzenden buckligen Kutscher anhalten, meinem Chef mit wenig Worten die Wahrnehmung berichten und mich dann auf die Timonella schwingen, war das Werk des nächsten Augenblickes. Ich fühlte, daß es meine Pflicht war, ins Hauptquartier nach Guidizzolo zu eilen, das IX. Korps zu alarmieren und sofortige Dispositionen zu veranlassen. Mit pochendem Herzen kam ich nach viertelstündiger Fahrt zu dem Palazzo, welcher durch eine schwarzgelbe Fahne als Korpshauptquartier bezeichnet war, sprang über die Freitreppe in den Speisesaal und fand dort zu meiner freudigen Ueberraschung den siebzigjährigen Korpskommandanten Graf Schaffgotsche in Unterhosen und Hausrock, die türkische Pfeife in der Hand, einen Fez auf dem Kopfe, seinen Morgenkaffee schlürfen. Auf meine Meldung, daß sich starke feindliche Kolonnen von Castiglione delle Stiviere herab gegen Medole und Guidizzolo bewegen, sah mich der alte Haudegen verdutzt an und antwortete mir wörtlich folgendes: „Na, na, mein lieber Gründorf, Sie sind ja ein sehr braver Offizier, das haben Sie schon bei Montebello bewiesen; aber heute scheinen Sie mir ungewöhnlich aufgeregt zu sein. Sie halten offenbar ein paar Geschütze, die sich dort bewegt haben mögen, für die ganze französische Armee! Sie wissen doch, daß wir nach den gestrigen Meldungen des Streifkommandanten Major Appel noch auf einen Tagmarsch vom Feinde entfernt sind und daß erst um sieben Uhr die Dispositionen zu unserem Vormarsche vom Oberkommando ausgegeben werden.“ Bevor ich noch auf diese gemütliche Rede meines Korpskommandanten etwas erwidern konnte, rief er nach seinem Adjutanten, dem damaligen Oberleutnant, späteren Reichskriegsminister von Krieghammer, und sagte ihm: „Geben's dem Generalstabshauptmann da a Schalen Kaffee, damit er sich beruhigt; er will die ganze französische Armee auf uns her marschieren gesehen haben!“ — So geschehen am Tage der Schlacht, die

Digitized by Google

unter dem Namen Solferino traurige Berühmtheit erlangt hat!

Ich sah, daß dieser Auffassung der Situation gegenüber jede weitere Bemühung, die Gefahr darzustellen, vergebens wäre und daß ich damit nur unnütz die kostbare Zeit verschwenden würde, daher frug ich den Adjutanten, wo der Generalstabschef Oberst Drechsler schlafe und begab mich, von dem bereitwilligen Kameraden geleitet, ungesäumt dahin. Er lag noch zu Bette und war kaum aus dem tiefen Schlafe zu erwecken. Als er sich endlich ermuntert hatte, zeigte er auf meine Meldung ganz andere Augen, als der Korpskommandant. Ueberzeugt von der Richtigkeit meiner Wahrnehmung, sprang er mit beiden Füßen vom Lager, riß eine Landkarte aus der auf dem Tische liegenden Gyulay-Tasche, prüfte die Lage und frug mich, was ich hinsichtlich der Armeedivision Handel anzuordnen gedenke. Ich entwickelte nun schnell meine Absicht: mit zwei Brigaden die Stellung bei Medole zu verstärken, und bat den Obersten, mir die dritte Brigade Graf Castiglione, die beim Korpshauptquartier lagerte, sofort als Reserve nachzusenden, damit ich einen starken Rückhalt für den Angriff der ersten beiden Brigaden finde. „Soll sofort geschehen", war die Antwort des Obersten, der mir nicht Eile zu empfehlen brauchte, da er ja sah, wie mir der Boden unter den Füßen brannte.

Meine Pflicht, das Korpskommando von der unerwartet frühzeitigen Offensivbewegung der Franzosen zu unterrichten, war erfüllt, die dritte Brigade hatte ich mir gesichert, nun konnte ich mit Beruhigung an die Ausführung des geplanten Vorrückens schreiten. Als ich wieder den Speisesaal passierte, wo Schaffgotsche mich so phlegmatisch empfangen hatte, fand ich ihn schon im Gespräche mit dem Kommandanten des III. Korps, Fürst Edmund Schwarzenberg, der im selben Palazzo wohnte.

Digitized by Google

In dem Momente, als ich mit militärischem Gruße an den beiden Kavalieren vorübereilte, stürzte der Generalstabshauptmann Baron de Baux mit hochgerötetem Gesichte, pulvergeschwärzt, von Schweiß triefend, zur Türe herein und meldete, daß die Nachbardivision Crenneville in einen heftigen Kampf mit dem übermächtigen Feinde engagiert sei und dringend einer Unterstützung bedürfe. Ein Blick auf die verlegene Miene der beiden hohen Herren war mir hinreichende Genugtuung für die Szene, die ich vorhin erlebt hatte Die Freitreppe hinunter, zur Timonella — die ich vorsichtshalber dem Wachposten vor dem Hauptquartier überantwortet hatte — auf das kleine Wägelchen geschwungen und vorwärts, was der kleine Rapphengst rennen konnte! Avanti, avanti! rief ich dem neben mir sitzenden Kutscher zu. Und als es mir immer noch nicht schnell genug ging, griff ich selbst nach der Peitsche, um dem Rößlein eins aufzumessen. Der Renner — ein Sterngucker — warf den Kopf in die Höhe und sauste wie der leibhaftige Satan vom hohen Straßendamme quer über die Böschung hinab in den tiefen Chausseegraben! Im nächsten Momente stürzte das Wägelchen um, ich sprang mit einem Satze heraus, fiel dabei aber so unglücklich auf den Magen, daß ich das Bewußtsein verlor. Wie lang ich im Graben gelegen bin, und was mit dem buckligen Italiener weiter geschehen ist, weiß ich nicht. Erst nach einigen Minuten konnte ich mich soweit erholen, um laufend zu meiner Truppe zu gelangen. Ich hörte bereits Kanonendonner von Medole herüber. Als ich nach einem Laufe von zehn Minuten atemlos beim Lager von Rebecco anlangte, fand ich die Division bereits in Marschstellung und meinen Chef mit dem General Baron Wimpffen, dem Nachfolger des verwundet in Verona liegenden Braum, und dem Obersten Benedek, der die Brigade Suini interimistisch kommandierte, an der Spitze der Truppen. Die Generale wußten, daß ich ins Haupt-

Digitized by Google

quartier geeilt war, um dort die nötigen Dispositionen zu vereinbaren, und spähten ängstlich nach mir aus. Nun hatte ich aber infolge des Sturzes und der Magenprellung, sowie durch das Laufen die Stimme derart eingebüßt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Daher blieb mir nur übrig, mit der Spezialkarte in der Hand, mich auf eines meiner bereitgehaltenen Pferde zu schwingen und mit der Hand die Richtungen anzugeben, nach welchen die beiden Brigaden vorzurücken hatten, um das mittlerweile von den Franzosen genommene Medole wieder zu erobern. Meinem Chef machte ich durch Gebärden verständlich, daß das Korpskommando uns sofort nachfolgen würde. F.-M.-L. Handel war, wie immer, mit der Disposition einverstanden, und wir rückten bereits im heftigen Kanonenfeuer vor.

Kaum hatten sich die beiden Brigaden in Bewegung gesetzt, so mußte ich schon die Wahrnehmung machen, daß die links gegen Südwesten vorrückende Brigade Wimpffen eine falsche Richtung einschlug und insbesondere die sechspfündige Fußbatterie, die ich vorauszusenden wünschte, um den Angriff der Infanterie vorbereiten zu lassen, in dem Gewirre von Feldwegen, die kreuz und quer zwischen den dichten Wein- und Obstkulturen nach Süden führten, nach Südost abirrte, anstatt streng südwärts zu fahren. Ich sprengte der Batterie nach, und da sich der Kommandant, sonst ein sehr tüchtiger Offizier, in dem von Gräben und Wasserläufen koupierten Terrain absolut nicht zurecht fand, sah ich mich genötigt, diese Batterie persönlich auf den Kampfplatz zu führen, als welchen ich das Terrain beiderseits der großen Chaussee ausersehen hatte, die von Goito nach Medole führt. Die Batterie knapp hinter mir, ritt ich im scharfen Tempo voraus, kam endlich an die Chaussee, sah mich aber zu meinem Entsetzen von ihr noch durch einen nahezu zwei Meter breiten, mit Wasser gefüllten Graben getrennt. Da es mir daran gelegen war, um jeden

Digitized by Google

Preis auf die hohe Dammstraße zu gelangen, um einen Ueberblick zu gewinnen, wagte ich, einen Anlauf nehmend, den Grabensprung. Cäsar war dieser Anforderung aber nicht gewachsen, und ich lag, neben ihm, in der Patsche.

Während ich mich, unterstützt von Unteroffizieren der Batterie, aus dem nassen Graben herausarbeitete, hatte der Batteriekommandant bereits einen Uebergang erspäht, und wir hätten alsbald auf die hohe Dammstraße fahren können, wenn nicht unglücklicherweise ein neues Hindernis dazwischen getreten wäre: mit Sturmesbrausen kamen vier Kavallerieregimenter, welche unter dem Kavalleriedivisionär Graf Zedtwitz südöstlich von Medole ihre Aufstellung zur Deckung der linken Flanke der Armee gegen die Ebene eingenommen hatten, aus Westen daher gesaust. Man sah nichts als eine dichte Staubwolke und hörte nichts als die Hufschläge der zweitausend Pferde, die ventre à terre zurückjagten. Wohin? Wer vermochte das zu verstehen? Später stellte es sich heraus, daß diese Kavalleriedivision von Medole ohne Aufenthalt bis Goito zurückgeflohen ist. Für diese Flucht sind in der Folge die beiden Generale Zedtwitz und Lauingen vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Graf Zedtwitz vermochte sich nach dem Feldzuge einigermaßen zu rehabilitieren, Lauingen wurde aber kriegsgerichtlich abgeurteilt.

Als sich endlich die Staubwirbel soweit gelegt hatten, daß wir wieder sehen konnten, setzten wir über den breiten Wassergraben, welcher inzwischen von den Artilleristen mit Krampen und Schaufeln gangbar gemacht worden war, und placierten die Geschütze teils auf der Chausseekrone, teils jenseits der Chaussee, um den Ortseingang von Medole ins Feuer zu nehmen. Eben wollten wir das Feuer eröffnen, als sich vor dem verrammelten Ortseingange neuerdings deutlich Reiterschwadronen zeigten.

Nun galt es zu wissen, ob dies vielleicht noch Reste un-

Digitized by Google

ſerer Kavalleriediviſion waren. Sofort ſprengte ein beherzter Feuerwerker, ohne hierzu Befehl erhalten zu haben, zur Erkundigung vor. Der Brave ward aber alsbald ein Opfer ſeines Mutes, denn im nächſten Momente krachten ſchon die franzöſiſchen Kanonen, und Roß und Reiter wurden durch Schrapnells vom Chauſſeedamme herabgefegt. Die Schwadronen waren von der franzöſiſchen Armee und ſollten unſere Kavallerie verfolgen, kehrten aber alsbald um, weil von ihr nichts mehr als Staub zu ſehen war und unſere Geſchütze ihnen imponierten. Jetzt eröffnete auch unſere Batterie das Feuer. Hiermit war meine erſte Aufgabe gelöſt. Ich konnte zur Infanterie eilen, die eben Diviſionskolonnen formierte, um das Terrain vor Medole, wo unſere Plänkler bereits mit denen der Franzoſen handgemein wurden, im Sturme zu nehmen. Ich ſchloß mich zunächſt dem vom Major Karoljewits kommandierten Flügel an, um von dort wieder zu meinem Chef zu gelangen. Da erfolgte plötzlich ein mörderiſcher Gegenangriff der aus Medole herausbrechenden Franzoſen, wodurch unſere Bewegung ins Stocken geriet. Oeſtlich von Medole ſchließt ſich an die Umfaſſung des Ortes ein Wäldchen, welches von den franzöſiſchen leichten Truppen (Zuaven) beſetzt und mit einer dichten Plänklerkette gegen unſere Anmarſchlinie beſpickt war. Als nun unſere Vortruppen in die Schußweite dieſes Gehölzes kamen, gaben die Franzoſen ein ſo intenſives Feuer ab, daß unſere Diviſionskolonnen ſofort ins Wanken gerieten. Die Verwirrung wahrnehmend, brachen die Zuaven mit dem Bajonette auf das verblüffte Roßbach-Infanterieregiment Nr. 40 los. Es entſpann ſich ein harter Einzelkampf, der leider mit dem Rückzuge der unſerigen endete. Die ſonſt ſo braven Polen waren nicht mehr zu halten, weshalb ich trachten mußte, die in Unordnung geratenen Abteilungen zunächſt zum Stehen zu bringen und dann an einem Punkte zu ſammeln, der einigen Rückhalt gewährte.

Digitized by Google

In diesem Augenblick fiel mir die günstige Position beim Castello und Pachthofe Casa bianca ein, die wir am vorhergegangenen Abend wahrgenommen hatten. Rasch orientierte ich mich nach der Spezialkarte und brachte die zerstreuten Truppen auch glücklich in eine Stellung, wo wir dann der ganzen Armee als Stützpunkt des äußersten linken Flügels die wichtigsten Dienste leisteten, indem wir alle dahin gerichteten Angriffe der Franzosen von zehn Uhr morgens bis halb sechs Uhr nachmittags zurückwiesen und zahlreiche Gefangene machten: Zuaven, Turcos, Jäger zu Pferde und Infanteristen von den Korps der Marschälle Niel und Canrobert, die uns nacheinander angegriffen hatten. Im Einzelnen verlief diese Aktion, der ich meine Nobilitierung verdanke, in folgender Weise:

Wie schon erwähnt, besteht die Gruppe von Gebäuden, welche auf der Spezialkarte unter der Bezeichnung Casa bianca erscheint, aus einem kleinen Schlößchen, an welches sich im Vierecke die Meierhöfe anschließen; das ganze Viereck ist durch eine zirka dreieinhalb Meter hohe Mauer geschlossen und bildet so eine Art von fester Burg.

Als wir in der Flankenbewegung von Medole gegen Rebecco bei dieser starken Stellung anlangten, war sie völlig menschenleer und vom Feinde noch nicht entdeckt. Ich disponierte sofort, daß Oberleutnant Juracsek vom Regiment Nr. 40 sie in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen und Hauptmann Rzipinski die Verteidigung zu übernehmen habe. Diese braven Offiziere lösten ihre Aufgaben in wahrhaft rühmlicher Weise. Besonders die Instandsetzung der Gebäude für eine hartnäckige Verteidigung wurde ebenso schnell als sachgemäß durchgeführt und lieferte den Beweis, daß Juracsek sich früher mit diesem Zweige der Taktik — der Ortsverteidigung — sehr eingehend beschäftigt haben mußte. Alle Fenster des Kastells wurden zu Schießscharten umgestaltet und die nötigen Kommunikationen zwischen den Zimmern eröffnet, d. h. es

Digitized by Google

wurden Durchgänge geschlagen. Die das ganze Objekt umschließende Mauer wurde rasch krenneliert, mit Rasen bekleidet und für die Schützen mit Auftritten versehen. Kurzum, alles war von Juracsek angewendet, was eine sichere Feuerwirkung unsererseits fördern und unsere Leute schützen konnte. Meine Aufgabe war es, die nötigen Truppen herbeizuschaffen, um die Verteidigung in sehr aktiver Weise führen zu können. Das gelang mir alsbald. Indem ich zur zweiten Brigade Castiglione reiten wollte, stieß ich unterwegs auf ein Bataillon des Gradiskaner Grenzerregiments, welches vom Obersten Franz persönlich geführt, eben in dem überaus koupierten Terrain südlich vor Rebecco herumirrte. Nachdem Franz keine bestimmte Weisung erhalten hatte, als die Brigade Castiglione, der er angehörte, zur Vorrückung befehligt wurde, so nahm ich dieses Bataillon unserer Reservebrigade sofort in Anspruch, um der Verteidigung von Casa bianca ein offensives Element beigeben zu können. Der Oberst war auch gerne bereit, die Aufgabe zu übernehmen, welche ich ihm zudachte. Er verwahrte sich aber gegen meinen weiteren Wunsch, er möchte das Kommando über die Verteidigung der Oertlichkeit, die den Stützpunkt des linken Flügels der ganzen Armee bildete, übernehmen. Ich wollte mich an die Seite meines Chefs begeben, konnte aber Casa bianca nicht verlassen, weil Franz rundheraus erklärte, daß er alles pünktlichst befolgen wolle, was ich anzuordnen für gut finde, daß er aber das Kommando über das Ganze absolut ablehnen müsse, weil er sich in dem schwierigen Terrain nicht zu orientieren vermöge. Es blieb mir also nichts übrig, als persönlich auch die Durchführung der von mir als hochwichtig erkannten Aufgabe: Festhalten dieses Flügelpunktes um jeden Preis, selbst zu bewirken. Ich mußte also zunächst darauf verzichten, meinen Chef wieder zu finden, der indessen von dem sehr tüchtigen Divisionsadjutanten Maschke begleitet, im Kampfgewoge, bei den Brigaden

Digitized by Google

Suini und Castiglione wahren Heldenmut bewies, indem er, wie ich später hörte, wiederholt die zum Sturme vorrückenden Kolonnen bravouriös anführte.

Nachdem ich also genötigt war, das Kommando über den äußersten linken Flügel unserer Aufstellung bei Rebecco zu übernehmen, traf ich folgende Disposition:

Zwei Kompagnien verteilen sich in den Gebäuden und längs der Mauer zum definitiven Feuergefechte; die gesammelten Versprengten von all den Truppenkörpern, die zwischen Medole und Guidizzolo gekämpft hatten, verstärkt durch die Kompagnie des Hauptmanns Rzipinski stellen sich rechts von dem Gehöfte in eine Deckung hinter Bäumen, das zweite Grenzerbataillon unter Oberst Franz nimmt in gleicher Weise links rückwärts eine Reserveposition. Im Momente, wo ein feindlicher Angriff erfolgt, bleibt alles ruhig, bis die französischen Truppen in den günstigsten Bereich des Kleingewehrfeuers gelangen. Diesen Moment werde ich durch ein Signal bekannt geben. Sobald die Hornisten „Feuereröffnung" blasen, haben die längs der Mauer und an den Fenstern des Kastells placierten Schützen ein wohlgezieltes Feuer abzugeben. Gerät der feindliche Angriff hiedurch ins Stocken, was bei der Ueberraschung durch die plötzliche Entladung so vieler Schüsse nicht zu bezweifeln war, so brechen die beiden Flügelabteilungen mit gefälltem Bajonette auf den Feind hervor, und trachten, so viel als möglich Gefangene zu machen.

Diese Anordnung hatte sich bei mehreren aufeinander gefolgten Angriffen des Feindes gut bewährt. Sie wurden blutig abgeschlagen, ohne daß wir dabei nennenswerte Verluste erlitten. Unsere überraschend vorgerückten Reserven brachten nach jedem dieser partiellen Erfolge gefangene Franzosen, teils Verwundete, teils auch Intakte ein.

Gegen vier Uhr brach ein heftiger Orkan los. Die Staubwolken, die er emporwirbelte, waren so dicht, daß man

Digitized by Google

den Nebenmann nicht mehr sah. Plötzlich entlud sich ein wolkenbruchartiger Regenguß unter Blitz und Donner über das ganze Schlachtfeld, als ob der Himmel selbst eingreifen und dem Gemetzel ein Ende machen wollte. Dieser Dusche von oben, die quasi das Feuer durch Wasser erstickte, war es zu danken, daß die Franzosen nicht an die Verfolgung dachten, denn ihre Gewehre versagten wie die unsrigen, und zum Nachdrängen ohne Feuerwirkung waren sie schon zu sehr ermüdet. Trotzdem gerieten wir nach dem Gewitter noch in große Gefahr. Denn die Franzosen ließen nicht davon ab, bis um halb sechs Uhr gegen uns anzustürmen. Nach diesem Zeitpunkt hatte ich während des letzten Sturmangriffes der Franzosen eine Umgehung unserer linken Flanke wahrgenommen, und da ich von den Gefangenen erfuhr, daß wir nicht nur dem Korps des Marschalls Niel gegenüberstanden, mit dessen rechten Flügel wir seit den ersten Morgenstunden gekämpft hatten, sondern daß auch das Korps des Marschalls Canrobert, vom Süden her, in Medole eingetroffen sei, sah ich mich genötigt, den Rückzug gegen Virbesi zum Gros der Brigade Wimpffen anzutreten. Hätte ich diesen nicht rechtzeitig angeordnet, so wären wir wohl vom Korps Canrobert ganz umfaßt worden und in französische Gefangenschaft gefallen. Wir standen also bereits mitten in der feindlichen Linie, und so war es nur den hartnäckigen Verteidigern der Casa bianca zuzuschreiben, daß wir die gute Position so lange halten konnten. Die Brigaden Suini und Castiglione, an welche wir uns während der Kastellverteidigung anlehnten, waren schon um halb vier Uhr, also noch vor dem Gewitter, hinter Guidizzolo zurückgegangen.

Die Stützung des linken Armeeflügels nach der unmotivierten Flucht der Kavallerie und die Verteidigung des Pachthofes von Casa bianca, welche von kompetenter Seite als mustergültig bezeichnet wurde, hat mir den Orden der Eiser-

Digitized by Google

nen Krone eingebracht, eine hohe Auszeichnung, welche nur wenigen Offizieren schon im sechsundzwanzigsten Lebensjahre zuteil wird. Glänzende Zeugnisse, ausgestellt von den Offizieren der Vierziger und der Gradiskaner Grenzer liegen in meinem Familienarchiv. Ich habe sie nicht benützt.

Als die Brigade Wimpffen in der Höhe von Ceresera angelangt war, wurde ein Nachtlager bezogen, das ich in der linken Flanke durch eine Kavallerieabteilung decken ließ. Von dieser Situation erstattete ich dem Korpskommando Meldung. Wir setzten uns ruhig zu den Lagerfeuern, als französische Parlamentäre sich bei unseren Vorposten meldeten. General Wimpffen (ein Verwandter des Armee-Kommandanten) ersuchte mich, die Franzosen um ihre Mission zu befragen. Alsbald stellte sich heraus, daß es sich um eine Art von Waffenruhe handle, welche die Franzosen für die Nacht wünschten, um ruhig schlafen zu können.

Auf Einladung der französischen Offiziere begaben wir uns in größerer Zahl zu ihren Vorposten. Hiebei zeigte sich, daß unsere Brigade eigentlich den zu weit vorgedrungenen Franzosen in der rechten Flanke stand. Da sie uns aber weder angreifen, noch selbst wieder zurückweichen wollten, so wünschten sie eine Art von gegenseitiger Waffenruhe. Diese wurde unsererseits um so bereitwilliger zugestanden, als wir ja ganz isoliert mit der Brigade Wimpffen am rechten Mincio-Ufer zurückgeblieben waren, während unsere Armee bereits auf das linke Ufer dieses Flußes retiriert war. Ich hoffte, daß am folgenden Tag der Kampf erneuert werden würde, und wollte für diesen Fall unsere gute Position behaupten. Hiezu paßte mir die Waffenruhe ganz vortrefflich. In der Nacht, das ist von zehn bis drei Uhr, unterhielten wir uns vortrefflich mit den französischen Offizieren, die uns bei ihren Lagerfeuern traktierten und uns erzählten, wie weit die Verstimmung zwischen den alliierten Franzosen und Italienern bereits gediehen

Digitized by Google

war. Die französischen Offiziere sprachen in wegwerfender Art von den italienischen Kameraden und äußerten sich auch über das Volk in der Lombardei wenig schmeichelhaft. Sie sagten, daß sie ihre Gegner weit mehr schätzten, als ihre Alliierten, was auch aus ihrer Haltung hervorging. Wir durften ihnen in ritterlicher Weise gestehen, daß auch wir eigentlich keinen Haß gegen die Franzosen hegten, obzwar sie uns gegenüberstanden, wohl aber die Italiener sehr gering schätzten, weil diese nur mit fremder Hilfe ihre nationalen Bestrebungen durchzusetzen vermöchten. Solchermaßen wurde Politik am Lagerfeuer getrieben!

Als um drei Uhr morgens des 25. Juni meine Meldung ans Korpskommando kam, das nun schon in Goito lag, sendete man mir einen Ordonnanzoffizier mit der Antwort auf meinen Bericht. Sie lautete: „Bringen Sie die Brigade ungefährdet in das Lager von Goito herein!"

Wir verabschiedeten uns noch von den französischen Offizieren und marschierten dann ganz unbehelligt zum Gros des Korps, das im verschanzten Brückenkopf von Goito lagerte. Sofort nach unserem Einrücken zum Korps wurde die Brücke über den Mincio abgebrochen, und hiemit war die Wiederergreifung der Offensive für die nächste Zeit verneint. Meine Hoffnung, bei der Erneuerung der Schlacht am 25. Juni die Avantgarde führen zu können, war damit begraben.

Mit sehr herabgestimmten Gefühlen bezogen die Truppen ein Lager östlich von Goito (bei Casa Cesone), und ich kam mit meinem Chef wieder in dieselbe Wohnung bei der Signora Enrichetta Boldrini, von wo ich am 23. abmarschiert war. Diesmal wurde ich freundlich empfangen, ja sogar zweimal zum Diner geladen, was offenbar auf Rechnung der gelungenen Kolikkur zu setzen war, welche ich an der Dame nolens volens gemacht hatte.

Ich will hier nicht von der heillosen Unordnung sprechen

Digitized by Google

und auch nicht der Plünderungen weiter gedenken, die auf dem Rückzuge unserer Truppen am 24. Juni vorgekommen sein sollen. Ich kann darüber nichts anderes berichten, als daß wir Casa Cesone bei Goito von Ausreißern total geplündert fanden. Was den Rückzug der ersten Armee Wimpffen betrifft, so mag es auf der Heeresstraße Guidizzolo-Goito gar wild zugegangen sein, dagegen herrschte auf der Seitenstraße, wo die Brigade Wimpffen marschierte, wie schon aus der geschilderten Episode im französischen und österreichischen Lager bei Cereseta hervorgeht, Ordnung und Ruhe. Der Umstand, daß die Franzosen uns um Waffenruhe ersuchten und nicht im entferntesten daran dachten, die Brigade Wimpffen zu belästigen, beweist wohl am besten, daß diese Truppe vollkommen intakt war.

Kurz nach unserem Einrücken im Lager bei Goito brachte Oberleutnant Juraczek ein Tapferkeitszeugnis, worin meine Dispositionen bei Casa bianca geschildert und der Wunsch ausgesprochen wurde, daß Se. Majestät diese Leistung mindestens mit dem Orden der Eisernen Krone auszeichnen möge. Ein ähnliches Schriftstück übergab Oberst Franz, welches von allen Offizieren seines Bataillons unterfertigt war und einen deutlichen Hinweis auf den Maria-Theresia-Orden enthielt. Diese beiden Dokumente machten einen ganz gewaltigen Eindruck auf meinen Chef, den F.-M.-L. Baron Handel-Mazzetti, welcher mich begreiflicherweise etwas kühl empfing, da er doch während der ganzen Schlacht meiner unmittelbaren Dienste entbehren mußte. Daß es mir an Mut nicht gebrach, hatte er schon bei Montebello gesehen, wo wir ja beide infolge meiner Initiative als Volontäre an dem heftigsten Kampfe teilnahmen und Gelegenheit fanden, werktätig einzugreifen. Wie und wo ich aber in den Kämpfen bei Guidizzolo-Rebecco wirkte und welche wichtige Flügelposition durch meine persönliche Anwesenheit in Casa bianca gegen sechs Angriffe ge-

Digitized by Google

halten worden ist, darüber wurde meinem Chef erst aus den Berichten der Truppen und namentlich durch die Atteste der Offiziere volle Klarheit.

Noch am 26. Juni, also an demselben Tage, wo die obigen Relationen bei Handel einlangten, gab er sie mit einem eigenhändig geschriebenen Berichte ans Korpskommando ein, beantragte aber nicht die Verleihung des Kronen-Ordens für seinen Generalstabschef, weil er es ihm überlassen wollte, auf Grund der beiden Dokumente, die die Erfordernisse für den Theresienorden enthielten, um diese höchste militärische Auszeichnung anzusuchen.

Daß ich dies unterlassen habe, bedaure ich auch heute noch nicht, denn es widerstrebte mir stets, daß ein Anwärter auf die höchste Auszeichnung erst noch bitten und seine Verdienste selbst geltend machen muß. Dieser Vorgang ist nach den Statuten des Maria-Theresien-Ordens leider eine unerläßliche Bedingung für die Erlangung des Theresienkreuzes. Das Strebertum nach diesem mit der Baronie und einem Jahreseinkommen von zwölfhundert Gulden verbundenen Militärorden wird noch viel Unheil in der österreichischen Armee anrichten, wenn nicht in Fällen, wo der Betreffende offenkundig gegen erhaltene Befehle sündigt, scharfe Remedur geschaffen wird!

Am 28. Juni kam ich mit den Generalstabsoffizieren zusammen, die im Hauptquartier des IX. Armeekorps Dienst machten, und erfuhr bereits von den Korpshauptleuten Hempfling und Reinländer, daß mich der Korpskommandant Graf Schaffgotsche sofort bei Sr. Majestät für den Orden der Eisernen Krone vorgeschlagen habe. Auch der Generalstabschef des Korps, Oberst Drechsler, sprach sich sehr lobend über meine Leistung bei Casa bianca aus und meinte nur, ich hätte nicht die ganze Zeit dort bleiben, sondern den Obersten Franz dezidiert auffordern sollen, das Kommando zu übernehmen.

Am 29. Juni marschierte die Division Handel von

Digitized by Google

Goito über Bevilacqua und Legnago nach Albaredo, wo ihr die wichtige Aufgabe der Etschverteidigung von Albaredo bis Bonavigo zuteil wurde. Die Lösung dieser Aufgabe führte zur ersten Differenz mit meinem Chef, ja selbst mit dem Korpskommandanten. Sie wurde indes alsbald durch den Generalstabschef Oberst Drechsler beigelegt, indem er meine Anordnung für vollkommen sachgemäß erklärte, was selbstverständlich für die Generäle entscheidend war. Auf Grund einer Rekognoszierung, die ich am 6. Juli gleich nach unserem Eintreffen in Albaredo (wo Handel und ich im Pfarrhofe einquartiert waren) unternommen hatte, traf ich nämlich eine Disposition, nach welcher die beiden Brigaden Wimpffen und Benedek die Etschlinie besetzen und die Brigade Castiglione eine zentrale Reserveaufstellung rückwärts bei Coriano einnehmen sollten. Kaum hatte ich diese Disposition den Generalstabsoffizieren der drei Brigaden diktiert, als mich Hauptmann Filek, Generalstabsoffizier der Brigade Castiglione aufmerksam machte, daß nach einem Wunsche des Korpskommandanten die Brigade Castiglione stets beim Korpshauptquartier zu verbleiben habe, damit der Korpskommandant Graf Schaffgotsche mit seinem Freund Graf Castiglione täglich seine Partie Piquet spielen könne. Selbstverständlich ließ ich mich durch diese Gepflogenheit umsoweniger in meiner Disposition beirren, als die erstgenannten beiden Brigaden bereits in ihre Stellung eingerückt waren, und ein Wechsel angesichts des Feindes ganz ausgeschlossen erschien. Ich antwortete meinem jüngeren Kameraden deshalb ganz kurz: „Diesmal wird die Brigade Castiglione aber nicht beim Hauptquartier bleiben, sondern sofort in die Reserveaufstellung abmarschieren!"

Meinem Chef erstattete ich Meldung von Fileks Bemerkung. Dabei mußte ich die bedauerliche Wahrnehmung machen, daß er sich unbehaglich und eingeschüchtert zeigte. Zum ersten Male während des Feldzuges hätte er mir beinahe

Digitized by Google

die Genehmigung meiner Dispoſition verſagt. Es mochte ſchier eine Stunde vergangen ſein, ſeitdem Filek mit dem Diviſionsbefehle zu ſeinem Brigadier geeilt war, als plötzlich ein Dienſtzettel vom Oberſten Drechſler kam, welcher mich zum ſofortigen Erſcheinen beim Korpskommandanten aufforderte. Zunächſt empfing mich der Generalſtabschef in ſehr aufgeregtem Zuſtande und ſagte: „In der Dispoſition, die für die Brigade Caſtiglione hinausging, habe ich ſofort Ihre Hand erkannt. Warum haben Sie nicht vorher beim Korpskommando angefragt, bevor Sie den Grafen Caſtiglione mit ſeiner Brigade abkommandierten?“ Auf meine ruhige Darſtellung der taktiſchen Verhältniſſe mußte Drechſler zugeben, daß die Dispoſition ganz richtig gedacht ſei, und übernahm es auch, ſie pflichtgemäß beim Korpskommando zu vertreten. Damit wäre der Zwiſchenfall erledigt geweſen, wenn nicht mein Chef mir noch Vorwürfe darüber gemacht hätte, daß ich keine Rückſicht auf die ſpeziellen Wünſche des Korpskommandanten nahm. Bei dieſer Gelegenheit fiel leider manch hartes Wort. Ich erfuhr aus Handels Munde, was ſich inzwiſchen hinter den Kuliſſen abgeſpielt hatte. Kaum war nämlich Caſtiglione durch Filek über den Abmarſch ſeiner Brigade nach Coriano unterrichtet, als er ſich in die Bruſt warf, direkt zum Korpskommandanten ging und ihm ſeinen Abmarſch aus dem Hauptquartier meldete. Schaffgotſche, ganz entſetzt darüber, daß er ſeinen Partner bei der Spielpartie entbehren ſollte, rief gleich nach Drechſler und verlangte, daß Gegenbefehl gegeben werde. Bevor der Oberſt dies tat, ſendete er mir jenen Dienſtzettel. Nur infolge meines energiſchen Auftretens gegenüber dem Generalſtabschef wurde auf eine Kontreordre verzichtet. Schließlich waren aber doch alle maßgebenden Faktoren zur Einſicht gelangt, daß die richtige Aufſtellung der Truppen zur Verteidigung der Etſchlinie wichtiger ſei, als die Piquetpartie der beiden Kavaliere.

Digitized by Google

So unglaublich dieser Vorfall auch klingen mag, so hat er sich doch tatsächlich zugetragen und bildet ein Seitenstück zu jenem früher erzählten, wo die beiden Korpskommandanten, der hochfürstliche und der gräfliche, meine Meldung über den Beginn der Schlacht von Solferino nicht ernst nehmen wollten, weil ja nach der Disposition des Armee-Oberkommandos unsererseits erst um 9 Uhr aufgebrochen werden sollte! Daß unter solchen Umständen der Feldzug für uns nicht glücklich enden konnte, ist klar, selbst wenn die Truppen, besonders einige ungarische Regimenter, besser gekämpft hätten, als es tatsächlich der Fall war.

Dies gilt ganz besonders von jenen magyarischen Truppen, welche in der Lombardei durch Kossuths Proklamation bearbeitet waren, die man in den Tornistern der verwundeten und gefangenen Soldaten vorfand. Ich kann mich über diese Angelegenheit hier nicht weiter aussprechen, verweise aber auf die große Zahl von Tornistern, welche die Soldaten ungarischer Regimenter abgeworfen hatten, bevor sie in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich und Algier abgeführt wurden. Bei den zur Division Handel gehörigen zwei ungarischen Regimentern Nr. 34 und 19, die eine ruhmreiche Regimentsgeschichte aufweisen können, waren allein nach der Schlacht von Solferino über zwölfhundert Vermißte verzeichnet. Oberst Benedek sagte dem Regimente Nr. 34 bei einer feierlichen Ausrückung in Legnago, daß eine Decimierung der Mannschaft eintreten müßte, wenn Se. Majestät nicht Gnade für Recht ergehen lassen wollte. Oberst Alexander Benedek, der mit dem Feldzeugmeister Ludwig v. Benedek nicht verwechselt werden darf, schlug seinen Säbel bei der Zurücktreibung der Fliehenden entzwei. Im besonderen zeigte es sich, daß man mit den Ungarn den Teufel aus der Hölle holen kann, wenn sie (wie es aber fast nie geschah) in ihrer Muttersprache angeeifert werden, während sie oft geradezu versagen,

Digitized by Google

falls der betreffende Kommandant der magyarischen Sprache nicht mächtig ist. Die diesbezüglichen Notizen in meinem Tagebuch haben übrigens später eine gewisse Rolle gespielt, als es sich um die Frage handelte, ob man den Truppen ungarischer Nation das Magyarische als Kompagnie- und Regimentssprache gewähren solle.

Nach dieser kurzen Abschweifung muß ich noch einen Vorfall erwähnen, der die Vermutung erhärtet, daß mein Divisionär trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften doch eine ganz eigentümliche Sympathie für die Italiener und für die Kleriker hegte.

Es befanden sich nämlich bei den Truppen noch einige verwundete Offiziere, welche bei dem Waffenstillstande von Villafranca ins Hauptspital nach Verona transportiert werden mußten, weil ihre Wunden bösartige Eiterungen zeigten und eine spitalmäßige Behandlung erheischten. Ich befahl unseren Feldgendarmen, alle in Albaredo vorhandenen Federwägen zu requirieren, um den Transport dieser verwundeten Offiziere in entsprechender Weise zu bewerkstelligen. Da wurde mir gemeldet, daß beim Pfarrer, wo der Divisionsstab im Quartier lag, versteckt im Wagenschuppen hinter einer eigens hiezu errichteten Bretterwand sich zwei Kaleschen befänden, die der Pfarrer, unser Hausherr, aber nicht herausgeben wolle. Ich ließ ihn ernstlich durch den Adjutanten meines Chefs um Herausgabe der Wagen ersuchen. Da dies keine Wirkung hatte, und meine peremptorische Aufforderung ohne Erfolg blieb, ließ ich endlich durch Pioniere jene Wand niederreißen. Die Meldung fand ihre Bestätigung: Es kamen faktisch zwei sehr bequeme Federwagen zum Vorschein. Baron Handel befand sich zur Zeit auf einem Spazierritte abwesend vom Divisionsquartier. Als er gegen Mittag zurückgekehrt war, meldete ich ihm sofort den peinlichen Vorfall. Der Pfarrer kam händeringend dazu und jammerte ganz entsetzlich. Mein Chef gab

Digitized by Google

mir alsbald seine Indignation über diesen Eingriff ins „Kirchengut" sehr ungnädig zu verstehen. Ich schwieg und hatte die Befriedigung, daß er kurz darauf zu mir aufs Zimmer kam und mich ersuchte, die von mir selbständig getroffenen Anordnungen energisch durchzuführen. Exzellenz entschuldigte sich förmlich, daß er im ersten Momente der Aufregung, die durch den jammernden Pfarrer hervorgerufen wurde, geneigt war, dem hochwürdigen Herrn Recht zu geben. Nachdem er die Sache aber jetzt ruhig überlegt habe, sei er zur Ueberzeugung gelangt, daß meine Handlungsweise, von kameradschaftlichem Gefühl gegen die Verwundeten diktiert, vollkommen korrekt sei. Die beiden Wagen wurden nun aus der Remise hervorgeholt und diejenigen, welche ihrer bedurften, fuhren bequem nach Verona ins Spital.

In meinem Tagebuch 1859 finde ich im übrigen nur Vortreffliches von dem Charakter meines Chefs verzeichnet. Er war Kavalier vom Wirbel bis zur Zehenspitze! Wäre ich länger an seiner Seite geblieben, es würden sich manche meiner Ecken und Kanten an der noblen Ruhe dieses Gentlemans abgeschliffen haben. Bei meinem nächsten Divisionär, dem F.-M.-L. Baron Ramming, konnte ich solche Ruhe und Urbanität nicht wahrnehmen, wohl aber dann später beim Generalstabschef des III. Korps, Oberst Ritter v. Kees, in Laibach, dem ich überhaupt sehr viel verdanke.

Leider wurde am 9. Juli der Waffenstillstand von Villafranca und gleich darauf am 13. Juli der Friede geschlossen, wonach mein Verbleiben in Italien keinen kriegerischen Zweck mehr hatte.

Ich benützte deshalb die erste Gelegenheit, um nach Verona zu fahren und beim Chef des Generalquartiermeisterstabes, Baron Heß, der mittlerweile zum Feldmarschall ernannt worden war, meine Versetzung nach Wien zu erbitten. Mein Bruder Adolf wurde am 12. Juli in Kommissionsauf-

Digitized by Google

trägen seines Regiments nach Verona kommandiert und lud mich ein, die Fahrt gemeinsam mit ihm zu machen, was mir umso willkommener war, als ich eigentlich noch nie recht Zeit gefunden hatte, mir seine Erlebnisse seit Piacenza und insbesondere in der Schlacht von Solferino erzählen zu lassen. Von mehreren Seiten hatte ich wohl erfahren, daß er beim Sturme auf den Ziegelofen von Baite bei Rebecco sehr schneidig vorgegangen war und die Trümmer der Kompagnie des Baron Meyer in guter Ordnung zurückbrachte. Wenn man bedenkt, daß Adolf erst im siebzehnten Lebensjahre stand und sozusagen Rekrut war, muß man seine Umsicht und Schneidigkeit bewundern.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, einiges über den allgemeinen Verlauf dieses unglücklichen Krieges zu sagen.

Die Schlacht von Magenta wurde nicht nur deshalb verloren, weil durch das unglückliche Treffen von Montebello das Vertrauen unserer Truppen in ihre Führer erschüttert war und weil der Generalstabschef, der spätere Feldzeugmeister Baron Kuhn sich nicht geltend machen konnte, sondern hauptsächlich dadurch, daß unsere Truppenkörper ohne Zusammenhang einzeln an den Feind gebracht und so nacheinander geschlagen wurden.

Dem genialen Kuhn wurde eine gewisse Reserve auferlegt, welche ihn verhinderte, noch bei Lebzeiten seine umfangreichen Denkschriften über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu veröffentlichen. Im großen Publikum weiß man heute noch nicht recht, weshalb der große Stratege sich als Generalstabschef der österreichischen Armee in Italien 1859 an der Seite des ganz unglücklich veranlagten Grafen Gyulay nicht bewähren konnte.

Kuhn hat mir sein diesfälliges Memorandum im Jahre 1889 mitgeteilt und ich darf, ohne der Familie des Verblichenen vorzugreifen, sagen, daß ich aus jener Denkschrift, die auch im

Digitized by Google

k. und k. Kriegsarchive bekannt sein dürfte, die Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit Kuhns an dem Mißerfolge des 1859er Feldzuges gewonnen habe. Kuhns Geist war durch Gyulays Charakter paralysiert. Da dem offiziellen Generalstabschef Kuhn, der dem Armeekommandanten durch den Chef des Generalquartiermeisterstabes Baron Heß oktroyiert wurde, durch einen unoffiziellen Ratgeber, welcher sich das volle Vertrauen Gyulays erworben hatte, stets entgegengearbeitet wurde, mußte er sich abnützen, ohne daß seine Leistungsfähigkeit zur Geltung kommen konnte. Bekanntlich hat Gyulay nur auf seinen früheren Generalstabschef, den geistvollen Satiriker Oberstleutnant von Ringelsheim gehört. Kuhn war ihm unsympathisch, und das ließ er ihn bei jeder Gelegenheit fühlen. Daß er dessen Ernennung zum Generalstabschef der Operationsarmee in Italien, die kurz vor dem Feldzuge 1859 erfolgte, mit Widerwillen zur Kenntnis nahm, war ja im Hauptquartier zu Mailand weidlich bekannt. Unter solchen Umständen sich durchzuringen, ist selbst dem energischen Kuhn nicht möglich gewesen. Wer die damaligen Verhältnisse in der Armee kennt, der wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß man stets nach der Windrichtung auslugte und sich ihr dann im eigenen Interesse sorgfältig anpaßte. Als Gyulay dem mächtigen Freunde Grünne gegenüber Bedenken über seine Befähigung äußerte, soll die klassische Antwort gelautet haben: „Was der alte Radetzky vor dir in Italien geleistet hat, wirst du auch noch treffen!", dabei wurde nur vergessen, daß Radetzky den F.-M.-L. Baron Heß als Generalstabschef und den General v. Schönhals als Generaladjutanten an der Seite hatte und wegen seiner vorzüglichen Charaktereigenschaften von den Truppen vergöttert war, was bei Gyulay nicht zutraf. Die Wahl des Feldherrn hat sich bitter gerächt! In erster Linie deshalb, weil Gyulay keinen Tropfen

Digitized by Google

von jenem Blute in seinen Adern hatte, dem Vater Radetzky seine Siege verdankte. Dieses echte Soldatenblut fehlte dem im Frieden übermütigen, im Kriege kleinlauten und unentschlossenen Magnaten gänzlich.

Es ist bezeichnend für den näselnden Aristokraten, daß er sich eines kleinen Hundepfeiferls bediente, um den Ordonnanzoffizier, der im Vorzimmer stets in Parade bereit stehen mußte, herbeizurufen, wenn er einen kleinen Dienst von ihm forderte. Von zuverlässiger Seite wurde mir folgende Anekdote berichtet: Eines Tages hat der Rittmeister Graf Z. eines Husaren-Regimentes den Dienst im Vorzimmer Gyulays. Der Gewaltige pfeift wie gewöhnlich, diesmal meldet sich aber niemand. Gyulay reißt die Tür zum Wartezimmer auf und schreit den Ordonnanzoffizier an: „Warum kommen Sie nicht, wenn ich pfeife!" „Weil ich nicht wußte, daß dies mir gelten soll," war die kurze Antwort des unerschrockenen Offiziers. Darauf Gyulay: „Merken Sie es sich, auf meinen Diener blase ich, auf meinen Ordonnanzoffizier pfeife ich!"

Mit solchen Allüren fesselt man nicht das Offizierskorps einer Armee und vermag auch die Soldaten nicht zu begeistern, am wenigsten, wenn man sich wenig um ihr leibliches Wohl kümmert. Wie konnte Kuhn unter solchen Umständen Wunder wirken? Selbst wenn man ihm ganz freie Hand gelassen hätte, wie es ihm in Wien versprochen war, bevor er den schwierigen Posten übernahm, würde er bei Gyulay schwerlich etwas Ersprießliches zu leisten vermocht haben.

Jenes Memorandum, in welchem Kuhn seine Rechtfertigung über die Einleitung des unglücklichen Feldzuges 1859 niedergelegt hat, enthält nach meinen Notizen zwei wichtige Momente, die für die Beurteilung seiner Tätigkeit maßgebend sind, nämlich

1. Die in Mailand konzentrierten Truppen überschreiten sofort nach der Kriegserklärung den Ticino und marschieren,

Digitized by Google

unter Aufstellung eines Beobachtungskorps gegen die flankierende Festung Alessandria, direkt auf das nächste Operationsobjekt, das ist die Hauptstadt Sardiniens, Turin, westwärts vor.

2. Die k. k. Armee wirft sich durch diesen kühnen Zug zwischen die getrennt operierenden französischen Armeegruppen, von welchen die eine aus Genua über die Apenninen kommt, während die andere, teilweise per Bahn, größeren Teils aber in Fußmärschen, die Alpen überschreiten muß.

Kuhn wollte also ähnlich wie Prinz Eugenius operieren und hätte damit sicher einen großen moralischen Erfolg erzielt. Die Truppen wären damit in die Fußstapfen Radetzkys getreten, hätten Elan gefühlt und würden sich in Piemont mit Lebensmitteln versorgt haben, ohne daß es dem Aerar einen Kreuzer Geld gekostet hätte, was damals ohnehin nur knapp vorhanden war. Schon die Fouragierung im feindlichen Lande wäre ein gewisser Vorteil für uns, ein schwerer Nachteil für die Italiener gewesen!

Kuhns Vorschlag wurde aber von Gyulay nicht mit jenem Willen durchgeführt, der den Erfolg garantiert. Man zögerte, bis es zu spät war, um die von Kuhn rechtzeitig beantragte Operation mit sicherem Erfolg durchführen zu können. In einem späteren Zeitpunkte wurde, auf Drängen von Wien hin, ein zweiter Anlauf genommen, den Po bei Candia zu überschreiten und gegen die Franzosen vorzustoßen, die in Genua gelandet, sich erst sammeln mußten, um gegen den Po vordringen zu können. Auch diese zweite Operation blieb auf halbem Wege stehen, weil sich Gyulay angeblich zu schwach fühlte und stets nach rückwärts — nach Verona — blickte, wo er sich konzentrieren und die Verstärkungen abwarten wollte, die ihm von Wien in Aussicht gestellt waren. Kuhn war diesem Cunctator gegenüber machtlos.

Als endlich der strikte Befehl aus Wien kam, „irgend

Digitized by Google

etwas" zu unternehmen, waren die Franzosen bereits im Vormarsch gegen den Po, der günstige Moment war also verpaßt. In diesem Zeitpunkte war die Gyulaysche Armee wirklich bereits im Kraftverhältnisse zu den Heeressäulen der Alliierten so gering, daß eine erfolgreiche größere Aktion nahezu ausgeschlossen schien. Damit aber doch etwas unternommen werde, beschloß man im Hauptquartier Gyulays die unglückselige Rekognoszierung über den Po hinüber, gegen die französische Position, am rechten Poufer, welche zu dem Mißerfolge bei Montebello führte. Wer da weiß, welchen moralischen Wert es hat, daß man einen Feldzug sieghaft beginne, der wird ermessen können, daß die Niederlage bei Montebello noch nachteiliger auf das moralische als auf das physische Element der österreichischen Armee wirkte. Die feindliche Armee gewann dadurch das moralische Uebergewicht und damit waren wir schon halb geschlagen!

Ich war bei Montebello zum erstenmal im Feuer und kann offen sagen: Es war ein deprimierendes Gefühl, das mich beschlich, als ich sah, wie schon bei Beginn des Feldzuges gesündigt wurde. Kaum jemand tat wirklich seine Schuldigkeit. Die Generäle stritten sich auf dem Schlachtfelde angesichts der Offiziere und Soldaten: man hörte die gröbsten Anwürfe, die sich Graf Stadion und Urban gegenseitig machten! Einer beschuldigte den anderen der Verspätung im Eintreffen am Rendezvousplatze und beim Eingreifen im Kampfe. Die Truppen verloren ihre Haltung, die Manneszucht löste sich auf; die Plünderung des Städtchens Stradella, dessen Weinkeller gewaltsam geöffnet wurden, war die nächste Folge. Die Flucht „en debandade" vom Kampfplatze bei Montebello bis hinter Stradella, und andere Dinge, die ich da als ganz junger Generalstabsoffizier sehen mußte, zeigten ein débâcle!

Ist es da ein Wunder, daß mich dieser unglückliche Krieg

Digitized by Google

mit einem tiefen Abscheu erfüllte? Nur dem guten Marschall Heß, der mir ein zweiter Vater geworden ist, gelang es, mich von dem Gedanken abzubringen, mich der Landwirtschaft zu widmen und mir bei Marburg ein kleines Gut zu kaufen.

Als ich mit meinem Bruder in Verona eintraf, ging es dort trotz des verlorenen Feldzuges recht lustig her. Der Allerhöchste Kriegsherr hatte am 13. alle Korpskommandanten um sich versammelt, um ihnen die Ursache des plötzlichen Friedensschlusses (Haltung der Preußen und Russen) persönlich zu eröffnen und reiste noch in derselben Nacht mit seinem Hofstaate nach Wien ab. Das Oberkommando wurde ad interim dem zum Marschall ernannten Generalquartiermeister Baron Heß übertragen. In den Cafés von Verona wurde hoch gespielt, wobei viele Offiziere ihre Ersparnisse und auch weit mehr verloren. Andere, darunter auch Hauptmann F. vom Generalstabe, der schon von der Kriegsschule her als Spieler bekannt war, hatten beträchtliche Summen gewonnen. Ich schaute mir dieses Treiben im ersten Stockwerk des Offizierskaffeehauses kurze Zeit an, warnte meinen Bruder Adolf davor und ging dann dem Zwecke meiner Fahrt nach, welcher darin bestand, beim Marschall Heß Audienz zu erlangen und dem höchsten Chef mein Anliegen um Transferierung nach Wien vorzutragen.

Mein Herz war jetzt nur mehr von dem Wunsche erfüllt, die geliebte Braut zum Traualtar führen zu können. Nachdem die Aufregungen des Kriegslebens ihr Ende genommen hatten und ich wieder ganz Familienvater sein durfte, mußte ich die Heiratsbewilligung um jeden Preis zu erlangen trachten.

Ich fand in der Person des Flügeladjutanten Major v. Hennings einen guten Kameraden, der mir die gewünschte Audienz verschaffte, und zwar schon in so früher Morgen-

Digitized by Google

stunde, nämlich um 8 Uhr, daß keine Störung durch andere zu besorgen war. F.-M. Heß empfing mich gegen halb neun Uhr in Unterhosen, Pantoffeln und Militärhausrock, das Kommandeurkreuz des Theresienordens um den entblößten, sehr schlanken Hals, frug mich freundlich nach meinem Wunsche und hörte mit väterlichem Wohlwollen die Darlegung meiner Situation an, die ich ganz ungeschminkt gab. Nach einer kurzen Pause, die er offenbar zum Nachdenken auf eine entsprechende Antwort benützte, sagte er mir ungefähr folgendes: „Es würde mir sehr leid tun, wenn ich einen so tüchtigen Offizier aus dem Generalstabskorps verlieren müßte; ich kann Ihnen aber mit dem besten Willen die Heiratsbewilligung nicht geben, da im Korps noch viele Stabsoffiziere vergebens auf sie warten. Das erlaubte Sechstel an Verheirateten darf nicht überschritten werden. Ich will Ihnen aber die Gelegenheit bieten, Ihre Angelegenheit persönlich in Wien bei Sr. Majestät vorzutragen und hoffe, daß Sie reussieren werden. Sagen Sie dem Personalreferenten General Giani, er möge mich heute beim Rapport an Ihre Transferierung nach Wien erinnern!“

Damit war ich in der gnädigsten Weise beschieden und eilte zu dem mir höchst unsympathischen General, einem wachsgelben, dürren, herzlosen Misanthropen, um den Auftrag des Marschalls zu bestellen. Damit kam ich aber sehr übel an! Giani hielt mir eine Strafpredigt, den Dienstweg betreffend, und schloß damit, daß er die Umgehung seiner Person ahnden werde! „Sie irrten sich gewaltig,“ sagte er, „wenn Sie direkt beim Marschall etwas zu erreichen hofften.“ Da, wie ich wußte, der Marschall zwar herzensgut, aber auch sehr wankelmütig war, und daß der letzte, der mit ihm sprach, meistens Recht behielt, war das eine schlimme Aussicht. Drei Stunden bangen Harrens verbrachte ich in Gianis Vorzimmer. Als er dann vom Marschallsrapporte zurückkam, ignorierte er an-

Digitized by Google

fangs gänzlich meine Anwesenheit, und als ich schließlich, ermutigt durch den Personaladjutanten, Hauptmann Orleans, bei ihm eintrat, um mir die Entscheidung zu erbitten, hatte der abscheuliche Mensch den grausamen Mut, mir ganz lakonisch zu sagen, daß der Marschall von einer Absendung des Hauptmanns Gründorf nach Wien nichts wissen wolle. Es wurde mir ganz klar, daß Giani den Marschall umgestimmt hatte. Damit waren meine Hoffnungen nahezu auf Null reduziert. Aber Giani denkt und Gott lenkt! Völlig verdutzt begab ich mich in ein Restaurant, wo ich mit Rittmeister Haagen Rendezvous hatte, um mit ihm den Rückweg nach Albaredo gemeinsam zu machen, da mein Bruder Adolf schon früher zu seinem Regimente hatte zurückfahren müssen. Mit der Galle im Magen, die Gianis Benehmen zum Erguſſe brachte, würgte ich rasch einen risotto veronese hinunter und fühlte mich darauf recht unwohl.

Unterwegs von Verona nach Albaredo begegnete uns ein Wagen, in welchem sich zu meiner freudigen Ueberraschung mein Divisionär befand. Handel ließ gleich halten, befragte mich um die Ursache meines üblen Aussehens und erkundigte sich eindringlich nach dem Resultat meiner Audienz beim Marschall Heß. Kaum hatte ich ihm alles erzählt, als er mich mit den Trostesworten entließ: „Ich fahre eben zu Exzellenz Heß, um ihm zur Marschallswürde zu gratulieren. Gerne werde ich diese Gelegenheit benützen, um auch Ihre Angelegenheit nochmals zur Sprache zu bringen. General Giani soll nicht mehr kontrequarrieren. Ich werde auch diesen Gegner zu gewinnen wissen."

Der Aerger und die Aufregungen in Verona, vielleicht auch die Abspannung nach den Kriegsstrapazen hatten meinen Organismus derart angegriffen, daß ich kurz nach meiner Rückkunft von Verona in einen schleichenden Typhus verfiel. Der Stabsarzt Dr. Neumann des Korpskommandos erkannte die

Digitized by Google

Krankheit glücklicherweise sofort und verordnete das einzig wirksame Gegenmittel, einen längeren Urlaub. Schon war Generalstabshauptmann Reinländer zu meiner Ablösung vom Korpshauptquartier herausbeordert worden, als auch das sehnlichst erwartete Schriftstück über meine Transferierung in das Landesbeschreibungsbureau nach Wien eintraf. So konnte ich zu meinen Lieben nach Graz eilen, wo ich am 25. Juli anlangte.

Am 18. August — Kaisers Geburtstag — saßen wir im Speisezimmer des väterlichen Hauses traulich beim schwarzen Kaffee, als ein Fiaker vorfuhr, dem ein Generalstabshauptmann entstieg. Triumphierend hielt er ein Verordnungsblatt in der Hand. Es war Hauptmann Dabic, ein Kriegsschulkamerad, der bei Palestro eine Kugel ins Schulterblatt bekommen hatte und im Grazer Militärspitale gepflegt wurde, wo ich ihn während meines Urlaubes fleißig besuchte. Jetzt kam er, mir persönlich die offizielle Nachricht von der Ordensverleihung zu bringen. Das gelb-blaue Ordensband, welches er schon lange für mich in Bereitschaft gehalten hatte, legte er zur größten Freude der Meinigen in das Verordnungsblatt hinein, das er mir nun überreichte. Den Jubel zu beschreiben, der nun im Hause Gründorf herrschte, vermag ich nicht. Meine gute Mutter und die lieben Schwestern lagen alle an meiner Brust und gaben kaum der Braut Raum, die mich mit ihren schönen Armen umschlang. Wir alle und besonders auch die bescheidene Schwiegermama hatten das Gefühl, daß diese Allerhöchste Auszeichnung mir auch im Audienzsaale den nötigen Untergrund für meine Bitte um die Heiratsbewilligung gewähren werde.

Bald darauf fuhr ich mit meiner Braut nach Wien. Dort angelangt, machte ich durch Zufall im Volksgarten nähere Bekanntschaft mit dem Oberleutnant Mainzinger, der mir durch seine nette Adjustierung aufgefallen war und schon damals

Digitized by Google

zu den Löwen des Café Daum zählte. Er war nämlich Inhabers-Adjutant des zweiten Generaladjutanten des Kaisers, des F.-M.-Lt. Baron Köllner von Köllenstein. Solange der allmächtige Graf Grünne erster Generaladjutant des Kaisers war (vom Regierungsantritte Kaiser Franz Josefs 1848 bis nach dem Kriege 1859), bemerkte man den stets finster dreinschauenden zweiten Generaladjutanten nur bei den Kaiser-Revuen, wo es seine Aufgabe war, sechs Schritte vor der Majestät die Front abzureiten und so quasi die letzte Feile an die Truppenfronten anzulegen. Exzellenz Köllner, der Chef des Militärkabinetts, durfte sich dem übermächtigen Grafen Grünne gegenüber nicht rühren. Dieser war quasi Vizekaiser! Das Volk machte ihn deshalb auch für alles verantwortlich, was in Oesterreich geschah, und gab ihm die Schuld daran, daß zwei Schlachten in Italien verloren wurden, was in gewissem Maße auch zugestanden werden muß, da ja die Wahl Gyulays als Nachfolger des Vater Radetzky sein Werk gewesen ist.

Daß ein Mann, der eine so außerordentliche Macht in seiner Person konzentrierte, nach dem verlorenen Kriege fallen mußte, war jedermann klar; es dauerte aber doch noch einige Wochen nach der Rückkunft des Kaisers aus Verona nach Wien, bis das alte Staatsgebäude in allen Fugen krachte und Graf Grünne einen unfreiwilligen Urlaub antreten mußte, von dem er nicht mehr auf einen Majordomus-Posten, sondern in die minder gefährliche Position des ersten Oberst-Stallmeisters einrückte, die er dann bis zu seinem Lebensende bewahrte. Für mich war dieser Urlaub das Signal zum Vorrücken mit meinem längst vorbereiteten Majestätsgesuche um die Heiratsbewilligung im Generalstabskorps. Durch die Bekanntschaft mit Mainzinger wurde ich im alten Reitschulgebäude dem Baron Köllner vorgestellt. Als dann Grünne mit Urlaub abging, ließ mir der nunmehrige erste General-

Digitized by Google

adjutant sagen, der Moment sei günstig, um mein Ziel zu erreichen. Ich mußte über seinen Rat ein kurzes Promemoria machen, welches unter Bezugnahme auf das schon in Verona eingereichte Majestätsgesuch nur die Alternative enthielt, es möge für den Fall, daß die Heiratsbewilligung im Generalstabskorps nicht erteilt werden könnte, meine Transferierung zur Truppe allergnädigst angeordnet werden. Die Trauung war als Ehrensache (conditio sine qua non) hingestellt, und das war entscheidend für die gute Sache. Mit diesem Promemoria ausgerüstet, ließ ich mich zur Audienz vormerken, um Sr. Majestät für die Verleihung des Kronen-Ordens meinen Dank zu Füßen zu legen. Das machte keinerlei Vorerhebungen beim Generalstabsbureau notwendig.

Ich erschien also anfangs September vor meinem Kaiser und Herrn im Audienzsaale, wurde verhältnismäßig sehr bald vorgerufen und traf Se. Majestät in bester Laune an. Obwohl ich zum erstenmale dem Allerhöchsten Herrn so auf drei Schritte Distanz gegenüberstand, fand ich doch den Mut, so recht militärisch meinen Dank auszudrücken und gleich schneidig die Bitte um die Heiratskonzession vorzutragen. Der Kaiser belobte mich nämlich über meine Haltung in der Schlacht von Solferino, von der er offenbar durch Köllner informiert war, und fragte mich, was ich da für ein Papier in der Hand halte, worauf ich ganz entschieden sagte, daß es die Bitte um meine Transferierung zur Artillerie enthalte. „Ah," meinte der Kaiser, „das wird wohl nicht notwendig sein, ich möchte einen so tüchtigen Offizier nicht aus dem Generalstabe scheiden sehen. Geben Sie mir immerhin das Blatt, das Sie in der Hand halten!" Das geschah etwa um zehn Uhr vormittags, und nachmittags ließ mich Köllner bereits durch Mainzinger wissen, daß Se. Majestät die Heiratskonzession im Generalstabe, also mit Ueberschreitung des statuierten Sechstels, allergnädigst bewilligt habe. In wenigen

Digitized by Google

Tagen kam schon von der Kabinettskanzlei ans Armee-Oberkommando und von dort zum Chef des Generalquartiermeisterstabes die Allerhöchste Entschließung, womit mir die Heirat im Generalstabe ganz ausnahmsweise gestattet wurde, vorausgesetzt, daß alle sonstigen Bedingungen (Kaution, Sittenzeugnis) erfüllt seien. So konnte ich mich endlich mit meiner Braut rechtsgültig verheiraten.

Militärische Eisenbahnstudien.

Im Eisenbahnbüro des Generalstabes 1859 bis 1863 — Bei der Eisenbahnkommission des Deutschen Bundes — In Frankfurt am Main — Glänzendes Leben — Im Hause des österreichischen Militärbevollmächtigten — Ein interessantes Manöver — „Steinberger Kabinett" — Uneinigkeiten am Bundestag und Bismarck — Pläne für den Aufmarsch der Armeen des deutschen Bundes — Anerkennung unserer Arbeit durch den Bund — Trassenrevision der Brennerbahn — Dem Generalstabschef John ist sie „Wurst" — Der Vertreter Benedeks bei der Kommission — Sein Rückzug.

Bald nach meiner Verehelichung wurde ich nach Laibach ins Hauptquartier des Erzherzogs Ernst versetzt. Als aber 1860 beim Generalstabe die Notwendigkeit erkannt wurde, das Eisenbahnwesen gründlich vom militärischen Standpunkte aus zu studieren, wurde ich dank meiner technischen Vorstudien auf die Linie Wien-Triest beordert, späterhin mit einer Untersuchung über die Anschuldigungen gegen die französische Südbahngesellschaft betraut und nach meiner Versetzung an das Landesbeschreibungsbureau in Wien, dem damals das Eisenbahnreferat unterstand, im Jahre 1861 in die Eisenbahnkommission des deutschen Bundes delegiert.

Diese Kommission bestand aus vier Mitgliedern: je einem

Digitized by Google

Vertreter von Oesterreich (Vorsitzender), Preußen, Bayern (für die Gruppe der südlichen) und Hannover (für die der nördlichen deutschen Bundesstaaten). Sie war von Frankfurt ausgegangen und kam über Kassel, Hannover, Braunschweig, Berlin und Dresden nach Wien. Erst in Wien ward ich ihr angegliedert an Stelle des Majors Pielsticker, der wegen Unwohlseins zurückbleiben mußte. Ich machte also etwas mehr als die halbe Tournee mit und erfuhr von den Herren, daß sie in Norddeutschland zwar mit allen Rücksichten empfangen, aber nirgends so gefeiert worden sind, wie am Hofe zu Wien. Sogar in Triest, wo die Kommission zufällig unserem Kaiser begegnete, wurde sie dem Diner zugezogen, das gleich nach der Ankunft der Kaiserin Elisabeth von Madeira stattfand.

Für mich hatte die Reise in so intelligenter Gesellschaft einen besonders hohen Wert, denn abgesehen von den militärischen, geographischen und kulturhistorischen Studien, die ich unter sehr angenehmen Verhältnissen auf Staatskosten machte, hatte ich doppelte Diäten in Gold und konnte alle Extraauslagen verrechnen. Außerdem bezog ich meine ganzen Gebühren als Generalstabshauptmann samt den Pferderationen. Ich lernte das Zeremoniell an fremden Höfen kennen, machte interessante Bekanntschaften, speziell mit den Kriegsministern und Generalstabschefs aller süddeutschen Bundesstaaten, mit denen ich dann weiterhin in Korrespondenz blieb, eignete mir eine gewisse Routine im Umgange mit hohen Funktionären an, und lernte an den Tugenden so vieler vornehmer Männer meine eigenen Schwächen kennen.

Wir besuchten der Reihe nach den größten Teil des österreichischen und deutschen Gebietes, darunter sechs Residenzen — München, Stuttgart, Karlsruhe, Brüssel, Darmstadt, Wiesbaden — und betraten von fremden Gebieten die Schweiz, Frankreich, Belgien und Holland. Die glänzendste Aufnahme fand die Bundeskommission, wie erwähnt, am österreichischen

Digitized by Google

Hofe zu Wien und in Triest, weiter in Stuttgart und München; Hessen-Darmstadt dagegen verhielt sich ziemlich kühl und Baden war geradezu unhöflich.

Nunmehr war die Kommission an ihren Ausgangspunkt, Frankfurt a. M., zurückgekehrt. Eigentlich sollte das Nützliche dem Angenehmen vorangehen; bei uns aber folgte die harte Arbeit der schönen Reise nach. Die Anfertigung eines Elaborats über die Leistungsfähigkeit der deutschen Bahnen im Kriegsfalle war der eigentliche Zweck unserer Mission. Es handelte sich zunächst darum, auf Grund der allgemeinen Rekognoszierung und der persönlichen Besprechungen mit den leitenden Eisenbahndirektoren ein statistisches Tableau aufzustellen, in welchem für jede einzelne Transportlinie jene Faktoren ihren gebührenden Ausdruck finden mußten, welche für die militärische Benützbarkeit einer Eisenbahnroute maßgebend sind. Die erste diesfällige Vorarbeit war die Lieferung eines Uebersichtstableaus. Mein Kamerad Generalstabshauptmann Graf Wartensleben, der preußische Delegierte, und ich unterzogen uns der Aufgabe, das nötige Schema zu entwerfen, das dann allen deutschen Bahnverwaltungen zur Ausfüllung gesendet wurde. Die Angaben sollten die Basis für unsere Kalküls bilden. Bis zum Eintreffen dieser tunlichst gleichförmig zu liefernden Betriebsdaten hatten wir wieder Zeit, um Frankfurt a. M. zu studieren.

Des Hotellebens gründlich satt, sehnten wir uns auch nach einem gemütlichen, ruhigen Heim, in welchem wir ungestört ernsten Studien über die zu lösende Aufgabe zu obliegen vermochten. Durch die gütige Vermittlung meines lieben Kameraden Generalstabshauptmann Beck (späteren Chefs des österreichischen Generalstabes) fand ich in den Taunusanlagen, einer reizenden, aus kleinen Villen bestehenden Vorstadt, zwei traute Stuben, wo ich mich als Monatspartei einlogierte und das Frühstück von meiner Quartierfrau bekam.

Digitized by Google

Bei Aufnahme dieses Logis dachte ich auch an die Möglichkeit, meine Frau nach Frankfurt einzuladen, sobald die Hauptarbeit geleistet sein würde. Ich war ganz besonders fleißig, um diesen ersehnten Zeitpunkt möglichst bald herbeizuführen.

Die sozialen Verhältnisse in Frankfurt waren durch die vielen Gesandten und Militärbevollmächtigten, zu denen jeder deutsche Bundesstaat je einen Vertreter im Sitze des deutschen Bundes akkreditiert hatte, ein wahres Dorado für die Garçons oder für solche Ehemänner, die sich und ihre Frau durch die Ehe nicht für gebunden hielten. Deren gab es gerade genug in dem üppigen Frankfurt. Außer dem Heere von fremden Würdenträgern, die alle zusammen eine große Familie bildeten und von denen mehrere ein glänzendes Haus führten, waren auch die Patrizier der freien Stadt Frankfurt bestrebt, den großen Train mitzuleben, ja sogar noch zu überbieten. Dies gilt z. B. von Frau v. Metzler und Luteroth, von den Bethmanns, Rothmanns usw. Man behauptete, daß diese Familien die Oesterreicher besonders begünstigen. Da gab es keinen Tag, ohne daß jeder, der zur Frankfurter Gesellschaft gehörte (un recu, wie die Herren sich ausdrückten, oder un de nos intimes, wie die Damen sagten), mit zwei bis drei Einladungen zu Diners oder Routs honoriert worden wäre. Nachdem wir unsere Antrittsvisiten gemacht hatten, gehörten wir auch zu diesem cercle d'élite. Die Diners waren exquisit und die Routs interessant durch die Causerien, die dort gepflogen wurden. Man kam gegen sechs Uhr zu einer Tasse Tee mit Bäckereien und Sandwichs in den Empfangssalons der Damen zusammen, um den Stadttratsch zu erledigen, manchmal eine politische Intrigue einzufädeln und meistens ein Redenzvous mit der Dame seines Herzens zu vereinbaren. Mir konnten diese Routs trotz ihres pikanten Beigeschmackes keinen rechten Genuß bereiten, weil ich schon von vornherein an die Konsequenzen dachte, die eintreten könnten, wenn ich

Digitized by Google

meine etwas kokett angelegte Frau in dieses Milieu brächte. Ich entschuldigte mich deshalb sehr bald mit dringenden Arbeiten, und Graf Wartensleben sekundierte mir dabei kameradschaftlich. Dagegen bewegte ich mich immer sehr gerne in dem kleinen Kreis, der sich um den österreichischen Militärbevollmächtigten Generalmajor Baron v. Rszikowski, sowie dessen liebenswürdige Tochter und ihren klugen Gemahl, den Generalstabshauptmann Ritter v. Beck gebildet hatte.

Das Haus des Barons v. Rszikowski war der Tummelplatz für die kleinen Souveräne von Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt und Nassau, welche aus ihren benachbarten Residenzen gerne nach Frankfurt kamen und jedesmal die Soiréen des äußerst beliebten Vorsitzenden der Militärkommission besuchten. Bei einem solchen Fürstenbesuche, der aus Anlaß eines hohen Geburtsfestes besonders feierlich begangen wurde, ist auch mir die Ehre zuteil geworden, den hohen Herrschaften vorgestellt zu werden. Dabei kam es mit dem Herzog von Nassau zu einer Besprechung über militärische Manöver. Der Herzog, alsbald erkennend, daß ich mir einige Routine in solchen Dingen erworben hatte, proponierte dem General Rszikowski die Aufführung des Treffens bei Höchst, wo bekanntlich 1622 Tilly den Herzog Christian von Braunschweig besiegt hat. Der hohe Herr wollte seine ganze Armee (eine Brigade) gegen die österreichische Besatzung von Frankfurt (auch eine Brigade) ins Gefecht führen. Es wurde vereinbart, daß man das Manöver anfangs September abhalten wolle, wo an einem telegraphisch zu bestimmenden Tage die beiden Garnisonen von Wiesbaden und Frankfurt gegeneinander marschieren und ein sogenanntes Marschgefecht aufführen sollten. Rszikowski erbat sich noch von Wien die Erlaubnis zu dieser außergewöhnlichen Herbstübung mit einem westlichen Gegner aus, und als diese eingetroffen war, ersuchte er mich, die Funktionen des Generalstabsoffiziers seiner

Digitized by Google

Truppen zu übernehmen, was ich bereitwilligst tat. Das Manöver fiel ganz interessant aus, da wir, um die Wirklichkeit möglichst nachzuahmen, uns gegenseitig nur durch Kavallerieabteilungen rekognoszierten und dann beim Zusammenstoße ein recht hübsches Ortsgefecht lieferten. Zum vollkommenen Gelingen meiner Aufgabe als Manöverleiter gehörte es natürlich, daß die Nassauer siegreich hervorgingen. Der Herzog von Nassau, Adolf der Kleine, ließ abblasen, sobald die Nassauer im Vorteile waren. Die beiden Generalstäbe lud er dann zu einem improvisierten Diner in seinem Zelte ein.

Dieses feldmäßige Essen wird mir in lebenslänglicher Erinnerung bleiben. Man servierte den berühmten Steinberger Kabinettswein, von dem ich schon in Frankfurt so viel reden hörte, und dessen ganze Ernte der Herzog von Nassau für sich zu behalten pflegte. Als das Diner schon zu Ende ging und die offiziellen Toaste mit Champagner abgehalten waren, winkte der an der hufeisenförmig arrangierten Tafel in der Mitte sitzende Herzog, ein kleiner Mann mit kurz geschnittenem Bart und Kopfhaar, seinen Flügeladjutanten zu sich heran, zog ein rotes Juchtentäschchen aus seinem Rocke, entnahm ihm ein kleines Schlüsselchen und sagte dem Vertrauten leise zwei Worte ins Ohr. Das bedeutete für ihn, daß er ein paar Flaschen von dem Steinberger Kabinett holen solle, den der Herzog stets in einer eleganten Kassette mit sich führte, aber nur selten zum Besten gab. Nach der Versicherung des Flügeladjutanten durften wir es als eine große Gunst und besondere Auszeichnung ansehen, daß der Herzog sich bewogen fühlte, seinen Leibwein mit uns zu teilen. Orden haben wir gottlob für das Gefecht von Höchst nicht erhalten, wie es überhaupt charakteristisch ist, daß die ganze Eisenbahnspezialkommission ohne irgendwelche Ordensverleihung glücklich verlaufen ist.

Digitized by Google

Beim Diner im „Englischen Hofe", wo fast alle ledigen Herren von den vierundzwanzig Gesandtschaften der deutschen Höfe speisten, wurde gewöhnlich eine Nachmittagsexkursion proponiert, die dann in eines der sechs Spielbäder führte, die Frankfurt nach allen vier Weltrichtungen umgaben: Homburg, Nauheim, Wilhelmsbad, Baden-Baden, Wiesbaden und Soden. Wartensleben und ich nahmen nur selten an diesen Partien teil, die doch immer zum Roulette-Tische führten, der uns widerwärtig war. Wir politisierten lieber in den schönen Parkanlagen der sogenannten Kurorte oder richtiger Spielhöhlen.

Dabei kamen wir immer klarer zu der Ueberzeugung, daß es in dieser Weise nicht mehr lange beim Frankfurter Bundestage fortgehen könne. Brachte der österreichische Präsidialgesandte Baron Kübeck irgend einen Antrag ein, so widersprach Preußen mit seinem Anhange, und umgekehrt: mochte vom preußischen Militärbevollmächtigten auch der bestdurchdachte Vorschlag hinsichtlich Kräftigung der deutschen Wehrmacht geschehen, so konnte man gewiß sein, daß die zu Oesterreich haltende Klique ihn bekämpfen und schließlich zu Fall bringen würde. Das war ein furchtbares Ringen um die Hegemonie in Deutschland, welchem nur durch das Schwert ein Ende gemacht werden konnte. Preußen hatte das eine für sich, daß es wirklich ein deutscher Staat ist, während Oesterreich ein Konglomerat von Nationen und Nationchen darstellt, von denen viele, ja, wenn man Ungarn in Betracht zog, eigentlich die große Majorität der Völker von den deutschen Interessen Oesterreichs garnichts wissen wollte.

Herr v. Bismarck-Schönhausen, der einige Zeit vor meinem Frankfurter Aufenthalte preußischer Bundestagsgesandter war, hatte die Situation am Bundesorte Frankfurt alsbald erkannt und nach einigen fruchtlosen Bemühungen, sie zu Gunsten Preußens zu ändern, seine Abberufung erbeten, die ihm auch

Digitized by Google

in gnädigster Weise zuteil wurde, indem er den Botschafterposten in Petersburg erhielt. Man erzählte sich nach Bismarcks Abgang sehr interessante Geschichten über seine Tätigkeit in Frankfurt und über die Korrespondenzen, die er nicht nur mit dem preußischen Ministerpräsidenten, sondern auch mit dem Könige selbst gepflogen haben soll. Für Bismarck stand der Bruderkrieg schon damals als unvermeidliches Radikalmittel zur Sanierung der Zustände in Deutschland fest. Wir werden später bei der Schilderung der politischen Verhältnisse, welche sich knapp nach Beendigung des dänischen Feldzuges 1864 zeigten und die jeden hellsehenden Oesterreicher klar erkennen ließen, wie es Preußen mit den eroberten Provinzen Holstein und Schleswig zu halten gedachte, deutlich sehen, daß Bismarcks Hand schon in seiner Frankfurter Periode das Staatsruder in Preußen lenkte und wohin er eigentlich steuerte.

Mittlerweile machte unser Elaborat tüchtige Fortschritte. Pielsticker entwarf ein Arbeitsprogramm, welches den Aufmarsch der Armeen des deutschen Bundes nach allen vier Weltrichtungen zur Grundlage hatte. Speziell die Arbeiten für den Aufmarsch per Bahn nach Westen (Frankreich) übernahmen Wartensleben und ich gemeinsam. Da Hartmann krank wurde und Rudorf, der enragierte Sportsmann, nichts leisten wollte, so legte man uns beiden auch den Hauptteil des Reiseberichtes auf die Schultern, der an den Bundesrat zu erstatten war. Wir arbeiteten gerne, und das Elaborat wuchs sichtlich zu einem tüchtigen Opus heran. In den Hauptfragen herrschte schon während der Reise volles Einverständnis zwischen Wartensleben und mir. Es handelte sich aber um einen vollständigen Aufmarschplan für eine Armee von zweihunderttausend Mann, die auf drei Transportlinien, nämlich: 1. Hamburg-Harburg-Hannover-Köln, 2. Berlin-Braunschweig-Hannover-Koblenz-Trier, 3. Dresden-Leipzig-Erfurt-Kassel-Frankfurt-Saarbrücken, innerhalb von acht Tagen samt allem

Digitized by Google

Kriegsgeräte an die Westgrenze geworfen werden sollten. Es waren die Leistungsfähigkeiten aller einzelnen Bahnstrecken zu ermitteln, eine Durchschnittsleistung festzustellen, die Punkte für Etappenstationen anzugeben und schließlich ein Bild des ganzen Riesentransportes per Eisenbahn zu entwerfen. Ein solcher war in Aussicht genommen und sollte ein Novum werden. In so großen Dimensionen hatte ja noch nie ein Militärtransport stattgefunden. Das gab manche Diskussion. Nach langen Berechnungen stellten wir die Leistungsfähigkeit der von Ost nach West gerichteten Eisenbahnen Deutschlands für einen Krieg gegen Frankreich ziffernmäßig fest und skizzierten in großen Zügen den strategischen Aufmarsch an der Westfront des deutschen Reiches in so bestimmter Form, daß nach zehn Jahren, also 1870, wo der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zum Ausbruche kam, unser damaliges Elaborat als Basis für die Eisenbahndispositionen dienen konnte. Die Sanktionierung unserer Arbeit durch die darauf gefolgten Tatsachen ist noch von weit größerem Wert für uns gewesen, als die schmeichelhafte Anerkennung, die uns von Seiten der Militärkommission des Bundes protokollarisch ausgesprochen worden war.

Im Spätherbste 1861 von der Bundesspezialkommission aus Frankfurt a. M. auf dem Umwege über Paris nach Wien zurückgekehrt, fand ich meinen neuen Wirkungskreis im Eisenbahnbureau des Generalstabes, welches noch lose mit dem Landesbeschreibungsbureau des Inlandes zusammenhing und in der Person des Obersten Manger v. Kirchsberg einen gemeinsamen Chef hatte. Major Pielsticker erhielt eine andere Dienstverwendung und rückte zur Truppe ein. An seine Stelle kam der Hauptmann des Generalstabskorps v. Panz ins Eisenbahnbureau. Er wurde insoferne mein Vorgesetzter, als er viel älter im Range, schon nahe beim Major war. Wir verstanden uns sehr gut und wirkten gedeihlich zusammen.

Digitized by Google

Panz besaß weit mehr Ruhe als ich, hatte aber weniger Kenntnis vom praktischen Eisenbahnwesen. Auf diese Weise ergänzten wir uns gegenseitig und lieferten ganz gediegene Arbeiten, wie z. B. das Eisenbahn-Transportsreglement und die Instruktion für die militärische Beurteilung von Eisenbahn-Trassen. Letztere dürfte als Leitfaden für die militärischen Begehungskommissäre mit wenig Modifikationen heute noch im Gebrauche sein.

Bei einigen neuen Eisenbahnlinien von eminent strategischer Bedeutung, die eben in den Jahren zur Ausführung gelangten, wo ich im Eisenbahnbureau wirkte, fand ich Anlaß genug, über die militärischen Forderungen nachzudenken, die bei Eisenbahnprojekten gestellt werden müssen.

Besonders lehrreich war in dieser Beziehung die Trassenrevision der Brennerbahn, welche im Jahre 1862 mitten im Winter vorgenommen werden mußte, weil der Bau dieser Tirol von Nord nach Süd durchquerenden Linie ein dringendes Bedürfnis nicht nur für den Handel, sondern insbesondere auch für die Armee in Italien geworden war. Die Brennerbahn sollte die einzige sichere Zuschubs- und Aufmarschlinie bilden. Es wurde deshalb auch eine ganz besondere Art der Trassenrevision beliebt. Das Handelsministerium wendete sich an das Kriegsministerium mit dem Ersuchen, der politischen Begehungskommission eine technisch-militärische Projektsrevision vorausgehen zu lassen, bei welcher nur je ein Vertreter der zunächst interessierten beiden Ministerien zu fungieren hatte. Von seiten des damaligen Handelsministers Graf Wickenburg wurde der berühmte Trasseur der Savetalbahn (Laibach-Steinbrück), Oberinspektor der österreichischen Eisenbahn-Generaldirektion, Ferdinand Hoffmann, für diese schwierige Mission gewählt. Das Kriegsministerium sollte der Oberst von Nagy des Generalstabes vertreten, der als Chef der betreffenden Abteilung hiezu berufen schien.

Digitized by Google

Da spielte sich folgende Episode ab: Der Kriegsminister Graf Degenfeld, ein grundgescheiter, etwas kurz angebundener Herr, ließ sich über die Brennerbahn durch Oberst Nagy ein Referat ausarbeiten, um dessen Ansichten über die Bahntrasse kennen zu lernen. Mit diesem Referate nicht zufrieden, verlangte Degenfeld ein Gutachten vom Eisenbahnbureau des Generalstabes, dessen Abfassung mir anvertraut wurde. Es war dies eine sogenannte Postarbeit, d. h. eine Aufgabe, die in verhältnismäßig sehr kurz bemessener Zeit gelöst werden mußte. In vierundzwanzig Stunden hatte ich das Projekt der Brennerbahn zu studieren und mir eine bestimmte Meinung über die militärischen Gesichtspunkte zu bilden. Ein rasches und meist auch richtiges Urteil in Dingen, die ich verstehe, ist mir ebenso angeboren, als die entschlossene Handlungsweise in kritischen Momenten. Ich war also bald im Klaren darüber, daß dem vorliegenden Projekte u. a. ein Hauptgebrechen anhaftete, nämlich die Ausschließung der wichtigen Franzensfeste von der direkten Schienenverbindung. Sie war südlich des wichtigen Knotenpunktes, den die Franzensfeste bildet, auf dreitausend Meter Entfernung in einem großen Bogen aus dem Pustertal in das Eisacktal projektiert, ohne daß die Festung berührt worden wäre! Kaum hatte der Kriegsminister meinen Bericht über die Trasse gelesen, als ich direkt zu ihm beschieden wurde. Degenfeld redete mich mit den Worten an: „Herr Hauptmann, Sie haben meine Gedanken über das vorliegende Projekt erraten und ganz nach meinem Geschmacke schriftlich ausgedrückt. Sie werden daher als Vertreter des Kriegsministeriums an der Kommission teilnehmen und wollen sich sofort reisefertig machen. Das weitere wird Oberst Nagy Ihnen schriftlich übermitteln. Melden Sie sich bei ihm mit dieser meiner Weisung!“ — Daß der Herr Oberst nicht eben sehr freundlich gestimmt war, läßt sich leicht denken, wenn ich bemerke, daß derlei Kommissionen mit hohen Diäten

Digitized by Google

bisher zu den Erholungsreisen der Referenten des Kriegsministeriums gehörten, und daß in diesem speziellen Falle auch noch die persönliche Eitelkeit Nagys scharf tangiert war. Ein gewaltiger Feind erwuchs mir also schon durch diese Entscheidung des Ministers, die anderen sollten bald nachkommen.

Ich fuhr also nach Brixen in Tirol ab, wo die Kommission zusammentrat. Der Weg von Wien nach Brixen kann ebensowohl über Innsbruck als über Verona genommen werden. Oberinspektor Hoffmann wählte die nördliche Route, ich die südliche über Verona, weil ich es für meine Pflicht hielt, mich beim Armeekommandanten, F.-Z.-M. Benedek und dessen Generalstabschef Oberst Baron John zu melden, bevor ich im Bereiche des Generalates der italienischen Armee eine so wichtige Amtshandlung vornahm. Eigentlich war ich nur durch das Dienstreglement im weitesten Sinne genommen zu dieser Meldung veranlaßt; im Kriegsministerium hatte mir niemand eine diesbezügliche Weisung erteilt. In Verona angelangt, meldete ich mich zuerst beim Generalstabschef Benedeks, dem Theresien-Ordensritter Oberst John. Er nahm mich sehr kühl auf, schenkte meinem Vortrage nur kurze Zeit Gehör und erteilte mir dann einen Bescheid, den ich hier wörtlich notiere. Er lautete: „Mir ist es ganz Wurst, wie die Eisenbahntrasse bei der Franzensfeste vorübergeht; von mir aus kann sie so weit wegbleiben, als sie immer will". Ich wollte meinen Ohren kaum trauen, daß der Generalstabschef der Armee in Italien, für welche die Brennerbahn die einzige Lebensader bildete, sich in solcher Weise über einen eminent strategischen Gegenstand, die Trassenführung einer neuen Eisenbahn in unmittelbarer Nähe der wichtigsten Gebirgsfestung des Landes, äußern könne. Es schien mir ein Seitenstück zu Benedeks Haltung, der während der Anwesenheit der Eisenbahnkommission des deutschen Bundes 1860 in Verona mit keinem Worte über den Zweck der Kommission oder

Digitized by Google

andere militärische Dinge gesprochen, sondern in Gegenwart der Vertreter fremder Staaten nur zotengespickte Landsknechtdiskurse am Tische geführt hatte. — Fragend blickte ich meinen hohen Vorgesetzten an, ob das sein voller Ernst sei und ob er denn wirklich so wenig Verständnis für den betreffenden Gegenstand habe. Als ich aber aus seinen schwellenden Stirnadern und dem geröteten Gesichte entnommen hatte, daß hier eine gewisse Empfindlichkeit mitspielte, die ich nicht voraussehen konnte, klappte ich rasch die ausgebreitete Projektmappe zusammen, machte die vorschriftsmäßige Verbeugung und entfernte mich aus dem Bureau des Gewaltigen.

Er vermerkte es offenbar sehr übel, daß der Kriegsminister nicht ihn selbst mit der Vertretung der militärischen Interessen betraut hatte. Ich mußte also hier zum zweitenmale erfahren, wie gefährlich es ist, wenn ein Hauptmann an die Stelle geschoben wird, die ein Oberst gerne einnehmen möchte. F.-Z.-M. Benedek hatte mich gleich bei der Meldung zum Diner geladen, verwies mich aber bezüglich meiner Mission ganz an John; beim Mittagsmahle machte Se. Exzellenz die gewohnten Späße, ohne von meinem Auftrage zu sprechen.

Die höchst sonderbare Haltung Johns zu meiner Exmittierung erhielt alsbald eine neue Illustration durch die Aufträge, die er dem Generalstabschef der Tiroler Landesverteidigung, Oberstleutnant Baron Catty, meinem früheren Laibacher Chef, erteilte. Als nämlich die Kommission unter Vorsitz Hoffmanns zusammengetreten war — von seiten der interessierten Südbahn waren die Oberinspektoren Preßl und Weindl und der Bauleitungschef Ingenieur Thomann zu Vertretern der Gesellschaft ernannt — erschien überaschenderweise Oberstleutnant Baron Catty und stellte sich als Delegierter des Armeekommandos vor, welcher beauftragt sei, die Interessen der Armee in Italien wahrzunehmen. Hoffmann

Digitized by Google

hieß den Oberstleutnant als Gesellschafter herzlich willkommen, lud ihn gleich zu dem begonnenen Kommissionsdîner, bemerkte aber sehr diplomatisch, daß ihm als Kommissionsleiter nur ein militärischer Vertreter notifiziert sei, und zwar der des Kriegsministeriums in Wien. Diese Bemerkung konnte den stets jovialen Catty nicht verhindern, sich uns auch bei den Kommissionsverhandlungen beizugesellen und speziell in der wichtigen Angelegenheit der Trassenführung bei der Franzensfeste hineinzureden, ja sogar gegen mich Front zu machen. Hierdurch wurde die Situation zunächst eine unbehagliche, schließlich eine höchst gespannte. Die Vertreter der Südbahn und besonders der geistige Schöpfer der Brennertrasse, der Schweizer Ingenieur Thomann, ein ausgezeichneter, dabei aber von seiner Unfehlbarkeit überzeugter Fachmann, suchten alsbald aus dem unerquicklichen Verhältnisse der beiden Militärs Nutzen zu ziehen, indem sie sich hinter den Höheren im Range steckten und ihn für die Beibehaltung der von Thomann geplanten Trasse zu gewinnen suchten. Der Oberinspektor Hoffmann trat aber dem eitlen Thomann so entschieden entgegen, daß letzterer alsbald die Segel streichen mußte. Mitten im knietiefen Schnee — es war ein strenger Winter und wir befanden uns im Januar — ließ Hoffmann sich die Instrumente bringen und steckte in der Zeit von vier Stunden die Linie so aus, wie ich sie gewünscht hatte. Nun war die Möglichkeit, die Thomann bestritten hatte, dargetan. Es galt nur noch die Begründung dafür zu geben, daß meine Forderung durch die militärischen Interessen geboten sei. Als wir von dem Lokalaugenscheine bei der Franzensfeste in unser Kommissionsdomizil nach Brixen zurückgekehrt waren, wurde das Protokoll geschrieben.

Dabei kam es zu einer wahrhaft peinlichen Szene, indem Catty die Forderung an Hoffmann stellte, als Vertreter Benedeks sein Votum ins Protokoll diktieren zu dürfen. Hoffmann

Digitized by Google

winkte mir, ins Nebenzimmer zu kommen, und fragte mich, ob er denn das zugeben dürfe, daß Catty sich so unbefugt in die Kommissionsverhandlungen einmische. Da ich wußte, daß Catty ein Hitzkopf war, der sich nicht abweisen lassen würde, gab ich Hoffmann den Rat, er solle ihn nur diktieren lassen, der Kriegsminister werde schon wissen, was er zu tun habe. Hoffmann ging auf meine Intention ein und Catty begann sein Votum zu diktieren. Was ich vorausgesehen hatte, trat schon beim ersten Satze ein. Der Protokollführer vermißte das Zeitwort. Beim zweiten Satze verstand er den Herrn Oberstleutnant überhaupt nicht mehr, worüber sich dieser ärgerte und vollends aus der Fassung kam. Ein klares Konzept war niemals die starke Seite Cattys gewesen. Inzwischen hatte ich Zeit, mein schon im Vorhinein gut durchdachtes Votum auch polemisch zu verschärfen. Als Catty endlich darauf verzichtete, seinen unhaltbaren Standpunkt, nämlich Johns Wurst-Theorien, in endlosen Sätzen ohne logischen Aufbau zu vertreten, gab ich mein Gutachten kurz und bündig zu Protokoll. Es war so überzeugend abgefaßt, daß selbst die Vertreter der Südbahn, mit Ausnahme von Thomann, mir die Versicherung gaben, sie seien von der Notwendigkeit meiner Forderung durchdrungen und würden keinen weiteren Widerstand versuchen, wenn das Kriegsministerium sie bestätige, woran ja nicht zu zweifeln sei, da ich doch nur eine Anschauung verteidige, die der Kriegsminister zu seiner eigenen gemacht habe, indem er mich als seinen Vertreter entsendete. Catty erkannte nach dieser Protokollaffäre selbst das Unhaltbare seiner Position und blieb den weiteren Kommissionsverhandlungen alsbald ferne. Das Armeekommando in Verona erhielt aber vom Kriegsminister ein Präsidialschreiben, welches den Standpunkt vollkommen klarlegte, den es in dieser Angelegenheit einzunehmen sich veranlaßt sah.

So wurde die Trasse der Brennerbahn bestimmt.

Digitized by Google

Diese Situation verwirkte mir aber bei Oberst John, der in der Zeit von 1866 bis 1868 nacheinander Kriegsminister, zugleich Chef des Generalstabskorps und als solcher oberster Machthaber über mein Schicksal geworden ist, jedwede Sympathien.

Leiter der Truppentransporte nach Dänemark.

Politische Lage — Vorbereitungen für den Truppentransport in Leipzig — Beseitigung der Gegensätze — Ein Champagnergelage und seine peinlichen Folgen — Der Heilige Abend in Berlin — Bei Moltke und Roon — Die Katzenmusik in Nürnberg — Glückliche Erledigung des Zwischenfalls — Eine Nachtsitzung im Kriegsministerium — In den Krieg! — Weitere Vorbereitungen für den Truppentransport in Breslau — Ein Toast des Grafen Balleſtrem — Teilung Deutschlands.

Ende 1863 begannen die Verwicklungen am Bundestage zu Frankfurt, welche 1864 zum Kriege gegen Dänemark führten.

Der König von Dänemark, Christian IX., welcher als Herzog von Schleswig und Holstein auch Mitglied des Bundes seligen Angedenkens war, strebte immer mehr nach völliger Lostrennung seiner deutschen Provinzen vom Bunde und dänisierte solange darauf los, bis es selbst dem Bundestage zu toll wurde. Die Diplomatenversammlung in der Eschenheimergasse war zwar für die Stimmen des deutschen Volkes meist taub, die lauten Klagen der Schleswiger und noch mehr der Holsteiner mußten aber endlich doch gehört werden. Es wurde eine Aufforderung an den König von Dänemark gerichtet, die deutschen Provinzen, namentlich Holstein und Lauenburg in ihrem deutschen Charakter nicht zu beeinträchtigen, sowie von der Einverleibung Schleswigs in das

Digitized by Google

Königreich Dänemark abzustehen. Da diese vom deutschen Bunde am 9. Juli 1863 an die dänische Regierung gerichteten Worte nicht halfen, so wurde endlich die längst angedrohte aber stets wieder aufgeschobene Bundesexekution gegen Dänemark beschlossen. Diesmal kam sie auch trotz der englischen Mediation zur Ausführung. Ein Truppenkontingent unter Oberkommando des sächsischen Generalleutnants v. Hacke, bestehend aus einer sächsischen (Generalmajor v. Schimpff), einer hannoverschen (General v. Gebler), und einer österreichischen Brigade (Gondrecourt) rückte zunächst in Holstein ein und nahm eine drohende Haltung auch im Hinblick auf Schleswig an, um den König von Dänemark und seinen Ministerpräsidenten Hall zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Diese Bundesexekutionstruppen waren viel zu schwach, um der dänischen Armee und Flotte, die inzwischen auf den Kriegsfuß gesetzt wurden, zu imponieren. Die Großmächte Oesterreich und Preußen hatten dies vorausgesehen und auch am Bundestage geltend gemacht, bevor die Expedition abging.

Daher beschlossen die beiden Großmächte eine gemeinsame Aktion zu unternehmen, wodurch am Bundestage arge Verwirrung und für die Bundestruppen unter dem gemütlichen Sachsen Hacke eine Situation entstand, die ihresgleichen in der Geschichte sucht. Oesterreich und Preußen sandten je ein ganzes Armeekorps zu dreißigtausend resp. fünfundvierzigtausend Mann unter preußischem Oberbefehl ganz selbständig nach dem Norden und erklärten Dänemark den Krieg, wenn es nicht sofort nachgebe. Die dänische Regierung war viel zu trotzig und das dänische Volk zu sehr fanatisiert, um an ein Nachgeben zu denken. Es mußte also zum Kriege kommen. Nun handelte es sich darum, den strategischen Aufmarsch der Alliierten an der Eider so überraschend als möglich zu gestalten. Damit begann wieder eine neue Mission für mich. Ich erhielt den Auftrag, nach Leipzig zu reisen, wo sich

Digitized by Google

die Direktoren aller am Eisenbahntransport beteiligten Bahnen und die militärischen Vertreter von Preußen und Sachsen versammelten, um in Gemeinschaft mit ihnen alle Vorbereitungen für den Transport eines österreichischen Armeekorps von Wien und Prag nach Hamburg zu treffen. Als technischen Konsulenten konnte ich mir einen österreichischen Eisenbahnfachmann mitnehmen und wählte hiezu auf den Rat des Generalstabsmajors Baron Dumoulin den Verkehrschef der österreichischen Staatsbahngesellschaft in Prag, kaiserlichen Rat Stempf, der mich in Prag bei meiner Durchreise erwartete und nach Leipzig begleitete. Dort empfing ich die Vertreter der Bahnen und der Generalstäbe. Am folgenden Tage präsidierte ich einer großen Konferenz, die im Sitzungssaale der Dresden-Leipziger Bahn abgehalten wurde. Es handelte sich zunächst um die Feststellung eines Militärfahrplanes von Prag bis Hamburg, um die Beschaffung des rollenden Materials, um die entsprechenden Etappenstationen für die Verpflegung der Truppen während der sechsunddreißigstündigen Fahrtdauer und um die Organisation des Transportdienstes, endlich um die militärische Leitung des Ganzen. Ich hielt gleich nach Eröffnung der Sitzung eine Ansprache, in welcher ich die Anwesenden ersuchte, mich bei der Durchführung meiner schwierigen Aufgabe im Auslande gütigst zu unterstützen, unterbreitete der Konferenz die mit Stempf gemeinsam festgestellte Tagesordnung und eröffnete die Debatte über alle jene Gegenstände, welche eingehend besprochen werden mußten.

Anfangs begegnete man mir ziemlich mißtrauisch, weil die Herren Direktoren sich nicht vorstellen konnten, daß ein ganz junger Generalstabsoffizier — ich zählte damals zweiunddreißig Jahre — in das praktische Eisenbahnwesen so völlig eingeweiht sein könne, um einer Versammlung von gewiegten Fachmännern vorzusitzen.

Digitized by Google

An Gegensätzen fehlte es nicht. So wollten z. B. die österreichischen Bahnen mit ihren Pferdetransportwägen, die sie von 1859 her besaßen, auch bei dieser Gelegenheit ein gutes Geschäft machen; sie verlangten Leihgebühr für die eingerichteten Pferdewagen. Darüber Entrüstung von seiten der deutschen Bahnverwaltungen, wobei es nahezu zum Abbruche der Verhandlung gekommen wäre, wenn ich nicht auf meine persönliche Verantwortung hin erklärt hätte, daß von einer Leihgebühr für die österreichischen Wagen nicht die Rede sein könne, da es sich um einen österreichischen Truppentransport im Interesse der deutschen Sache handle. Die österreichischen Bahnvertreter waren mit dieser Erklärung allerdings nicht zufrieden, ich telegraphierte aber sogleich an den Generaldirektor Bresson der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft, welche die meisten derart eingerichteten Pferdewagen besaß, daß ich von seinem Patriotismus das Opfer erwarte, welches gebracht werden müsse, um die Verstimmung der deutschen Eisenbahnverwaltungen sofort zu beheben. In wenigen Stunden war ich bereits in der angenehmen Lage, ein entsprechendes Antworttelegramm der Konferenz vorlegen zu können. Dieses Telegramm, welches mich in den Mittagsstunden während des gemeinsamen Diners erreichte, hob mein Ansehen derart, daß ich von nun an förmlich diktieren konnte, wie sich der ganze Truppentransport abzuwickeln haben werde.

Nach drei schweren Tagen, denen noch anstrengendere Nächte gefolgt waren, konnte ich telegraphisch nach Wien berichten, daß alle Vorbereitungen für den Truppentransport getroffen seien, worauf ich ermächtigt wurde, sofort Anträge zur Auszeichnung jener Kommissionsmitglieder zu stellen, die mir besonders an die Hand gegangen waren. Ich machte von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch, und der Kaiser bewilligte alle meine Anträge in gnädigster Weise, weil mittlerweile der Transport der Brigade des Generals Graf Gondre-

Digitized by Google

court beendigt war und dieser sonst sehr trockene Kavalier, der spätere Erzieher des Kronprinzen Rudolf, von Hamburg aus nach Wien telegraphiert hatte, daß seine ganze Brigade von Prag nach Hamburg transportiert worden sei wie bei einer Spazierfahrt.

Bevor ich diese Leipziger Mission schließe, muß ich eine Episode erzählen, welche mir momentan eine große Verlegenheit bereitete, schließlich aber doch ein gutes Ende nahm. Rat Stempf war ein genialer Bonvivant, was ich damals allerdings nicht wußte, als ich ihn zu meiner Begleitung wählte. Dumoulin sprach mir nur von seiner riesigen Arbeitskraft, von seinen praktischen Erfahrungen beim Truppentransporte nach Italien anno 1859, sagte mir aber kein Wort von seinen burschikosen Manieren und dem unwiderstehlichen Drange nach Nachtschwärmereien. Letztere wollte er nun auch in Leipzig ausüben und forderte mich während unserer angestrengten Nachtarbeiten wiederholt auf, eine kleine Pause zu machen, die er gerne mit mir bei der berühmten „Braunschweiger Minna", einem zweifelhaften Lokal in Leipzig, verbringen wollte. Wir hatten aber während der Nächte stets das ganze Material aufzuarbeiten, das die Konferenzen tagsüber geliefert hatten. Ich antwortete meinem tüchtigen Mitarbeiter deshalb konsequent: „Sobald wir mit allem fertig sind, stehe ich Ihnen zur Verfügung, bis dahin ist aber an eine Unterhaltungspause gar nicht zu denken". Und Stempf fügte sich willig diesem Troste.

Am vierten Tage, nachdem das Werk als gesichert angesehen werden konnte, gab ich ein großes Diner, an welchem sämtliche Konferenzmitglieder teilnahmen, also auch mein getreuer Helfer Stempf, der sich die Sympathien der deutschen Brüder in hohem Maße erworben hatte. Der Flottikus war auch von den obenerwähnten Generalstabsoffizieren gerne gesehen. Ein gelungener Toast, den Stempf nach

Digitized by Google

meinem Trinkſpruche auf die Kommiſſionsmitglieder ausgebracht hatte, wurde lebhaft akklamiert. Dieſer redneriſche Erfolg ſtieg meinem lieben Stempf derart zu Kopf, daß er es wagte, ohne mich vorher gefragt zu haben, die ganze Geſellſchaft zu einem Souper im Leipziger Schützenhauſe, damals dem faſhionabelſten Lokal, zu laden. Ich merkte ſofort, daß die deutſchen Generalſtäbler in einer gewiſſen Verlegenheit ſeien, ob ſie dieſe Einladung annehmen dürften, beruhigte ſie aber hinſichtlich ihrer Bedenken, um meinem lieben Stempf, der ſehr voreilig gehandelt hatte, eine moraliſche Niederlage zu erſparen. Um zehn Uhr abends war alſo Rendezvous im Schützenhauſe, und da floß der Champagner in Strömen.

Die Flaſchenbatterien taten bald ihre Schuldigkeit. Beſonders ihr Kommandant verſpürte die Wirkung. Die Folge war, daß er ganz gegen den guten Geſchmack beim Begleichen der Rechnung mit dem Oberkellner in einen heftigen Wortwechſel geriet, der damit endigte, daß Stempf einen ganzen Korb von fünfundzwanzig Flaſchen Champagner auf einen Nebentiſch ſtellen ließ, dem Kellner einen Hunderttalerſchein vor die Füße warf, einer Flaſche nach der anderen den Hals abſchlug und den edlen Sekt auf den Fußboden fließen ließ. Das tat er nur, um dem Kellner und auch uns zu beweiſen, daß es ihm, dem kaiſerlichen Rat, nicht um die lumpigen paar Taler zu tun ſei, welche der Kellner mehr forderte, als er berechtigt war. Ich vermag nicht zu ſchildern, in welch peinlicher Lage ich mich von dem Momente an befand, wo ſich zwiſchen Stempf und dem Kellner die Differenz entſpann. Aller Blicke waren abwechſelnd auf mich und auf Stempf gerichtet. Ich verſuchte auch ſofort meinen Mitarbeiter zu beſänftigen. Vergebens. Zum Glücke war die Konferenz beendigt. Es ergaben ſich alſo keine weiteren Konſequenzen aus dem taktloſen Auftreten meines techniſchen Konſulenten.

Meine Miſſion in Leipzig war mit beſtem Erfolg er-

Digitized by Google

ledigt. Ich erhielt telegraphischen Auftrag, mich nach Berlin zu begeben, um beim Generalstabschef der königlich preußischen Armee v. Moltke weitere Instruktionen über den Aufmarsch der österreichischen Truppen an der Eider in Empfang zu nehmen. Es war gerade am heiligen Abend, als ich in Berlin anlangte und im Hotel de Rome, Unter den Linden, abstieg. Da es schon zu spät war, um noch eine dienstliche Meldung zu erstatten, blieb ich im Hotel, das auffallend leer aussah, und nahm mein Diner im Speisesaale, wo mir der Hotelier, ein elegant gekleideter Mann, einige Zeit Gesellschaft leistete. Gegen sieben Uhr entschuldigte er sich mit den Worten: „Es ist heute der Weihnachtsabend, und ich muß jetzt meinen Pflichten als Familien- und Hotelvater gerecht werden". Damit ließ er mich mutterseelenallein im großen Saale sitzen. Ein österreichischer Hotelier würde den Gast aus der Fremde gewiß eingeladen haben, an dem Weihnachtsbaum der Familie oder wenigstens an dem der Hotelbediensteten teilzunehmen, der Preuße hatte hiezu entweder nicht den Mut oder es fehlte ihm an Gemüt. Für mich war aber die Situation eine so traurige geworden, daß ich bitterlich zu weinen anfing, als ich an die Heimat dachte, wo sich mein innigstgeliebtes Töchterlein Minetta um den Christbaum herumtummeln würde, während ich in der weltfremden Stadt trübselig saß.

Der darauffolgende Christtag, der größte Feiertag im Jahre, war für mich ein harter Arbeitstag. Ich mußte mich bei Moltke und beim preußischen Kriegsminister v. Roon einfinden, um die Instruktionen über die Etappenrouten zu empfangen, welche das österreichische Armeekorps beim Transporte von der österreichischen Grenze ab nach Hamburg einzuhalten hatte. Auf Grund dieser Instruktionen hatte ich sofort die ganze Disposition für den Zugsverkehr und für die Truppenverpflegung auszuarbeiten, zu welch letzterem Behufe mir von Wien noch ein Kriegskommissär beigegeben wurde,

Digitized by Google

in dessen Begleitung ich nun die Reise von Berlin über Braunschweig, Hannover, Kassel nach Nürnberg fortsetzte, um in allen diesen Städten, wo die Truppen kurze Raststationen zu halten hatten, für die Unterkunft und Etappenverpflegung zu sorgen. Vom Ministerium des Aeußeren, an dessen Spitze damals Graf Rechberg stand, war ich bei unseren Gesandtschaften akkreditiert und stand mit dem Grafen Rechberg in telegraphischem Verkehr, zu welchem Behufe mir auch ein Chiffreschlüssel für geheime Korrespondenz zugesandt worden war.

Letztere Vorsichtsmaßregel erwies sich recht bald als notwendig, denn in Nürnberg, wo die Bevölkerung über das separate Vorgehen der beiden deutschen Vormächte Oesterreich und Preußen empört war und eine zweite Auflage der reaktionären Politik vom Jahre 1849 besorgte, stieß ich auf entschiedenen Widerstand. Gleich nach meiner Ankunft in Nürnberg begab ich mich vom Hotel zu Wagen in das Oberbürgermeisteramt und wurde von einem durch sein weißes Haar würdig aussehenden Herrn von äußerst sympathischem Wesen freundlichst empfangen. Es war der Bürgermeister. Ich trug ihm den Zweck meiner Mission ganz unbefangen vor. Als ich geendigt hatte, antwortete mir der brave Mann, dessen Miene sich zusehends verdüstert hatte:

„Geehrter Herr Hauptmann! So herzlich Sie mir persönlich willkommen sind, und so sehr ich mich freue, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, muß ich Ihnen doch zu meinem aufrichtigen Bedauern eröffnen, daß die Stimmung der Bevölkerung in Nürnberg einem Durchzuge österreichischer Truppen nach Schleswig-Holstein sehr ungünstig ist und ich das Aeußerste befürchten muß, falls Sie darauf bestehen, Ihre Mission bei uns durchzuführen." Und er schloß unsere Unterredung mit den Worten: „Es würde mir sehr peinlich sein, wenn Ihnen, Herr Hauptmann, persönlich etwas passieren sollte, auch lehne ich jede Verantwortung ab, falls die öster-

Digitized by Google

reichischen Truppen in unserer Stadt von dem aufgeregten Pöbel insultiert würden, und derlei Insulten sind nach meinen Informationen in der Tat zu befürchten."

Unter diesen Umständen sah ich mich veranlaßt, von dem mir anvertrauten Chiffernschlüssel Gebrauch zu machen und gegen Mittag um weitere Instruktionen zu bitten. Während ich noch auf Antwort aus Wien wartete, kam der Bürgermeister in seiner Equipage vorgefahren, um mir den Besuch zu erwidern, und bat mich so dringend, den Abend in seiner Familie verbringen zu wollen, daß ich nicht ablehnen konnte.

Die Familie des Bürgermeisters, die gut österreichisch gesinnt war, empfing mich sehr herzlich, und der Abend verlief so angenehm, daß ich gar nicht wußte, wie es elf Uhr wurde. Die Antwortdepesche aus Wien war noch nicht eingetroffen. Der liebenswürdige Hausherr ließ es sich trotz seines hohen Alters nicht nehmen, mich jungen Mann von zweiunddreißig Jahren wieder in seiner Equipage ins Hotel zurückzuführen. Dies erschien mir als eine zu weit gehende Artigkeit, fand aber alsbald seine Aufklärung. Bei der Annäherung des Wagens an das Hotel bemerkte ich eine große Menschenmenge dort angesammelt. Auf meine Frage, was das bedeute, eröffnete mir endlich der gute alte Herr, daß man mir in meiner Abwesenheit vom Hotel eine Katzenmusik gebracht habe, und ein Teil der noch hier versammelten Leute dabei gewesen sein dürfte. Unbelästigt erreichte ich mein Zimmer. Der Hotelier stammelte einige verlegene Worte und meinte, daß sich dieser peinliche Vorfall erneuern könne, falls ich noch länger in Nürnberg zu verbleiben gedächte, worauf ich kurz antwortete, daß ich es doch darauf ankommen lassen werde, ob die Nürnberger es wagen würden, einen Vertreter der kaiserlichen Monarchie zu beleidigen.

Des anderen Morgens kam endlich die sehnlichst erwartete Depesche aus Wien. Sie lautete wie folgt:

Digitized by Google

„Verhandlungen mit bayrischer Regierung durch unseren Gesandten, Grafen Bloome, soeben beendet. Sie werden nun die Stadt Nürnberg bereit finden, die Etappenkonvention ad hoc abzuschließen. Diesfällige Aufträge bereits von Bayrischer Regierung erteilt. Nach Unterzeichnung des Protokolls über den Durchzug unserer Truppen resp. deren Verpflegung in Nürnberg sofort nach Wien abreisen. Rechberg."

Sofort fuhr ich wieder zum Bürgermeister. „Nun," sagte der liebenswürdige Weißkopf, „werden sich die Herren Stadträte wohl nicht mehr weigern, zu der Sitzung zu erscheinen, die ich bereits einberufen habe. Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, gleich mit mir in den Rathaussaal zu kommen, wo die Vertreter der Stadt Nürnberg sich alsbald unter meinem Vorsitze versammeln werden." Gesagt, getan! Um zwölf Uhr mittags war das Protokoll unterschrieben und um zwei Uhr fuhr ich unbehelligt nach Wien.

Als ich in Wien mit dem Schnellzuge aus Nürnberg anlangte, erwartete mich bereits Hauptmann Filek vom Eisenbahnbureau mit dem Auftrage des Kriegsministers, daß ich mich sofort vom Bahnhofe weg ins Kriegsgebäude zu begeben habe, um einer Nachtsitzung beizuwohnen, in welcher wichtige Beschlüsse zu fassen seien. Ohne meine Familie umarmen zu können, mußte ich also direkt in den großen Sitzungssaal des Kriegsministeriums eilen, den ich glänzend erleuchtet und von allen Referenten der einschlägigen Ressorts, etwa vierzig Herren, dicht besetzt fand. Unter Vorsitz des Kriegsministers wurde dort die infolge des Nürnberger Zwischenfalles total zu ändernde Disposition für den Aufmarsch des österreichischen Armeekorps beraten und beschlossen. Graf Rechberg hatte zwar durch die Drohung mit dem Ausmarsche des mobilisierten österreichischen Korps am Inn die widerspenstigen Bayern eingeschüchtert und zum Abschlusse der Etappenkonvention gezwungen, er fand es aber doch nicht ratsam, die

Digitized by Google

Saiten allzu straff anzuspannen, das heißt die österreichischen Truppen einer möglichen Insultierung beim Durchzuge in Mitteldeutschland auszusetzen. Er vereinbarte deshalb mit Bismarck, daß das österreichische Armeekorps seinen Weg nicht über Nürnberg-Kassel-Hannover nach Harburg, wie es geplant war, sondern über Breslau-Berlin-Wittenberg nach Hamburg nehme. Damit war das Gebiet der deutschen Süd- und Mittelstaaten gemieden, und der ganze Transport auf preußischem Territorium durchführbar.

Mit diesem Programme wurde die Sitzung im Kriegsministerium gegen elf Uhr nachts eröffnet. Nach meinem Referat erhielt ich den Auftrag, des anderen Morgens nach Breslau abzureisen, um die ganze Arbeit, die für die mitteldeutsche Route bereits fertiggestellt war, auf die ostdeutsche Route zu übertragen, was mit anderen Worten so viel bedeutete, als alles wieder von vorne anzufangen. Nur wenige Stunden waren mir in Wien gegönnt, um meine Familie zu sehen und mich neu auszurüsten. Des folgenden Tages um 9 Uhr früh mußte ich bereits im Schnellzuge nach Breslau sitzen.

Als Belohnung für meine bisherigen Leistungen erhielt ich eine glänzende Belobung des Kriegsministers und des Generalstabschefs, in welch letzterer mir zugleich eröffnet wurde, daß ich zum Zentralleiter der Truppentransporte durch Preußen ernannt sei und nach Beendigung dieser Funktion dem Hauptquartier des F.-M.-Lt. Baron Gablenz angehören werde, somit den in Aussicht stehenden Feldzug mitmachen könne, was für eine besondere Gunst angesehen wurde. Ich war der bureaukratischen Beschäftigung bereits müde und sehnte mich nach den Abwechslungen des Kriegslebens, das für einen tatendurstigen jungen Mann selbst unter den schwierigsten Verhältnissen einen gewissen Reiz hat. Darum freute mich der Gang der Dinge umsomehr, als ich instinktiv fühlte, daß uns eine glänzende Kampagne bevorstand.

Digitized by Google

Nachdem ich mich mit drei guten Pferden für den Feldzug 1864 ausgerüstet hatte, unter denen mein James besonders durch seine Sprungkraft hervorragte, konnte ich in meiner Kampagneuniform, welche aus hirschledernen Beinkleidern, die in Pappenheimer Stiefeln steckten, einem gut gefütterten Rocke und einem Kautschukmantel bestand, ruhig den Strapazen des Winterfeldzuges entgegengehen.

Ich war insoferne der Wegmacher des österreichischen Armeekorps, als ich einige Tage voraus nach Breslau abrückte, wo ich im Vereine mit dem preußischen Generalstabe die Vorbereitungen für den Truppentransport des Gablenzschen Korps von Wien und Prag nach Hamburg resp. Rendsburg zu treffen hatte. Dies ging alles glatt vonstatten. In Breslau war Generalleutnant v. Mutius kommandierender General des schlesischen Militärbezirkes, ein Mann von hervorragenden Geistes- und Charaktereigenschaften, der mich bei der Erfüllung meiner schwierigen Aufgabe in liebenswürdigster Weise unterstützte. Auch das Offizierkorps des in Breslau garnisonierenden schlesischen Kürassierregimentes kam mir so freundlich entgegen, daß ich mich dort alsbald heimisch fühlte. Bei Mutius und seiner Familie war ich täglich zum Tee geladen, auch gab er mir zu Ehren ein großes Diner, bei welchem ich mit den Spitzen der Militär- und Zivilbehörden bekannt wurde. Vom Obersten der schlesischen Kürassiere erhielt ich die kameradschaftliche Aufforderung, während des Durchzuges der Oesterreicher täglich einige Offiziere in die Offiziersmesse des Regimentes zu bringen. Kurzum, der Anfang der preußischen Waffenbrüderschaft ließ nichts zu wünschen übrig.

Bezeichnend für die damalige Lage der politischen Verhältnisse ist es, daß bei einem der glänzenden Diners, die in der Offiziersmesse stattfanden, der Rittmeister Graf Balleſtrem, Mitglied des preußischen Herrenhauses und zwei Dezennien später Präsident des deutschen Reichstages, einen Toast aus-

Digitized by Google

brachte, der auf die Teilung Deutschlands durch die Mainlinie hinauslief. „Der Krieg der verbündeten Oesterreicher und Preußen," sagte er etwa, „gegen das kleine Dänemark könne nur das Vorspiel einer großen Aktion sein, auf welche die Deutschen jede Stunde gefaßt sein müssen. Das Blut, das gemeinsam auf den nordischen Gefilden fließen wird, soll den Kitt geben, der die Waffenbrüderschaft der beiderseitigen Armeen befestigt, damit sie der schweren Aufgabe gewachsen sind, die ihrer in naher Zukunft im Westen harrt."

Da war doch deutlich die Anspielung auf den Krieg gegen Frankreich herauszulesen, den die Preußen sechs Jahre später allein ausfochten, nachdem sie uns vorher aus Deutschland hinausgeworfen hatten, weil wir in eine brüderliche Teilung des großen Vaterhauses nicht eingehen wollten. Diese Teilung pointierte Graf Ballestrem in sehr delikater Weise, indem er auf die Verschiedenheit des Charakters der Norddeutschen und Süddeutschen anspielend, der Meinung Ausdruck gab, daß jeder Teil weit mehr leisten würde, wenn er seinen Eigentümlichkeiten volle Rechnung tragen könnte. Damals, also im Jahre 1864, wäre es noch Zeit gewesen, sich mit Preußen auseinanderzusetzen, und wenn wir uns dazu bereit gefunden hätten, könnten wir vielleicht heute noch mit festem Fuß in Süddeutschland stehen. Wie ganz anders würde sich die innerpolitische Situation der Monarchie gestaltet haben!

Bei jenem Diner war von österreichischer Seite auch der Oberst des Windischgrätz Cheveauxleger-Regimentes Graf Bellegarde anwesend, der mich animierte, den Inhalt dieses Toastes an den Minister des Aeußeren, den Grafen Rechberg, nach Wien zu berichten, was ich auch umso lieber tat, als mir schon durch Graf Wartensleben seinerzeit Andeutungen in der Richtung gemacht wurden, daß Preußen sich begnügen würde, an der Spitze eines norddeutschen Bundes zu stehen, wenn wir Oesterreicher in die Auflösung des Bundestages vom

Digitized by Google

Jahre 1816 einwilligen und der Kaiser von Oesterreich die Oberhoheit über einen süddeutschen Bund, bestehend aus allen deutschen Staaten südlich der Mainlinie, übernehmen wollte. Sachsen wäre zum norddeutschen Bunde gefallen. Eine telegraphische Antwort habe ich auf meinen diesfälligen Bericht — es war nur eine Chifferndepesche — nicht erwartet, schriftlich aber auch nie erhalten. Ich konnte aus mündlichen Andeutungen des Grafen Rechberg entnehmen, daß kein Minister des Aeußeren es je gewagt haben würde, dem Kaiser mit einem ähnlichen Vorschlage näherzutreten.

Der Deutsch-Dänische Krieg I. (bis zum ersten Rückzug des Feindes).*

Im Hauptquartier des F.-M.-Lt. Gablenz — Die Bundestruppen und die preußisch-österreichische Armee — Taktvolles Verhalten der Befehlshaber — In Rendsburg als „interimistischer Gouverneur" — Organisation der Spitäler — Zu Gablenz — Am Königshügel bei Oberselk — Bei den 84ern und bei den Lichtensteinhusaren — Bestrafung eines pflichtvergessenen Obersten — Vor den Danewerken — Die Deputation aus Schleswig — Ritt mit Gablenz nach Schleswig — Verfolgung des Feindes.

Mit Beendigung des Transportes des VI. Armeekorps nach Rendsburg rückte ich in das Hauptquartier des F.-M.-Lt. Gablenz ein, welches sich ebenfalls dort befand. Es war ein ganz eigentümliches Verhältnis, welches sich herausgestellt hatte. Die österreichische Brigade Gondrecourt, welche, wie schon oben bemerkt, zum Bundesexekutionskorps des Generalleutnants v. Hacke gehörte, hatte in dem Momente, wo unsere ersten Truppenkörper in Hamburg eingetroffen waren, den geheimen Auftrag erhalten, sich bei Nacht und Nebel dem österreichischen Korps Gablenz anzuschließen, ohne daß es bei

* Man beachte die Kartenskizze: Übersicht der Kriegsoperationen 1864 in Schleswig-Jütland.

Digitized by Google

Hacke förmlich abgemeldet wurde. Nur durch das persönlich gute Einvernehmen, welches zwischen Gondrecourt und Hacke, sowie den beiderseitigen Generalstabschefs, dem österreichischen Major Baron Dumoulin und dem sächsischen Obersten von Fabrice bestand, erhielt der Bundestruppen-Kommandant v. Hacke auf privatem Wege Kenntnis von dem Abfalle der österreichischen Brigade, die nur noch so lange in Altona verblieb, bis unser Armeekorps bei Rendsburg aufmarschiert war.

Zum besseren Verständnis dieser Situation muß ich einige Momente aus der Feldzugsgeschichte hier festlegen.

Am 20. Dezember 1863 richtet der kommandierende General in Holstein, der dänische Generalmajor Steinmann aus Kiel an den Generalleutnant v. Hacke in Boitzenburg a. E., nahe der lauenburgischen Grenze, ein sehr höfliches Schreiben, worin er den Vorschlag macht, Generalstabsoffiziere der beidenseitigen Truppenkorps behufs Vereinbarung des Räumungsmodus zu delegieren, nachdem er von seiner Regierung aus Kopenhagen den Befehl bekommen hat, sich vor den einrückenden Bundestruppen zurückzuziehen, ohne tatsächlichen Widerstand zu leisten.

Am 21. Dezember antwortet Hacke sehr energisch, daß von einer Vereinbarung oder Regelung des Einmarsches der Bundestruppen in Holstein ebensowenig die Rede sein könne, als von einer Sistierung des Vormarsches derselben, und gibt es dem dänischen General anheim, seine Truppenkommandanten ehemöglichst mit entsprechenden Weisungen zu versehen.

Am 29. Dezember wird Kiel, am 31. Dezember Rendsburg-Stadt und das Neuwerk der Festung von den Dänen geräumt, der Brückenkopf an der Eidermündung bei Friedrichstadt von ihnen zerstört und am 4. Jänner 1864 von einer sächsischen Seitenkolonne besetzt.

Am 6. Jänner erstattet Hacke aus Altona einen ausführlichen Bericht an die Bundesversammlung in Frankfurt über die Okkupation der Eiderlinie Kiel-Rendsburg-Friedrichstadt

Digitized by Google

und bittet, auf die militärische Sicherung dieser Position bedacht sein zu wollen. Er wünscht, weiter rückwärts eine Zentralstellung einnehmen zu dürfen, um gegenüber den zwanzigtausend Mann der schlagfertigen Dänen auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Letztere stehen konzentriert zwischen Schleswig und der Eider. Hacke läßt die Absicht der Dänen zu einem Offensivstoße gegen die Exekutionstruppen deutlich durchleuchten und bittet, für diesen Fall Rendsburg, das gegen Norden nicht verteidigungsfähig sei, räumen zu dürfen, was aber jedenfalls einen deprimierenden Eindruck hervorrufen würde. Deshalb wäre es besser, wenn er ermächtigt würde, die noch auf Hamburger und Lübecker Gebiet befindlichen Reservebrigaden der Oesterreicher und der Preußen heranzuziehen. Während Hacke noch zwischen Hangen und Bangen in Altona sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, richten Oesterreich und Preußen ein Ultimatum an die dänische Regierung wegen der seinerzeit erfolgten widerrechtlichen Vereinigung Schleswigs mit dem Königreiche Dänemark, und die Gesandten der beiden Mächte (Breuner und Baian) überreichen es am 16. Jänner 1864 in Kopenhagen. Es enthält die ausdrückliche Aufforderung, die auf keinem Rechtsgrund fußende Verfassung vom 18. November 1863 wieder aufzuheben und damit wenigstens den status quo ante herzustellen. Im Falle der Nichtentsprechung von seiten Dänemarks wird mit dem Aufgebote von Gewalt gedroht.

Als dieses Ultimatum keine günstige Erledigung seitens der dänischen Regierung fand, marschierten die österreichischen und preußischen Truppen in Schleswig ein. Sie brachen dann in der Nacht vom 31. Jänner zum 1. Februar aus ihren Kantonnements gegen die Uebergangspunkte an der Eider auf. Gleichzeitig mit dieser kategorischen Haltung der verbündeten Großmächte gegenüber Dänemark hatte sich eine hochgradige

Digitized by Google

Spannung zwischen Hacke und dem preußischen Feldmarschall Wrangel entwickelt, welch letzterer zum Oberbefehlshaber der alliierten österreichischen und preußischen Truppen ernannt war. Das ist sehr begreiflich, wenn man erwägt, daß die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen ganz selbständig über den Kopf des Bundestages hinwegschritten, um in Dänemark einzumarschieren.

Die Unbehaglichkeit dieses Verhältnisses zu den Exekutionstruppen des Generalleutnants v. Hacke leuchtete selbst dem preußischen Oberkommandanten der alliierten Oesterreicher und Preußen, dem Generalfeldmarschall Grafen Wrangel, der sonst nicht viel Rücksichten kannte, ein. Noch am 30. Jänner 1864 berief er einen Kriegsrat nach Bordesholm bei Rendsburg ein, an welchem preußischerseits der ältere Prinz Albrecht, der nur als Gast im Hauptquartier Wrangels anwesend war und der Prinz Friedrich Karl, Kommandant des preußischen Armeekorps bei Missunde samt ihren Stäben teilnahmen. Oesterreichischerseits erschien Gablenz mit seinem Generalstabschef Oberstleutnant Baron Vlasits, dem Artilleriechef Weiser und dem Geniechef Baron Salis-Soglio. In diesem Kriegsrate wurde beschlossen, daß am 1. Februar die Eider überschritten und sonach die Feindseligkeiten gegen Dänemark eröffnet werden sollen.

Nun war es notwendig, daß die Alliierten durch die zu den Exekutionstruppen gehörige hannoversche Brigade des Generals v. Gebler, welche die Festung Rendsburg besetzt hielten, marschierten. Daß es bei dieser Gelegenheit nicht auch zu Feindseligkeiten zwischen den Truppen Wrangels und Hackes kam, ist dem taktvollen Verhalten beiderseits, besonders Hackes und Geblers, zu verdanken. Man denke sich nur die Situation: Oesterreich und Preußen beschließen über den Kopf der Frankfurter Bundesversammlung hinweg eine selbständige Aktion gegen Dänemark, ignorieren die Anwesenheit der

Digitized by Google

Bundesexekutionstruppen und marschieren mitten durch deren Aufstellung in Holstein zum Angriffe auf die dänische Stellung an der Eider. Man muß sich nur in die Gefühle der Bundestruppen hineindenken, die da schon mehrere Wochen in Holstein stehen und von Tag zu Tag den Befehl zum Vorgehen über die Eider erwarten, als sie plötzlich gewahr werden, daß man sie nur als Popanz hinausgestellt hat und jetzt, wo es zum Kriege kommt, andere Truppen anmarschieren, um ihnen die Siegespalmen, nach denen sie als gute Deutsche brennen, wegzunehmen! Wie vornehm sich namentlich der hannoversche General v. Gebler in dieser peinlichen Lage benommen hat, mag aus folgender Tatsache erhellen, die ich selbst zu erfahren Gelegenheit hatte, indem ich achtundvierzig Stunden hindurch Etappenkommandant von Rendsburg war.

Die Impedimenta des österreichischen Armeekorps, das sind die Armeereserveanstalten (Geschütz- und Munitionsreserve, Verpflegungsmagazin, Feldspital, Feldpost- und Telegraphenamt usw.) waren noch unterwegs auf der Eisenbahn zwischen Berlin und Hamburg, als der vorerwähnte Kriegsrat den Uebergang über den Grenzfluß Eider beschloß. Als Transportleiter für die österreichischen Eisenbahntransporte war ich ganz genau darüber informiert, wo sich die Bahnzüge mit den obigen Reserveanstalten momentan befanden und wußte, wann alles bei Rendsburg versammelt sein könnte. Es wurde deshalb auch am 30. Jänner in jenem Kriegsrate beschlossen, den Eisenbahntransportleiter mit der Vollendung des Aufmarsches zu betrauen. Ich mußte zu diesem Behufe in Rendsburg zurückbleiben, so gerne ich auch im Stabe Gablenz' die Eider überschritten hätte. Gablenz versüßte mir die bittere Pille, indem er mir halb im Scherz, halb im Ernst eröffnete, daß mich der Oberkommandant Graf Wrangel zum interimistischen Gouverneur von Rendsburg ernannt habe. Tatsächlich hatte ich unbeschränkte Vollmacht und erhielt zu meiner

Digitized by Google

persönlichen Bedeckung eine Kompagnie von Belgier-Infanterie, welche das Gebäude zu beschützen hatte, wo ich sofort nach dem Abmarsche des Stabes das Etappenkommando etablieren und die österreichische Standarte hissen lassen mußte, damit die per Eisenbahn anlangenden Truppen gleich orientiert waren, wohin sie sich zu wenden hatten.

Feldmarschall Graf Wrangel hatte sich mit den preußischen Prinzen und seinem Generalstabschef, Generalleutnant v. Falkenstein, nach dem Kriegsrate von Bordesholm ins Hauptquartier des I. Korps (Prinz Friedrich Karl) nach Missunde begeben. Von diesem Moment an wurde auch die Ordre de bataille festgestellt, laut welcher das Korps des Prinzen Friedrich Karl die Bezeichnung I. Korps, das k. k. VI. Armeekorps die Bezeichnung als II. Korps und die im Aufmarsch begriffene preußische Gardedivision des Generalleutnants v. d. Mülbe die Bezeichnung III. Korps erhielt.

Gablenz ließ am 1. Februar um halb sieben Uhr bei Morgengrauen mit dem Losungsworte „Druf" die ersten Truppen auf den beiden Brücken (Schleußen- und Eisenbahnbrücke) über die Eider setzen. Die Dänen hatten jenseits der Eider nur einen Avisoposten stehen lassen, welcher eine Gewehrsalve abgab und sich langsam gegen Schleswig zurückzog, ohne Widerstand zu leisten. Erst an der Sorge, einem kleinen Flüßchen, wurden zwischen der Avantgarde unserer Brigade Rostitz und der Nachhut der Dänen Kugeln gewechselt. Es gab nur einige leicht Verwundete. Und das war ein Glück für uns, denn unser Feldspital war in diesem Momente noch nicht angelangt. In den wenigen Stunden meiner Amtierung konnte ich auch in Rendsburg für die Unterbringung einer größeren Anzahl von Blessierten nicht genügend Vorsorge treffen, obwohl ich dies als meine erste Pflicht erkannte. Ich hatte mich zu diesem Zwecke sofort nach dem Abmarsche unserer Truppen in Parade geworfen, ließ eine Feldpost-

Digitized by Google

kaleſche vorfahren und begab mich am 1. Februar ſchon um acht Uhr morgens zum Kommandanten der zu den Bundesexekutionstruppen gehörigen hannoverſchen Brigade, dem obgenannten General v. Gebler, der ja auch Feſtungskommandant von Rendsburg war, und, ohne ſich zu zeigen, die Oeſterreicher auf ihrem Durchmarſche ſchalten ließ, als ob er gar nicht anweſend wäre. Die hannoverſchen Truppen hatten den ſtrikten Befehl, uns alle Ehrenbezeigungen zu leiſten und ſich nirgends den Truppen der Alliierten entgegenzuſtellen.

Aus dieſen Verfügungen des klugen Generals konnte ich die Hoffnung ſchöpfen, daß er mich in meiner ſchwierigen und höchſt verantwortlichen Stellung unterſtützen würde, wenn ich mich ihm mit dem richtigen Takte nähere. Meine Erwartung wurde nicht getäuſcht. Auf die ganz gehorſamſte Meldung, die ich dem General über meine Miſſion erſtattete, antwortete er mir ungefähr mit folgenden Worten: „Mein lieber Herr Kamerad, wenn Sie mir ſo freundlich entgegenkommen, mit dieſer öſterreichiſchen Offenheit meine ich, da darf ich auch nicht an Loyalität zurückbleiben. Wenn es meinem Soldatenherzen auch wehe tut, zuſehen zu müſſen, wie Ihre Truppen an den Feind rücken, während wir, die eigentlich vom deutſchen Bunde hieher geſendet wurden, um die Dänen zu züchtigen, hier liegen bleiben müſſen, ſo will ich doch, was in meinen Kräften ſteht, dazu beitragen, für die öſterreichiſchen Kameraden zu ſorgen. Gehen wir alſo raſch ans Werk! Was brauchen Sie zunächſt?“ Auf meine Antwort, daß ich Betten für wenigſtens fünfhundert Verwundete aufſtellen möchte, die ſchon nach dem erſten Zuſammenſtoße mit dem Feinde eintreffen könnten, fuhr Gebler ſogleich mit mir zum Bürgermeiſteramt, um die nötigen Requiſitionen an Betten und ſonſtigen Spitaleinrichtungen zu betreiben. Mit dem Bürgermeiſter von Rendsburg vereint, gingen wir dann von Haus zu Haus, um die Lokalitäten für die Unterbringung von Verwundeten auszuwählen.

Digitized by Google

Kaum waren wir mit diesen Vorbereitungen fertig, als auch schon die ersten Verwundeten: Jäger und Husaren, eintrafen, die von dänischen Kugeln an der Sorge getroffen worden waren. Am 3. Februar folgten dann wieder dreißig Offiziere und über fünfhundert Mann, die im Treffen bei Jagel und Oberselk am Königsberge (vor Schleswig) mehr oder weniger schwer verwundet wurden. Gebler nahm sich unserer Verwundeten so warm an, als ob es seine eigenen Leute wären.

Am 3. Februar abends war der Aufmarsch der Reserveanstalten beendet, was ich an Gablenz telegraphisch meldete. Gleichzeitig erbat ich die Erlaubnis, in sein Hauptquartier nach Breckendorf beim Königshügel einrücken zu dürfen, nachdem meine Aufgabe als Eisenbahntransportleiter beendigt und für das Etappenkommando ein Ablöser aus Wien eingetroffen war.

Die Fahrt ins Hauptquartier, des nunmehrigen II. Korps, machte ich gemeinsam mit dem Oberstleutnant v. Schönfeld des österreichischen Generalstabes, der gleichzeitig mit dem Etappenkommandanten am 3. abends von Wien nach Rendsburg gekommen war, um als österreichischer Militärbevollmächtigter im preußischen Oberkommando zu fungieren. Er erhielt damit eine Vermittlerrolle zwischen Wrangel und Gablenz, die er mit Würde und Geschick durchführte.

Bei unserer Ankunft wurde ich sofort vom Korpskommandanten eingeladen, mit ihm zum Königshügel hinauszureiten, wo tags zuvor, also am 2. Februar, das glorreiche Gefecht der Brigade Gondrecourt gegen sieben Bataillone des Generals Steinmann stattgefunden hatte.

Außer dem tödlich getroffenen Oberst Benedek des Regiments Nr. 34 war auch noch der Major Stransky schwer verwundet worden. Letzterer wollte sich aber nicht vom Regimente trennen. Es bedurfte der Autorität des Korpskomman-

Digitized by Google

danten, um diesen tapferen Stabsoffizier endlich zu bewegen, sich in das Spital nach Rendsburg transportieren zu lassen, wo sein Oberst bereits gepflegt wurde. Das berühmte Regiment Nr. 30, aus braven Polen bestehend, hatte den Major Strampfer am Königshügel verloren. Er fiel als Held beim Sturme auf den Königshügel an der Spitze seines Bataillons. Mit ihm blieben zwölf Offiziere und vierundsiebzig Mann am Platze. Das Treffen war sehr hitzig, obwohl eine Kälte von neunzehn Grad herrschte. Die Brigade Gondrecourt hat sich mit vollem Rechte den Beinamen „die Eiserne" erworben, denn eisenfest hielten die beiden Regimenter zu ihrem Brigadier, der den Sturm auf die Kanonen des Königshügels persönlich leitete. Auch der Generalstabshauptmann der Brigade, Baron Sterneck, hat sich beim Angriff auf die dänische Stellung von Schleswig durch gute Dispositionen und persönliche Tapferkeit so ausgezeichnet, daß er nach dem Sturme von Feldmarschall Wrangel, der Augenzeuge desselben war, auf dem Schlachtfelde umarmt und geküßt wurde. Der alte Wrangel liebte derlei Schaustellungen, und ich glaube sogar, daß es ihm in diesem Falle vom Herzen ging; jedenfalls hatte er sich durch diese öffentliche Sympathiekundgebung die Herzen der Oesterreicher im Sturme erobert.

Als wir mit Gablenz am 4. Februar vormittags zum Königshügel angeritten kamen, waren die braven Kaschauer von Nr. 34 eben mit der Zubereitung der Menage beschäftigt. Sie ließen sich hierbei nicht durch die Kanonenkugeln stören, die ab und zu aus den Danewerken, wie man die Schanzen an der Schley bei Schleswig nannte, herübergesaust kamen. Die Musikkapelle des Regiments 34 spielte den Rákoczimarsch und die schneidigen Ungarn tanzten dazu einen feurigen Csárdás. Das gefiel unserem Korpskommandanten, der von Offizieren und Mannschaften mit endlosen Eljens empfangen wurde, ausnehmend gut. Gablenz ließ die Offiziere um sich

Digitized by Google

versammeln und hielt ihnen eine kernige Ansprache, dankte für ihre Hingebung und belobte insbesondere die Kommandanten dafür, daß im Lager am Königshügel trotz Kälte, Schnee und Kugelpfeifen ein so vortrefflicher Geist herrschte.

Ich will hier nicht von dem Eindrucke sprechen, den dieser Empfang des Feldherrn auf mein jugendliches Gemüt ausübte. Das muß ich aber doch konstatieren: Von diesem Momente bei Oberselk an, bis zu seinem tragischen Ende habe ich Gablenz aus ganzer Seele verehrt. Er war für mich ein Kriegsgott im wahrsten Sinne des Wortes!

Nach kaum halbstündigem Verweilen im Kreise der lieben Kameraden, wie Gablenz seine Mitkämpfer für die Ehre der österreichischen Fahnen und Standarten nannte, frug er den General Gondrecourt nach dem Lagerplatze der Lichtenstein-Husaren, der nicht ferne sein konnte. „Dort drüben in einem großen Meierhofe sind die Neuner Husaren," sagte man uns, und im nächsten Momente gab Gablenz bereits seinem Prachttiere die Wendung dorthin, wo er ein ebenso frohes Lagerleben zu finden hoffte. Bitter war seine Enttäuschung und furchtbar sein Unmut, den er zunächst mir gegenüber äußerte, als wir in den Hof der weitläufigen Wirtschaftsgebäude einritten, wo die Husaren in kleinen Gruppen in tiefem Schnee kauerten und traurig gleich ihren Pferden die Köpfe hängen ließen. Einzelne erhoben sich lässig, um dem Feldherrn die Ehrenbezeigung zu leisten, die der wachhabende Offizier mit einem „Habt acht!" befahl. „Was soll das heißen?" frug mich Gablenz. „Wo ist der Oberst des Regimentes? Schaffen Sie ihn sofort zur Stelle. Da finde ich ja die Ruhe eines Friedhofes statt des flotten Soldatenlebens, das ich erwartete."

Ich ritt an den Proviantoffizier heran, der sich mittlerweile auf die Beine gemacht hatte, forschte nach dem Aufenthaltsorte des Obersten und vernahm, daß er unwohl sei, weshalb er sich in seinem Fourgon unter Kotzen vergraben habe!

Digitized by Google

Mittlerweile hatte Gablenz die Offiziere, die langsam aus ihren Schlafstellen unter Proviantwägen hervorkrochen, scharf angeherrscht und befragt, warum die Mannschaft so traurig herumliege? „Wir haben weder Holz zu Lagerfeuern noch Proviant zum Abkochen," war die Antwort! Nun war der Teufel los!

Ein Wutausbruch, wie ich einen solchen bei dem bekanntlich sehr liebenswürdigen Gablenz nicht für möglich gehalten hätte und später auch nie wieder erlebte, war die nächste Folge dieser in mürrischem Tone erstatteten Meldung des Wachthabenden.

Inzwischen hatte der Proviantoffizier den Obersten aufgeweckt, der den mit einer Zipfelmütze bedeckten Kopf langsam aus dem Fourgon herausreckte, in welchem er geschlafen hatte. Was nun folgte, können sich die Leser kaum vorstellen. Mir klingen die unerhört scharfen Worte noch in den Ohren, die Gablenz dem Kommandanten des Husarenregiments zurief. Kurz wendete er sein Pferd, und im gestreckten Galopp gings, aus dem Husarenlager weg, in das Hauptquartier zurück. Unterwegs herrschte längere Zeit tiefes Schweigen. Endlich, als wir schon ganz nahe am Kruge (Gasthaus) angelangt waren, sagte mir Gablenz folgende Worte: „Herr Hauptmann, Sie waren Zeuge eines Zornausbruches, den Sie vielleicht momentan noch nicht begreifen können, der Ihnen aber im Laufe des Feldzuges klar werden wird. Merken Sie sich, als oberstes Leitmotiv, ein für allemal, daß ich alles eher verzeihen kann, als eine Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obsorge der Vorgesetzten für das leibliche und geistige Wohl ihrer Untergebenen. Wenn Sie in die Lage kommen, mir hinsichtlich der Sorge für die Truppen einen Dienst erweisen zu können, so rechnen Sie auf meine unbedingte Dankbarkeit. Zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, bin ich bereit, für meine Offiziere und Soldaten einzutreten. Ich würde es

Digitized by Google

Ihnen nie verzeihen können, falls Sie aus wie immer gearteter Rücksicht mir etwas verheimlichen würden, was ich als oberster Truppenkommandant wissen muß!" Diesen Ausspruch schrieb ich mir ins Gedächtnis und was noch besser war, tief ins Herz. Es wird sich später zeigen, wie gut Gablenz daran tat, daß er mir gleich zu Beginn meiner Dienstleistung um seine Person eine so gemessene Verhaltungsmaßregel gab!

Im Hauptquartier angelangt, konferierte Gablenz mit dem Oberstleutnant Baron Vlasits, seinem Chef des Generalstabes, ließ mich dann rufen und gab mir folgenden Auftrag: „Laden Sie in meinem Namen die sämtlichen dienstfreien Stabsoffiziere, die im Bereiche des Hauptquartiers lagern, zum feldmäßigen Mittagessen ein, mit alleiniger Ausnahme jenes Obersten, den ich nicht mehr sehen will. Vlasits wird das Nötige einleiten, damit dieser pflichtvergessene Regimentskommandant sofort vom Kriegsschauplatze verschwindet."

Der Oberst kam trotzdem ins Hauptquartier und machte noch einen Versuch, Gablenz zu versöhnen. Er mißlang völlig und endete damit, daß der Oberst vor die Alternative gestellt wurde, entweder sich sofort krank zu melden und nach Wien abzureisen oder wegen des Zustandes, in welchem sein Regiment angetroffen worden war, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Gablenz wollte gleich zu Beginn des Feldzuges allen Truppenkommandanten zeigen, daß er ein Hauptgewicht auf gute Versorgung der Truppen lege und mußte deshalb an dem ersten Offizier, der dies versäumt hatte, ein strenges Exempel statuieren.

Das Hauptquartier unseres Armeekorps wurde am 5. Februar von Breckendorf nach Lottorf vorwärts verlegt. Die Operationskanzlei war da in einem Meierhofe sehr notdürftig untergebracht. Gablenz bewohnte die Stube des Schaffners. Am langen Tische, wo sonst das Gesinde seine Mahlzeiten einnahm, saßen die Generalstabsoffiziere bei einer

Digitized by Google

Operationskarte und schrieben die Dispositionen zum Angriff auf die Danewerke, welcher vom Oberkommandanten Wrangel beschlossen wurde, obzwar Gablenz seine Bedenken gegen dieses gewagte Unternehmen in einem ad hoc abgehaltenen Kriegsrate geltend machte. Schönfeld kam noch spät abends vom preußischen Hauptquartier herübergeritten und brachte den definitiven Befehl zum Sturme auf die dänischen Verschanzungen bei der Hauptstadt Schleswigs. Dieser Angriff muß als ein an Wahnsinn grenzendes Unternehmen bezeichnet werden, wenn man erwägt, daß der ganze Boden, der zwischen uns und der dänischen Befestigungslinie lag, aus Moorgrund bestand, der nur halb gefroren und von einer fußhohen Schneeschicht bedeckt war. Die Operationen auf diesem Terrain schienen nicht nur schwierig, sondern auch höchst bedenklich. Wrangels Befehl lautete: „In Gottes Namen Druf."

Am 5. Februar erhielt ich noch spät abends den Befehl, die Verbindung mit der preußischen Gardedivision (III. Korps), die zu unserer Linken aufmarschiert war, herzustellen. Mit ihrem Kommandanten, dem Generalleutnant v. d. Mülbe, hatte ich die Dispositionen für das Vorrücken, das am 6. morgens beginnen sollte, zu vereinbaren. Auf Kreuz- und Querwegen, die durch die Knicks (Steindämme zwischen den einzelnen Grundparzellen) bedingt waren und jede Orientierung in diesen schneebedeckten Feldern erschwerten, gelangte ich endlich gegen acht Uhr abends wieder nach unserem Lager zurück, wo die Truppen im fußtiefen Schnee bei einer Kälte von zwanzig Grad, die noch durch eisige Nordwinde empfindlicher gemacht war, kampierten. Trotz dieser Ungunst der Witterung haben unsere braven Soldaten die gute Stimmung nicht verloren. Nachdem ich Gablenz alles berichtet hatte, sprach er wehmütig die Worte: „Schade, jammerschade um diese braven Truppen, die ich morgen früh zur Schlachtbank führen soll, mit dem Gefühle, daß die Hälfte davon im Moorboden versinken wird."

Digitized by Google

In sehr ernster, ich möchte fast sagen in trauriger Stimmung trennten wir Generalstäbler uns von dem Korpskommandanten, und jeder von uns suchte sich irgend ein Plätzchen auf, wo er angekleidet bis zum kommenden Morgen ausruhen konnte. Ich begab mich in den Pferdestall, um mich zu überzeugen, ob mein Husar, wie ich ihm befohlen, eines meiner Pferde gesattelt und gezäumt in Bereitschaft hielt. Vom italienischen Feldzuge her hatte ich dies noch in Uebung. Nachdem ich alles nach meinen Befehlen ausgeführt gefunden, legte ich mich in einen Fouragewagen, der im Hofe vor der Stallung stand, um womöglich ein wenig zu schlafen.

Plötzlich, es mag gegen drei Uhr gewesen sein, erwache ich durch Pferdegetrappel, reibe mir die Augen, blicke auf und siehe da, eine Husarenpatrouille bringt von den Vorposten zwei Wagen, deren Insassen sich als die Stadtrepräsentanten von Schleswig, mit dem Bürgermeister an der Spitze, vorstellen. Der Unteroffizier der Patrouille meldet, daß diese Herren angeblich aus der Stadt Schleswig kommen und die Nachricht von der erfolgten Räumung der Danewerke, sowie von dem begonnenen Rückzuge der Dänen bringen. Ich versichere mich bei den angelangten Herren nochmals, ob ich richtig verstanden habe, und stürze dann in die kleine Stube, wo sich Gablenz sorgenvoll auf seinem harten Lager umherwirft, um ihm die freudige Nachricht zu überbringen, daß der wahnwitzige Sturmangriff auf die dänischen Schanzen entfalle, da sie bereits geräumt seien. Gablenz weiß nicht, ob er wacht oder träumt, läßt sich die hastig vorgetragene Meldung nochmals langsam wiederholen, springt dann von der Bank, auf der er geruht, und folgt mir auf den Hof hinaus, um sich persönlich von den Schleswigern über den Sachverhalt berichten zu lassen. Mittlerweile ist die Deputation aus Schleswig bereits von den Wagen abgestiegen und steht unter scharfer Bewachung bereit in der Verfassung, um vor dem komman-

Digitized by Google

dierenden General der Oesterreicher zu erscheinen. Die Stadträte sind glücklich, daß sie selbst die frohe Botschaft überbringen können.

Während nun die Auseinandersetzungen zwischen dem Führer der Deputation und Gablenz gepflogen werden, sorge ich dafür, daß alles in Bereitschaft gesetzt werde, um rasch aufbrechen zu können. Mein James und eines der Pferde des Korpskommandanten sind gleich zur Hand, und Gablenz frägt mich, ob ich es wagen würde, ihn auf dem kürzesten Wege nach Schleswig zu führen, wohin er als Erster, nur von mir begleitet, in scharfem Tempo reiten wollte. Auf meine bejahende Antwort läßt Gablenz den Generalstabschef Baron Blasits wecken und gibt ihm den kurzen Auftrag, dem Feldmarschall Wrangel die Meldung zu machen, das Korps und die preußischen Nachbartruppen zu alarmieren und gegebenen Falles, wenn sich nämlich die unglaublich klingende Meldung bestätigen sollte, wovon er sich persönlich überzeugen wolle, ungesäumt in Schleswig einzurücken und die fliehenden Dänen zu verfolgen. Alles geschah in der Folge in bester Ordnung, nur General Gondrecourt, welcher die preußische Gardedivision Mülbe zu verständigen hatte, versäumte diese Pflicht, woraus eine momentane Verstimmung entstand. Die Deputation aus Schleswig wurde inzwischen unter scharfe Bewachung gestellt. Ihre Mitglieder sollten solange als Geißeln behandelt werden, bis sich ihre Mitteilung bestätigt hätte. Kaum waren diese Anordnungen getroffen, so ging es auch schon in scharfem Trab vorwärts gegen die schleswigsche Hauptstadt und ihre Schanzen. Wie schon oben erwähnt, gibt es seitwärts der Chaussee keine geraden Wege. Von der großen Straße waren wir aber auf eine halbe Stunde westwärts im Lager gestanden, als die obige Meldung einlangte. Ich mußte meinen ungeduldigen und sehr nervösen Korpskommandanten daher auf Feldwegen führen, die sich nach

Digitized by Google

allen Himmelsgegenden umbogen. Beinahe wäre ich schon ängstlich geworden, so bestürmte mich Gablenz unausgesetzt mit seinen Zweifeln, ob ich ihn auch richtig leite. Da endlich erblickte ich die Schotterprismen der Chaussee, auf die wir nach einem etwa zwanzig Minuten dauernden Ritt einlenkten, und Gablenz beglückwünschte mich mit den Worten: „Bravo, mein tüchtiger Generalstäbler, Sie haben eine wunderbare Orientierung bewiesen; der Teufel möchte sich auch in diesem Zickzack von Feldwegen zurechtfinden."

Auf der Chaussee angelangt, ritten wir nebeneinander, hinter uns nur zwei Ordonnanzhusaren. In zehn Minuten gelangten wir schon auf die sanfte Anhöhe, von welcher man einen freien Blick auf die Stadt Schleswig genießt. Sie war bereits hell erleuchtet und hatte sich zum Empfange der Oesterreicher festlich vorbereitet. Trotz der frühen Morgenstunde, es mochte vier Uhr gewesen sein, war alles auf den Beinen, alt und jung, Männer und Frauen. Viele Mägdelein standen vor den Häusern oder winkten mit weißen Tüchern aus den durch Kerzen beleuchteten Fenstern, während wir langsam durch die Hauptstraße hinanritten, die zum königlichen Schlosse Gottorf führt. Es war leer und außer dem Portier keine Seele in den weiten Räumen zu finden.

In dem behaglich erwärmten Salon, in welchem vor uns der dänische Feldherr gehaust hatte, fand ich auf dem Schreibtische in einer Mappe die angefangene Meldung in dänischer Sprache, worin de Meza seinem Könige den Rückzug aus den Danewerken berichtet. Auf ihre Kehrseite schrieb ich die Depesche an unseren Kaiser.

Mein Korpskommandant strahlte vor Seligkeit über diese glückliche Wendung der Dinge und frug in seiner ersten Freude, womit er mich für den gelungenen Ritt belohnen könne. Ich erwiderte, daß ich mir die Gnade ausbitten möchte, die Avantgarde führen zu dürfen, welche sofort zur Verfolgung

Digitized by Google

der sich eilig zurückziehenden Dänen ausgesendet werden müsse. Gerne bewilligte mir der Korpskommandant diese Gunst und gab mir die Ermächtigung, mit vier Eskadronen Lichtensteinhusaren und einer halben Batterie zur Verfolgung aufzubrechen, sobald die Truppen eintreffen würden, die Blasits in Bewegung gesetzt hatte. Ich ritt gleich zu dem eben in Schleswig eingetroffenen Oberstleutnant Smagalski, der interimistisch nach des erwähnten Obersten Abgang das Husarenregiment kommandierte, um mit diesem schneidigen Stabsoffizier die Dispositionen zur Verfolgung des Feindes zu besprechen.

Die Straße von Schleswig nach Flensburg, wohin die Dänen ihren Rückzug angetreten hatten, war spiegelglatt gefroren und da sie sehr konvex gebaut ist, glitten unsere Pferde auf dem gewölbten Straßenkörper so unsicher hin und her, daß unser Vormarsch einem Eistanze glich. Wir mußten jeden Augenblick befürchten, auszugleiten. Es war ein qualvolles Reiten! Wir brannten vor Ungeduld, die Arrieregarde der Dänen, bei welcher sich laut Aussage der Schleswiger weit über hundert schwere Kanonen aus den Schanzen befinden sollten, rasch einzuholen und diese Geschütze als Trophäen zu erbeuten, und doch konnten wir auf dem Glatteise nur im Schritte vorrücken. Zu unserem Vorteile waren die dänischen Kanonen auf schweren Lastwagen verladen, und diese kamen auf der vereisten Straße noch schlechter weg, als wir auf unseren gut beschlagenen Pferden. In Hesse Moor, eine Stunde nördlich von Schleswig kam es zum ersten Zusammenstoße mit der Bedeckung der dänischen Kanonen, deren Widerstand bald überwunden war. Hier erbeuteten wir nur drei Geschütze, dafür aber viele Proviantwagen. Kurz darauf leistete uns aber ein dänisches Bataillon bei Helligbek ernsteren Widerstand und nötigte uns zu Flankenbewegungen mit der Eskadron des Grafen Attems, durch welche es uns alsbald gelang, die feindlichen Arrieregarde-Bataillons der achten

Digitized by Google

dänischen Brigade zu vertreiben und die 113 Kanonen, die sie auf der Straße zu beschützen hatten, als erste Trophäen zu erbeuten. Ich ließ die Fuhrwerke auf der breiten Chaussee umkehren und sendete sie meinem Feldherrn unter guter Bedeckung mit einer kurzen Meldung zurück, die sich sonderbarerweise nicht unter den Operationsakten befunden haben dürfte, als Oberstleutnant Friedrich v. Fischer im Jahre 1870 sein Buch „Der Krieg in Schleswig und Jütland" herausgab.*)

Unsere von Smagalski kommandierte, von mir geführte Avantgarde mußte natürlich unaufhaltsam vorwärtsdringen, um den Dänen auf der Ferse zu bleiben. Sie vollführte ihre Aufgabe auch trotz der wiederholten Stellungnahme der durch neue Truppen stets unterstützten Nachhut der Dänen und ungeachtet eines Nordsturmes, der uns den eisigen Schnee wagrecht ins Gesicht peitschte. Mehrmals mußten wir sogar die Front verändern, weil wir vor Schneetreiben nichts mehr sehen konnten.

Nach einem dreistündigen Ritt waren wir genötigt, an einem Flüßchen, dessen Brücke weggerissen war, Halt zu machen und die Pferde ein wenig ausschnaufen zu lassen. In dieser Position holte uns der Korpskommandant ein, welcher in Schleswig nur die nötigen Dispositionen für den Vormarsch des Korps gab und dann umso rascher der Avantgarde folgte, als ihn die mittlerweile eingetroffenen dänischen Kanonen auf weitere Beute hoffen ließen. Mit unserem Feldherrn an der Spitze, brachen wir aus der Raststellung auf, übersetzten das Flüßchen, das glücklicherweise fest zugefroren war, neben der Brücke, und verfolgten die Dänen in einem möglichst verschärften Tempo. Gablenz hatte die Brigade-

*) Diese österreichische Darstellung (nach authentischen Quellen bearbeitet im kriegsgeschichtlichen Bureau des k. k. Generalstabes) bedarf überhaupt einer gründlichen Neubearbeitung, sie ist gar zu bescheiden, was die Leistungen unserer Truppen betrifft. Friedjung sollte sie schreiben, da würde sie anders ausklingen.

Digitized by Google

batterie von Nostitz mitgebracht, welche der Artilleriechef v. Weißer so gut disponierte, daß sie unter dem schneidigen Hauptmann Ritschl und dem kühnen Oberleutnant Schmalz wahre Wunder mit ihren Spitzhohlgeschossen wirkte. Wir vermochten nun den Feind aus allen weiteren Stellungen zu vertreiben, indem er zuerst scharf beschossen und gleich darauf von den Husaren attackiert wurde. Gegen drei Uhr trafen wir bei Oeversee ein, wo die Dänen die letzte sehr starke Position eingenommen hatten.

Der Deutsch-Dänische Krieg II. (bis zum Waffenstillstand in Hadersleben).

Bei Oeversee — Ein kritischer Moment — Drei Bajonettangriffe — Am Verbandsplatz — Das Telegramm nach Wien — Die Verfassung des Armeebefehls und ihre Folgen — Gablenz' Vertrauter — Mit Prinz Albrecht von Preußen — Als Präsidialist — Die Auffassung in Wien — Eine Ansprache und ihre Folgen — Vierwöchentlicher Waffenstillstand — Medaillenverteilung — Gablenz und der Spieler — Mit dem Schlachtenmaler und den Kriegskorrespondenten — Soldatenpoesie.

An der Straße links, und zwar diesseits des unsere Marschlinie querenden, sumpfigen Talbodens der Treene, lag ein großes Gasthaus, ein „Krug". Gerade vorwärts gegen Norden, erhebt sich eine scharf zum Treenebach abfallende, deren rechtes Ufer bildende Anhöhe. Links, auf zehn Minuten entfernt, befindet sich die Ortschaft Oeversee*). Gablenz ließ am diesseitigen Talrande beim Krug halten, die Husaren absitzen und rasten. Er begab sich mit mir auf die sanfte Anhöhe zur Rechten, also ostwärts vom Kruge, südlich der Treene, und trachtete durch den Feldstecher die Stellung der Dänen zu er-

*) Siehe die Kartenskizze: Gefecht von Oeversee.

Digitized by Google

kennen, was aber nicht möglich war, weil sie sich an einem Waldrande verborgen hielten und durch den uns gegenüberliegenden Höhenrücken gedeckt waren; wir sahen nur Schneemassen, aus welchen hie und da ein dunkler Flecken hervorstach. Daß hier eine ganze dänische Brigade stand, erfuhren wir erst durch die Bewohner des Kruges. Wir hatten es uns übrigens auch selbst gedacht, daß wir bereits beim Gros der feindlichen Armee angelangt seien, denn der Treeneabschnitt ist die letzte Position vor Flensburg, wo ein ernsthafter Widerstand möglich war. Da die dänische Armee aber Zeit brauchte, um sich in Flensburg zu sammeln, so mußte sie hier den Kampf ungewollt aufnehmen.

Für uns trat nun ein äußerst kritischer Moment ein. Es hieß vorwärts, um diese Position zu nehmen, oder zurück, um eine gesicherte Aufstellung zu beziehen. Mit banger Erwartung blickte ich Gablenz an, um aus seinen Mienen zu lesen, welchen Entschluß er fassen werde. Da kam Blasits in Karriere angeritten und beschwor Gablenz, den gefährlichen Kampf in den späten Nachmittagsstunden — es war gegen halb vier Uhr — nicht mehr aufzunehmen. Gablenz frug nun seinen Stabschef, welche Truppen in der nächsten halben Stunde eintreffen könnten, und als er hörte, daß das neunte Jägerbataillon und das Regiment König der Belgier bereits im Anmarsche seien, heftete er einen langen fragenden Blick auf mich, den ich sofort verstand. In meinem entschlossenen Gesichtsausdrucke las er meine starke Neigung zum sofortigen Angriffe, den er auch schon im Sinne hatte. Mir war nach so prächtigem Vordringen der Gedanke des Zurückweichens unerträglich. Der Korpskommandant erwies sich in diesem kritischen Momente als echter Theresien-Ritter. Er entschied sich trotz der Abmahnung des Stabschefs für den energischen Angriff und erteilte mir den Auftrag, mit dem Husarenregimente eine Rekognoszierung gegen den Sankelmarker Höhen-

Digitized by Google

zug zu unternehmen, um die Stärke des Feindes zu erfahren und darnach seine Dispositionen zu treffen.

Ich flog förmlich von der Anhöhe in Karriere nach dem Kruge hinab, wo das Husarenregiment gedeckt aufgestellt war, um rasch den Angriff vorzubereiten, denn ich war besorgt, Blasits könnte mit seinen vorsichtigen Ratschlägen den Feldherrn doch noch beeinflussen, inne zu halten oder wohl gar zurückzuweichen. Beim Krug angelangt, ließ ich sofort Alarm blasen und verständigte den Interims-Regimentskommandanten Oberstleutnant Smagalski von dem Auftrage des Korpskommandanten. In wenigen Minuten war das Regiment kampfbereit. Neben dem Kommandanten an der Spitze des Regimentes ritten wir im Trab zu dem gefrorenen Flüßchen Treene in den Talgrund hinab und übersetzten die Treene in einer sumpfigen Furt, da uns im Krug von dem Wirte Klausen gesagt worden war, daß die Chausseebrücke von den Dänen unterminiert sei. Kaum hatten wir den Talgrund der Treene auf dem ziemlich fest gefrorenen Sumpfboden glücklich überschritten, als der Oberstleutnant Smagalski aus den Eskadronskolonnen in Front aufmarschieren und nun in scharfem Tempo die Höhe hinansprengen ließ, die jenseits der Niederung sich zur dänischen Stellung sanft erhob. So marschierten die einzelnen Schwadronen in die Front auf und prellten schneidig vor.

Urplötzlich wurden wir von einem Hagel dänischer Kugeln — einer förmlichen Decharge — überschüttet und mußten die Wahrnehmung machen, daß wir unmittelbar vor der Front der dänischen Infanterie angelangt waren. Diese hatte sich hinter einem tiefen Graben, geschützt durch einen Steindamm, am Höhenrande eingenistet. Gleichzeitig mit dem Flintenfeuer, das unsere tapferen Husaren ein wenig lichtete, wurden Geschütze, die östlich der Chaussee versteckt standen, demaskiert. Diese beschossen uns so heftig, daß an ein Stillhalten nicht ge-

Digitized by Google

dacht werden konnte. Ebensowenig war es aber möglich, die durch den Graben und den Knick gedeckten Kanonen den Dänen zu entreißen. Es blieb daher nur das eiligste Umwenden als Rettungsmittel aus diesem mörderischen Feuer übrig, in welchem Rittmeister Prinz Ahrenberg sein Pferd unter dem Leibe verlor und außerdem zehn Mann kampfunfähig gemacht wurden. Der Zweck unserer Rekognoszierung war erfüllt.

Gablenz, der unser Vorrücken von der kleinen Anhöhe östlich des Kruges beobachtete, erkannte, daß wir faktisch starke Streitkräfte gegen uns hatten, blieb aber trotzdem seinem wohlerwogenen Entschlusse treu. Durch diese Kühnheit hat er sich im vollsten Maße das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens verdient, womit er bald nach dem Treffen bei Oeversee ausgezeichnet wurde. Allerdings war unserem Feldherrn auch das Kriegsglück günstig, ohne welches überhaupt keine militärischen Erfolge zu erzielen sind. In dem Momente, wo die rekognoszierenden Husaren zurückreiten mußten, war das neunte Jägerbataillon beim mehrerwähnten Krug angelangt und von Gablenz nach Ablegung der Tornister sofort zum Sturme auf die dänische Stellung beordert worden. Die braven Obersteirer kämpften wie die Löwen, sie wären aber doch von der dänischen Uebermacht erdrückt worden, wenn nicht rechtzeitig Prinz Wilhelm von Württemberg mit dem Regimente Belgien am Kampfplatze eingetroffen wäre. Die Siebenundzwanziger stürzten sich wie toll ins Kampfgewühl. Es handelte sich um die von Südwesten gegen Nordosten aufsteigende Anhöhe, hinter welcher sich ein ausgedehnter Wald gegen Flensburg ausbreitet.

Nachdem unsere durch ein Faß Rum erwärmten Steirer mit den Gewehrkolben (die Flinten waren gefroren) sich eine Lücke in die dänische Aufstellung erzwungen hatten, wobei Oberstleutnant Illeschütz, Kommandant des ersten Bataillons und mehrere Offiziere schwer verwundet wurden, fand das

Digitized by Google

Handgemenge im Walde seine Fortsetzung. Hiebei fiel der Hauptmann Entner, welcher nach Illeschützs Verwundung das Bataillonskommando übernommen hatte. Die Dänen konzentrierten sich hinter dem Walde neuerdings westwärts der Flensburger Chaussee, vor dem Bilschau-Krug. Von dort aus ließ der feindliche Brigadier, Oberst Müller, einen offensiven Vorstoß machen, um Luft zu bekommen. Major Haugwitz parierte ihn bravurös mit dem zweiten Bataillon von Belgier-Infanterie, durch einen Gegenangriff mit dem Bajonette. Es kam zu einem mörderischen Handgemenge, wobei es nur mehr Kolbenschläge, Hieb- und Stichwunden gab. Ein dritter Bajonettangriff, den Gablenz noch anordnete und Württemberg heldenmütig durchführte, setzte uns endlich auch in den Besitz der letzten dänischen Position vor Bilschau und Schlamtoft. Hiebei griff auch das erste Bataillon Belgier und das neunte Jägerbataillon erneut ein. Dieser Angriff, zugleich der Schlußakt des blutigen Kampfes, wird mir unvergeßlich bleiben. Es war geradezu klassisch zu nennen, wie die Belgier in der Mitte, die Neuner Jäger rechts und links vom Gros unaufhaltsam vordrangen, über die Leichen der Gefallenen hinwegsetzten und siegestrunken jubelten, als es sich zeigte, daß die Dänen endlich wichen. Die heldenmütig kämpfenden Dänen mußten den Rückzug nach Flensburg antreten, da es schon finster wurde und sie bereits von der Chaussee ab auf die Solter Feldwege gedrängt waren. Unsere Brigadebatterie, unter dem tapferen Hauptmann Ritschl, welche anfangs rechts vom Oeverseer Krug placiert war und dann vorrückte, sendete dem weichenden Feinde noch Spitzhohlgeschosse in großen Massen nach. Ein Versuch, den die siebente dänische Brigade gemacht hatte, der achten (Müller) zu Hilfe zu kommen und Bilschau wieder zurückzuerobern, wurde schon früher durch das Feuer dieser Heldenbatterie vereitelt.

Um die volle Wahrheit zu sagen, muß ich hier kon-

Digitized by Google

ſtatieren, daß es zweimal höchſte Gefahr für uns gab. Die Neuner Jäger und das Regiment der Belgier waren durch das Waldgefecht aus der Ordnung gekommen, und da auch der Oberſt Prinz Württemberg durch eine Kugel — es war der letzte Schuß eines bereits verwundet im Straßengraben liegenden Dänen — an der Ferſe gefährlich getroffen wurde, ſo waren für uns während dieſer Kämpfe einige kritiſche Momente eingetreten. Das Gefecht kam zweimal zum Stehen und konnte nur durch das Eingreifen der mittlerweile herangerückten Oberöſterreicher vom Regiment Nr. 14 wieder in Gang gebracht werden. Beim letzten Angriffe auf Bilſchau wirkten die ſogenannten Moſtſchädel kräftig mit. Es war auch ſchon ganz dunkel geworden; man konnte Freund und Feind kaum mehr erkennen. Für beide Teile war es höchſte Zeit, abzubrechen. Ein weiterer Kampf wäre in ein wildes Morden ausgeartet.

Es war ein Glück, daß die Dänen den Rückzug nach Flensburg fortſetzten und uns das Schlachtfeld von Oeverſee überließen. Das Aufſuchen der Verwundeten in dem dicht mit Schnee bedeckten Walde und längs des öſtlichen Ufers des Sankelmarker Sees, wo am heftigſten gekämpft wurde, unter Fackelſchein, das Zuſammenſchließen der einzelnen weit vorgedrungenen Unterabteilungen war keine Kleinigkeit; ſie fiel dem noch friſchen zweiten Bataillon von Heſſen Infanterie zu. Ich hatte auf Gablenz' Auftrag für die raſche Einrichtung eines Verbandsplatzes beim Oeverſeekruge geſorgt, während die Truppen zum letzten Sturme vorgingen und die Lichtenſtein-Huſaren ſich wieder rangiert hatten, um das letzte däniſche Quarré am Sankelmarker See zu ſprengen.

Der Verbandplatz war alsbald überfüllt. Wir hatten in einer Stunde einundzwanzig Offiziere und über dreihundert Mann zu verſorgen, die Toten — ſieben Offiziere und einundſiebzig Mann — nicht mitgerechnet. Von den Dänen fielen

Digitized by Google

achtzehn Offiziere und zirka tausend Mann. Auch der dänische General Steinmann befand sich unter den Verwundeten. Zu Gefangenen machten wir nur vier Offiziere und einhundertfünfundzwanzig Mann, meist von den heldenhaft kämpfenden Kopenhagenern, die am längsten Widerstand leisteten und deshalb in Gefangenschaft fielen. Unsererseits war von der Generalität nur Gablenz durch ein Geschoß getroffen, welches aber am Säbel des Feldherrn abprallte.

Ich hatte das Gasthaus gleich vollkommen ausräumen und den Boden der Lokalitäten mit Stroh belegen lassen, damit die Verwundeten, bei dem Mangel an Betten, doch wenigstens auf eine weiche Unterlage gelegt werden konnten. Nur ein Bett, welches in dem kleinen Gastzimmer des Oeverseekruges stand, blieb auf seinem Platze, und dieses benützten wir, um dem schwerblessierten Prinzen Wilhelm von Württemberg ein Lager während der Operation zu gewähren, die sofort vorgenommen werden mußte, weil seine Fußwunde ebenso gefährlich als schmerzhaft war. Das Fersenbein war ganz zerschmettert, und der Chefarzt der Belgier mußte mit den sehr beschränkten Mitteln, die er in seinem Verbandszeug führte, eine Resektion des Knochens vornehmen, d. h. den zersplitterten Teil des Knochens herausſägen. Chloroform war nicht zur Hand, und Württemberg litt rasende Schmerzen. Ich wohnte der Operation bei, um Gablenz Meldung darüber erstatten zu können.

Plötzlich hörte ich große Bewegung in dem geräumigen Nebenlokale, dem großen Wirtshauszimmer, wo die Verwundeten am Boden lagen und sehnsüchtig warteten, bis die Reihe der ärztlichen Untersuchung an sie käme. Diese Bewegung wurde durch die Einbringung des Oberleutnants Karl Baron Prokesch-Osten von Nr. 27 hervorgerufen, der im Sankelmarker Walde aus drei Wunden blutend, aber noch lebend aufgefunden worden war. Man entkleidete den Oberkörper

Digitized by Google

des zwanzigjährigen Jünglings, in welchem dänische Geschosse eingedrungen waren, und da sah ich, daß er von drei Kugeln in die Brust getroffen war. Es war ein jammervoller Anblick, diesen blühenden jungen Mann röchelnd seinen Geist aufgeben zu sehen. Er hatte noch Kraft genug, um mich zu bitten, dem Vater und der Braut Nachricht von seinem Schicksale zu geben, was ich auch alsbald telegraphisch besorgte. In dem Momente, als der tapfere Offizier seinen letzten Atemzug getan hatte, eilte ich zu Gablenz, um die Vorkommnisse am Verbandsplatze zu schildern, und fand ihn tief erschüttert über die großen Verluste an Offizieren und Mannschaft, die der Sieg bei Oeversee als Opfer forderte.

Nach kurzer Pause frug mich Gablenz, ob ich noch die Kraft besitze, die Depesche an den Kaiser, welche er eigenhändig aufgesetzt hatte, nach Schleswig zum Telegraphenamte zu bringen. Obzwar ich seit halb vier Uhr morgens fast ununterbrochen im Sattel gesessen hatte und mir Hände und Füße von der riesigen Kälte nahezu erstarrt waren, konnte ich dem bittenden Blicke meines verehrten Feldherrn doch nicht widerstehen, raffte meine letzten Kräfte zusammen, stieg neuerdings zu Pferde und ritt bei tiefer Finsternis den drei Stunden weiten Weg von Oeversee nach Schleswig zurück. Unterwegs mußte ich fortwährend den Fuhrwerken ausweichen, die mit den Verpflegs- und Spitalanstalten auf der Chaussee einhermarschierten. Um Mitternacht war die Depesche per Feldtelegraph von Schleswig nach Hamburg abgespielt und zeitlich morgens, am 7. Februar, konnte die Siegesbotschaft in der Wiener Hofburg eingetroffen sein. Hiemit glaubte ich für diesen Tag meine letzte Aufgabe erfüllt zu haben und kehrte gegen drei Uhr früh zu Wagen nach Oeversee zurück.

Gablenz war noch wach. Ich konnte ihm melden, daß sein Auftrag ausgeführt war.

Wie schon erwähnt, war Gablenz sehr nervös und er konnte

Digitized by Google

unter den besten Umständen höchstens ein bis zwei Stunden schlafen. Nach so großen Aufregungen, wie sie das Treffen bei Oeversee brachte, war der Schlaf völlig ausgeschlossen. Was ein neurasthenischer Kommandant für seine Umgebung ist, die er stets in Atem hält und von der er oft das Unmöglichste verlangt, liegt auf der Hand. So geschah es auch in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar, daß Gablenz von Blasits eine Kundgebung an die Truppen wünschte, die schon am 7. früh in der Gestalt eines Tagesbefehles erscheinen sollte. Blasits war aber todmüde, da er von morgens vier Uhr bis abends elf Uhr unausgesetzt Dispositionen hatte geben müssen; er legte sich in Frörup um Mitternacht zur Ruhe, ohne den gewünschten Dank an die Truppen geschrieben zu haben. Da ich nun trotz der Strapazen noch ziemlich munter aussah (ich hatte mich durch den dreistündigen Schlaf, den ich unterwegs von Schleswig nach Oeversee im Feldpostwagen machte, etwas erholt), beauftragte mich Se. Exzellenz in Frörup, wo unser Hauptquartier untergebracht wurde, diesen Armeebefehl zu verfassen. Sofort erlaubte ich mir die Vorstellung, daß ein solches Schriftstück nur aus der Feder des Stabschefs fließen könne, und machte mich anheischig, Blasits aufzuwecken. Die Vorstellung half mir aber nichts, denn Blasits lag wie ein Stück Holz da und alles Rütteln war vergeblich. Als ich mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Stabschef absolut nicht zu wecken sei, meinte Gablenz, daß er als Korpskommandant doch das Recht habe, einen Armeebefehl selbst zu diktieren; ich möchte nur redigieren, was er mir sagen werde. Darauf ließ ich mich leider ein, und das war der erste Nagel zu dem Sarge meiner Generalstabskarriere. Gablenz erhob mich weit über meinen Rang, quasi zu seinem Vertrauten, und das war mit meiner dienstlichen Unterordnung unter den Stabschef Blasits unvereinbar. Ich hätte die Abfassung des Armeebefehles mit der Entschuldigung ablehnen müssen, daß ich zu übermüdet sei,

Digitized by Google

um eine solche Aufgabe zu lösen. Der ungezügelte Ehrgeiz spielte mir aber einen bösen Streich, ich entwarf den Armeebefehl und schrieb so ganz nach dem Geschmack des Korpskommandanten, daß er mich umarmte und ausrief: „So hab' ich mir diese Kundgebung meines Dankes an die braven Truppen gedacht, Sie haben mir aus der Seele geschrieben!"

Als ich mir am 7. Februar nach mehrstündiger Ruhe wieder die Augen rieb, konnte ich schon eine schwere Wolke auf der Stirne des Stabschefs gewahren, der mich bis zu diesem Momente sehr kameradschaftlich behandelt hatte, nun aber plötzlich ernste Dienstmienen annehmen mußte, um mich zu belehren, daß ich in seinen Wirkungskreis einen kühnen Eingriff getan hatte. Er zog mich wegen des Armeekorps-Befehles ernstlich zur Verantwortung, und zwar nicht so sehr wegen des Erscheinens ohne seine vorherige Gutheißung, sondern wegen des Inhaltes, den er mir gegenüber bitter tadelte. Besonders die Stelle: „Soldaten, das Vaterland blickt stolz auf euch, ihr tapferen Söhne," die napoleonisch klang und bei Gablenz großen Beifall fand, bildete in den Augen Vlasits', der diese Phrase mit den Brillen der Generaladjutantur des Kaisers ansah, den Stein des Anstoßes. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß mir Vlasits sehr pikiert sagte: „Der Oesterreicher hat kein Vaterland, der Soldat hat nur einen Allerhöchsten Kriegsherrn. Das merke dir künftighin, wenn du derlei Schriftstücke, die für die Truppen bestimmt sind und auch in die Oeffentlichkeit kommen, verfassen willst." Starr vor Staunen stand ich da. Ich kannte eben die Verhältnisse noch nicht. Ich hätte mich ja einigermaßen rechtfertigen können, wenn ich Vlasits gegenüber die Situation geschildert hätte, in die mich Gablenz gedrängt hatte. Damit würde ich aber das gute Verhältnis zwischen dem Korpskommandanten und seinem Stabschef getrübt haben, und ich zog es daher vor, die ganze Geschichte auf mir sitzen zu lassen.

Digitized by Google

Auf Gablenz machte diese Aufopferung einen so guten Eindruck, daß er in seiner durchaus noblen Natur das Bedürfnis fühlte, mich sofort für die bewiesene Hingebung zu belohnen, indem er mir gratis ein Pferd zukommen ließ, welches mindestens fünfhundert Gulden wert war, eine schöne Fuchsstute, meine „Juno", um die ich von meinen Kameraden viel beneidet wurde. Auch diese Gunst hat mir mehr geschadet als genützt. So ging es weiter, bis ich schließlich als der ausgesprochene Günstling des Korpskommandanten angesehen wurde, dessen Einfluß man sich sichern zu müssen glaubte, wenn man bei Gablenz etwas erreichen wollte. Alles schmeichelte mir, die Oberste der Regimenter duzten mich, den verhältnismäßig noch sehr jungen Hauptmann, und schenkten mir ihr vollstes Vertrauen. Die Brigadiere Nostitz, Tomas und Dormus überhäuften mich mit Freundlichkeiten, die auch einem weniger eitlen Menschen in den Kopf gestiegen wären. Ja, selbst der mürrische General Gondrecourt war mir sehr gewogen. Besonders attachierte sich mir der Kommandant des sechsten Artillerieregimentes Oberst Weißer, der mich als früheren Artilleristen schätzte und mir höchst wichtige Mitteilungen machte, die ich im Interesse des Dienstes gut verwerten konnte.

Am 8. Februar arbeitete ich an einem Berichte über das Treffen von Oeversee an den Kaiser, welcher die Grundlage für die Verleihung des Kommandeur-Kreuzes des Maria-Theresien-Ordens an Gablenz durch ein von Sr. Majestät ad hoc eingesetztes Ordenskapitel bildete, und am 9. nahm mich Gablenz nach Flensburg mit, wo er zum Diner beim Prinzen Albrecht von Preußen, dem Bruder des Königs, geladen war, an welchem alle Prinzen und Generäle teilnahmen. Ich kam durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit eines Hofmarschalls (Graf von der Schulenburg) neben den Prinzen von Altenburg zu sitzen und hatte als

Digitized by Google

Gegenüber den Prinzen von Hohenzollern, Leutnant in einem Garderegiment. Viele Jahre später ist er als Carol I. König von Rumänien geworden und hat den Hohenzollern in der Schlacht bei Plewna alle Ehre gemacht.

Nunmehr wurde ich von Gablenz mit allerlei wichtigen Referaten betraut und im wahren Sinne des Wortes sein Präsidialist. So kam es, daß auch die Kriegsberichterstatter aus aller Herren Länder mir unterstanden und auf meine Mitteilungen angewiesen waren. Sie glaubten sich dankbar erweisen zu können, indem bei Schilderungen von Gablenz und seinem Stabe mein Name mehr genannt wurde, als mir lieb sein konnte. Besonders der Korrespondent der Kölnischen Zeitung, Herr Griszelich, scheint in dieser Richtung etwas zuviel des Guten getan zu haben. Es schadete dem Korpskommandanten nach oben und vermehrte auch das Heer meiner Feinde und Neider, das ohnedies schon stattlich angewachsen war.

Obwohl Gablenz zwei Personaladjutanten, den Husaren-Oberleutnant v. Mayer, der wegen seiner aristokratischen Allüren „Nobelmayer" genannt wurde, und den Inhabersadjutanten Ulanen-Oberleutnant Weber, einen treuherzigen, bildschönen Menschen, außerdem vier Ordonnanzoffiziere, die Rittmeister a. D. Prinz Ahrenberg, Graf Kinsky und die Leutnants Prinz Lobkowitz und Prinz Alfred Lichtenstein zu seiner persönlichen Verfügung hatte, wurden mir doch so viele Korrespondenzen aufgebürdet, daß ich ganze Nächte opfern mußte, um meinen ungeduldigen Chef durch rasche Erledigung der eingelaufenen Briefe zu befriedigen. Antwort bekam jedermann, der an Gablenz geschrieben hatte, nur in der Form der Beantwortung der Briefe wurden sehr viele Nuancen beobachtet. Einen Teil schrieben und fertigten die Adjutanten. „Im Auftrage Sr. Exzellenz," das war das Gros. Gewissen Persönlichkeiten, namentlich der Publizistik, mußte ich ant-

Digitized by Google

worten und meinen Chef mit Ueberbürdung entschuldigen. Endlich kamen die heiklen Korrespondenzen mit dem ersten Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville, dem Armeeoberkommandanten Erzherzog Albrecht und dem Armeekommandanten v. Benedek, dem früheren Vorgesetzten Gablenz' in Italien usw. Auch an die Fürstin Lori Schwarzenberg, einer glühenden Militärfreundin, mußte ich lange Briefe schreiben, welche sich auf die Pflege unserer Verwundeten bezogen. Selbstverständlich erheischte die letzte Kategorie von Briefen die sorgfältigste Wahl des Ausdruckes, sie wurden von Sr. Exzellenz selbst unterzeichnet. Bei den übrigen war ich der öffentlichen Kritik ausgesetzt, weil die Empfänger eitel genug waren, die von mir i. A. gefertigten Antwortschreiben den Zeitungen auszuliefern.

Im ersten Jubel über unsere Siege bei Oberselk und Oeversee war man in Wien überaus gnädig gestimmt. U. a. traf folgendes Handbillett an Gablenz ein:

Lieber Feldmarschalleutnant Freiherr v. Gablenz!

Die Waffentaten und Erfolge Meines, Ihrem Kommando anvertrauten VI. Armeekorps in dem gegenwärtigen Feldzuge erfüllen Mich mit lebhafter Freude. Von Ihnen kühn und einsichtsvoll geführt, haben die Truppen des Korps, Meine Erwartungen rechtfertigend, durch todesmutigen siegreichen Kampf mit dem Feinde, durch Ausdauer in Ueberwindung von Beschwerden die ruhmvollen Fahnen Oesterreichs mit neuem Glanze umgeben, die in der Geschichte begründete Achtung der Welt für Meine brave Armee abermals gesteigert. Sagen Sie den Generälen, Offizieren und Mannschaften aller Truppen, daß Ich mit ihnen zufrieden bin und ihnen danke. Ich betrauere mit dem Vaterlande die in ihrer Pflichterfüllung rühmlichst gefallenen Opfer. Ich werde nach Bewältigung des Feindes

Digitized by Google

den Zusammentritt eines Kapitels des Militär-Maria-Theresien-Ordens anordnen und dessen Anträge zur Auszeichnung der hervorragenden Taten entgegennehmen.

Wien am 11. Februar 1864. Franz Josef.

Sonderbarerweise wurde in dieses Handschreiben das von mir gebrauchte und von Blasits so perhorreszierte Wort „Vaterland" aufgenommen! Es war also doch nicht so absurd gewesen, wie man mir glauben machen wollte.

Gleichzeitig langte ein Schreiben des Feldmarschalls Wrangel bei Gablenz ein, in welchem er vom Oberkommandanten der verbündeten Armeen aufgefordert wurde, um das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens einzuschreiten.

Die Gnadenbezeigungen des Allerhöchsten Kriegsherrn waren so überaus reich, daß Gablenz in Wonne schwamm und sich momentan wohl für den glücklichsten der Sterblichen hielt. Es sollte aber nicht lange währen!

Am 11. Februar mußte ich am Bahnhofe zu Flensburg den neuernannten Stellvertreter des Korpskommandanten F.-M.-Lt. Grafen Erwin Neipperg, welcher in Begleitung des zweiten Generaladjutanten F.-M.-Lt. Grafen Coudenhove von Wien eintraf, empfangen und zu Gablenz geleiten. Es wurde ein Teeabend arrangiert, an welchem alle Truppenkommandanten teilnahmen. Gablenz war der liebenswürdigste Hausherr, den man sich denken kann, gastfreundlich bis zum Exzeß. Das Arrangement seiner Diners und Tees gab den aristokratischen Gästen, von denen es im Hauptquartier wimmelte, stets Stoff zu allerlei Bemerkungen. Hätte Gablenz nur seine Funktionszulage verausgabt, wie es andere taten, so würde er von seinen Gebühren am Ende des Feldzuges eine hübsche Barsumme erspart haben, während durch seine Munifizenz, die so weit ging, daß der ganze Generalstab täglich an seiner Tafel speiste, schließlich ein negatives Resultat in seiner Finanz-

Digitized by Google

gebarung entstand; wir Mitglieder des Stabes dagegen brachten schöne Summen nach Hause, da wir für unsere Verpflegung absolut nichts auszugeben hatten.

Vorerwähntes gab mir Anlaß zu den ersten Bedenken gegen die Aufrichtigkeit der Gefühle, welche man dem siegreichen Feldherrn gegenüber äußerte. Ich hörte da manche Bemerkung, die mich tief verstimmte, z. B. daß Gablenz doch eigentlich den Stier bei den Hörnern gefaßt habe, indem er bei Oeversee mit fünf Bataillonen den Angriff in der Front gegen das Gros der dänischen Armee, nahezu zwanzig feindliche Bataillonen, unternahm. Daß bei Oeversee zu Flankenbewegungen bei einbrechender Dämmerung weder Zeit noch Gelegenheit war, das schien den geistreichen Kritikern aus Wien ganz entgangen zu sein. Sie beteten mit dieser Bemerkung nur ein Urteil nach, welches der Neid über unsere glänzenden Waffentaten im preußischen Oberkommando ausgeheckt hatte. Im Munde von Oesterreichern nahm sich indes eine solche Sprache sehr übel aus.

Am folgenden Tage ließ Gablenz das neunte Jägerbataillon in Parade ausrücken, das die Bedeckung des Hauptquartiers seit Oeversee bildete. Der Korpskommandant hielt eine zündende Ansprache an die Helden von Oeversee, in welcher er sein Bedauern über die große Anzahl der Gefallenen aussprach und seinen Schmerz darüber kundgab, nicht reich genug zu sein, um für die Witwen und Waisen der Toten sorgen zu können. Was er besitze, seine Zulage als Ritter des Theresien-Ordens, wolle er gerne auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen, um damit den Anfang für eine Kollekte zu machen, die bestimmt sein solle, jenen Hinterbliebenen, die einen Anspruch auf Unterstützung aus Staatsmitteln nicht erheben können, z. B. Witwen von Offizieren, welche ohne Kaution geheiratet hatten, Pensionen zu sichern. Ich beobachtete scharf die Mienen der von Wien angelangten Höflinge und

Digitized by Google

konnte sofort wahrnehmen, daß diese Anrede nicht nach ihrem Geschmacke war. Anreden an die Truppen wurden damals überhaupt noch perhorresziert und die Opferung der Theresien-Ordens-Zulage als Fonds für eine Witwenstiftung wollte den beiden Exzellenzen aus dem österreichischen Hochadel schon gar nicht gefallen. Sie waren nicht übel geneigt, die ganze Aktion als einen faux pas zu bezeichnen und sagten, daß nur Sr. Majestät das Recht zustehe, für die Witwen und Waisen Vorsorge zu treffen. Wie ich später noch erfuhr, wurden die Truppenkommandanten vom Grafen Coudenhove befragt, ob Gablenz schon mehrmals derlei Ansprachen gehalten habe und ob er sich nicht etwas auf den Wallenstein hinausspiele. Ich will nicht sagen, wer die Piccolomini gewesen wären, wenn Gablenz wirklich die Allüren eines Wallenstein angenommen hätte. Aber er dachte ja nicht im entferntesten daran, indem er vielmehr seinem Allerhöchsten Kriegsherrn und Kaiser in tiefster Ehrfurcht ergeben war, ja ihn förmlich anbetete.

Nach dem Ausrücken rief mich Gablenz auf sein Zimmer und wollte die volle Wahrheit darüber hören, welchen Eindruck seine Rede gemacht habe. Ich sagte ihm ganz offen: „Nach unten einen vortrefflichen, nach oben aber einen recht bedenklichen!“ Letzteres wollte er nun nicht glauben, er hat aber kurz nach der Rückkehr Coudenhoves nach Wien aus einem Allerhöchsten Handschreiben die bittere Pille entnehmen müssen, daß Se. Majestät es sich Allerhöchst vorbehalte, für die Hinterbliebenen der Gefallenen zu sorgen. Im übrigen sprach der Kaiser allerdings seine vollste Anerkennung für die Leistungen des VI. Korps aus und fügte bei, daß die Offiziere und Mannschaften sofort ihre Belohnung finden würden.

Coudenhove wollte die Belohnungsanträge für Offiziere gleich nach Wien mitnehmen. Daher mußte ich, da ich gewissenhaft vorgehen wollte, Tag und Nacht arbeiten. Es

Digitized by Google

waren auch die Aerzte sowie die Feldgeistlichen zu berücksichtigen, deren Leistungen ich allein am Verbandsplatze und im Oeverseekruge beobachten konnte. Kaum war diese Arbeit dem Grafen Coudenhove übergeben, als die noch weit umfangreichere Arbeit für die Medaillenverleihung an die Mannschaft in Angriff genommen werden mußte. Gablenz war wie immer voll Ungeduld und konnte den Moment nicht erwarten, der ihm die Freude gönnen sollte, den braven Soldaten die wohlverdienten Auszeichnungen an die Brust zu heften. Ich mußte faktisch Tag und Nacht arbeiten, um die massenhaft eingelaufenen Belohnungsanträge der Truppenkommandanten zu prüfen, gehörig abzuwägen und die einzelnen Leistungen entsprechend zu klassieren. Dazu kamen die verschiedenen Privatbriefe von verwundeten Offizieren, die im Schleswiger Militärspital lagen und doch nicht versäumen wollten, jene Waffentaten ihrer Untergebenen zur Geltung zu bringen, die unter ihren Augen vollbracht wurden. Namentlich der Prinz Württemberg, der mittlerweile nach Wien transportiert worden war und im Hotel Munsch die sorgsamste Pflege genoß, schrieb mir einen Brief nach dem anderen, um recht viele Auszeichnungen für seine braven Belgier zu erlangen. Daß er etwas überschwänglich war, ist ja allgemein bekannt. Ich mußte bremsen.

Am 15. Februar wurde unser Hauptquartier nach Apenrade und von dort am 17. Februar nach Hadersleben, also weiter nordwärts verlegt. Wir waren daher fortgesetzt in Bewegung, und trotzdem mußte ich angestrengt arbeiten. Eine Art von Genickkrampf war die nächste Folge dieser Ueberspannung der Nerven. Es trat ein Zustand ein, wo mir das Papier vor den Augen zu flimmern anfing. In Apenrade besuchte mich mein lieber Bundeskommissionskollege Wartensleben, der mittlerweile zum Major avanciert war und im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl seine Einteilung

Digitized by Google

fand. Wir unterhielten uns von vergangenen Zeiten und sprachen über die Zukunft. Ich konnte aus seinen Reden entnehmen, daß für uns Oesterreicher kein großer Gewinn aus diesem Feldzuge erwachsen werde. Wartensleben war schon damals über Bismarcks Pläne gut informiert.

In Hadersleben blieben wir bis zum Ablaufe des vierwöchentlichen Waffenstillstandes, der auf Englands Intervention nach Oeversee geschlossen wurde, und ich hatte das Glück, beim dänischen Kammerherrn v. Krogh einquartiert zu werden, wo ich wie zu Hause in einem Himmelbett schlief und überhaupt brillant untergebracht war. In diesem behaglichen Logis konnte ich nun ruhig an den Belohnungsanträgen für die Mannschaft arbeiten. Am 21. Februar überreichte ich das Elaborat dem Korpskommandanten, der es ohne Zögern unterzeichnete und mich sofort mit den Anordnungen für die feierliche Verteilung von vierzehn goldenen, fünfundvierzig silbernen Tapferkeitsmedaillen erster Klasse und zweihundertundzwei solchen Medaillen zweiter Klasse betraute. Die goldenen Medaillen in der Größe eines preußischen Talers haben einen Geldwert von fünfzig Gulden und bringen dem Besitzer, solange er aktiv dient, die doppelte Löhnung; die silbernen erster Klasse haben dieselbe Größe und bringen die halbe Löhnung als Zulage, die silbernen zweiter Klasse gleichen unseren Guldenstücken und bringen keinerlei pekuniären Vorteil.

Am 22. Februar konnte schon die feierliche Medaillenverteilung bei den Brigaden Graf Gondrecourt und Nostitz in Hoptrup und Hadersleben stattfinden. Unser Korpskommandant beobachtete die große Resignation, daß er die Medaillen nicht selbst an die Brust der Tapferen heftete, sondern den in Hadersleben anwesenden Prinzen Albrecht von Preußen (Bruder des Königs) dazu einlud. Mir ward bei dieser Siegesfeier die Ehre zuteil, aus der Liste der Auszuzeichnen-

Digitized by Google

den die Namen vor der Front der Regimenter auszurufen und die betreffende Medaille zuerst an Gablenz zu überreichen, der sie dann dem Prinzen übergab, welcher sie dem Glücklichen an die Brust heftete. So übte sich Gablenz bei jeder Gelegenheit in edler Selbstverleugnung. Stets ließ er den höchsten Herrschaften den Vortritt und wußte auch immer denjenigen zu belohnen, der ihm besondere Dienste geleistet hatte. Ich war reich beglückt, nicht nur durch das Vertrauen, das mir Gablenz in so unumschränktem Maße schenkte, sondern auch durch die auszeichnende Funktion, die er mir bei Hoptrup einräumte.

Aber nicht nur in dieser Richtung war Gablenz ein leuchtendes Beispiel wahrer Urbanität. Wie weit er in der Fürsorge um das Wohl seiner Untergebenen ging, ergibt sich aus den Worten, die er nach Oberselk an mich gerichtet hatte. Eingedenk jener Worte meines Chefs war ich auch stets darauf bedacht, sein Auge und sein Ohr zu sein, d. h. überall hin zu blicken und alles anzuhören, um keinerlei Versäumnis zu begehen. Das wußte man auch im ganzen Armeekorps, und jeder, den irgend ein geheimer Kummer drückte, wendete sich an mich, um auf diesem Wege die Hilfe des Korpskommandanten in Anspruch zu nehmen. So geschah u. a. auch folgendes: In dem glorreichen Gefechte von Oeversee hatte sich ein Hauptmann der braven „Belgier" besonders ausgezeichnet. Dieser tapfere Offizier wurde auserkoren, unsere Trophäen nach Wien zu überbringen. Mit Auszeichnungen reich geschmückt, kam er darauf von Wien in Hadersleben wieder an, wo wir während des Waffenstillstandes unser Hauptquartier hatten, meldete dem Korpskommandanten all die Ehrungen, die er in Wien und Berlin zu verzeichnen gehabt hatte, und kam abends glückstrahlend in das Hotel, dessen Beletage Gablenz bewohnte. Dort im Erdgeschoß-Speisesalon versammelten sich die Offiziere aller Waffengattungen

Digitized by Google

bei Gesang, Spiel und Becherklang. Daß dabei auch ein kleines Jeu gemacht wurde, wird niemanden befremden, der das Kriegsleben kennt. In Italien wurde 1849 und 1859 unter den Augen der höchsten Generäle und von diesen selbst flott hazardiert, das Gold rollte von einer Tasche in die andere, man hat doch nicht gehört, daß irgend ein Offizier verunglückt sei, weil er sich zum Kartentische gesetzt hatte. Ich muß aber hier ausdrücklich konstatieren, daß Gablenz in seinem Appartement nicht wußte, was unter ihm in den Parterrelokalitäten des Hotels vorging. Auch ich hatte keine Kenntnis davon, obwohl ich Chef des Kundschaftsdienstes, somit auch Chef der Armeepolizei war.

Wie gewöhnlich arbeitete ich bei Gablenz in einem Empfangszimmer bis Mitternacht an der Erledigung seiner ausgebreiteten Privatkorrespondenz und kam erst gegen ein Uhr nachts ins Bett. Gablenz war an diesem Tage gerade sehr ruhebedürftig und hatte sich ausnahmsweise schon früher in sein Schlafgemach zurückgezogen.

Kaum war ich im ersten Schlafe, als mich mein Leibgendarm (einer der zum Botenjägerdienste des Kundschaftschefs bestellten Feldgendarmen) weckte und mir meldete, daß ein Hauptmann der Belgier mich dringend zu sprechen wünsche. Wie war ich überrascht und bestürzt, als mir der liebe Kamerad, den ich selbst meinem gütigen Chef für die Trophäenmission vorgeschlagen hatte, eröffnete, daß er im Macaospiel all sein Geld und auch noch das der Kompagniekasse verloren habe, die er erst nachmittags übernommen hätte. Glücklicherweise fielen mir in diesem Momente gleich jene Worte meines Chefs ein: „Gründorf, wenn Sie etwas wissen, was zum Wohle meiner Truppen dienen kann, und wenn es sich auch nur um das Schicksal eines einzelnen Mannes handelt, so müssen Sie es mir sofort rapportieren. Selbst wenn ich der kurzen Ruhe pflege, die mir mein nervöser Zustand gestattet, so ist es

Digitized by Google

Ihre Pflicht, mich aus dem Schlafe zu wecken". Gut, dachte ich mir, hier liegt ein solcher Fall vor, wo rasch und gründlich geholfen werden muß, trat zum Feldherrn, der ohnedies nur leicht schlummerte, und trug ihm die Situation des ausgezeichneten Offiziers vor. Sofort erhielt ich den Bescheid: „Nehmen Sie dem Hauptmann ... das Wort ab, daß er sich in Zukunft von jedem Hazardspiele fernehalten will, und zahlen Sie ihm die Differenzen aus dem Privatdispositionsfonds, den Sie zu verwalten haben. Ich will den Vorfall als nicht geschehen betrachten."

Hiermit war ein lieber Kamerad und ausgezeichneter Offizier des Kaisers gerettet. Er hat keine Karte mehr angerührt und starb einige Jahre darauf in Ehren. Am folgenden Morgen, als ich bei Gablenz zum Vortrage erschien, nahm er gleich den Faden auf, um mir zur Erklärung seiner Handlungsweise folgendes zu sagen: „Ich war in meiner Jugend ein sehr leichtsinniger Offizier und huldigte dem Kartenspiele mehr als gut war. Eines Tages verlor ich alles, was ich besaß und blieb noch vieles darüber hinaus schuldig. Wenn mir damals nicht ein großmütiger Gönner aus der Verlegenheit geholfen hätte, wäre ich heute wohl kaum Kommandant des österreichischen Korps im Kriege gegen Dänemark." Nichtsdestoweniger ergriff er gleich im Interesse der Disziplin sehr strenge Maßregeln, um ähnlichen Vorkommnissen zu steuern. Es erschien ein Präsidialerlaß an die Truppenkommandanten, welcher das Hazardspiel auf das allerstrengste verpönte und es als unkameradschaftlich bezeichnete.

Wie gerne Gablenz jede Gelegenheit ergriff, um Beweise seiner Huld und seines Vertrauens zu geben, mag auch daraus ermessen werden, daß er mir am 28. Februar schon wieder eine besondere Mission zuteilte, die mich auf einige Tage recht angenehm beschäftigte. Der Kaiser hatte nämlich den österreichischen Schlachtenmaler Fritz l'Allemand, welcher die

Digitized by Google

schönen Kriegsbilder aus den Feldzügen 1848 und 1849 für des Allerhöchsten Herrn Arbeitskabinett gemalt hatte, nach Hadersleben ins Hauptquartier entsendet, damit er ein Gemälde des Treffens von Oeversee entwerfe. Mir wurde der Auftrag, den Künstler zu begleiten. Unterwegs von Hadersleben nach Oeversee nächtigten wir in Flensburg, wo sich uns der Korrespondent der Kölnischen Zeitung, Herr Griszelich, zugesellte und mit uns ein Champagnerdiner teilte, welches ich dem Künstler angeboten hatte, um ihn in die richtige Stimmung zu versetzen. Während des Diners erzählte ich den Gang des Gefechtes vom ersten bis zum letzten Momente in möglichst plastischer Weise und hatte die Befriedigung, daß beide Künstler, der eine mit der Feder, der andere mit dem Pinsel, getreue Bilder über die ruhmreiche Waffentat lieferten. Jeder Augenzeuge und Mitkämpfer war entzückt über Griszelichs Beschreibung des Gefechtes in der „Kölnischen" und Fritz l'Allemands Schlachtbild in der Wiener Ausstellung, auf dem ich porträtähnlich verewigt bin, da alle handelnden Personen dem Künstler sitzen mußten und selbst die Pferde, die wir ritten, nach der Natur aufgenommen wurden. Nachdem l'Allemand schon in Flensburg durch meine lebhafte Schilderung der Vorgänge bei Oeversee gründlich vorbereitet war, fuhren wir am folgenden Tage zu Wagen auf das Schlachtfeld hinaus, wo ich ihm nochmals, von Moment zu Moment, an Ort und Stelle alles erklärte und dann dem Künstler Zeit ließ, sich selbst das richtige Bild zu komponieren.

In Hadersleben traten überhaupt manch heitere Momente in den Vordergrund, trotz der ernsten Lage, in der sich Gablenz befand. Gerne hörte er mir zu, wenn ich ihm in der Abendstunde aus dem Lager berichten kam. Ich möchte das launige Gedicht nicht unterdrücken, das von den Neuner Jägern damals verfaßt wurde und von dem ich eine Abschrift erhielt. Es lautet:

Digitized by Google

Bis auf die Knie im Schnee,
Dös war bei Oeverſee,
Hat Vater Gablenz g'ſagt:
Legt's die Torniſter ab
Und nehmt's mir 'n Wald auf der Höh!
Enk Jager kenn i' eh,
Und ſteckt der Teufel drein
Ihr kommt's hinein, Juchhe!
Seid's ja von Nummer Neun.

In oaner Stund war's g'ſcheg'n,
Viel Leut' ſein ſchon da g'leg'n,
Belgianer, Jager durcheinand
Alle aus dem Steirerland.
Und weil ihnen d' G'wehr verſag'n,
Haben's mit die Kolben dreing'ſchlag'n,
Und ſo wirds immer ſein,
Bei Nummer Neun, Juchhe!
Bei d' Jager Nummer Neun.

Der Deutſch-Däniſche Krieg III. (bis zur Beſetzung der Nordgrenze Jütlands).

Neuer Kriegsplan — Der Kundſchaftsdienſt bei den Preußen und bei uns — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als Volontär — Ein Hinterhalt — Ich übernehme wieder die Avantgarde — Bei Beile im Feuer — Die Einnahme von Beile — Verfolgung des Feindes — Gablenz' Willenskraft — Ein Waſſermarſch — Tolle Rekognoszierung — Ein ſchwieriger Spionagefall — Einladung zu Prinz Friedrich Karl — Der Marſch nach Skanderborg — Bei Prinz Friedrich Karl.

Am 7. März war der vierwöchentliche Waffenſtillſtand abgelaufen, den uns die eiferſüchtigen Engländer aufgezwungen hatten. Bismarck, der für ſeine Politik dringend eines großen

Digitized by Google

Sieges bedurfte, wußte in Wien zur Fortsetzung des Krieges zu drängen, in welche Oesterreich nur ungern einwilligte. Unser kluger Minister des Aeußeren, Graf Rechberg, hatte bereits erkannt, daß wir in jeder Beziehung „pour le roi de Prusse" arbeiteten. Schließlich ist es aber dem schlauen Diplomaten Manteuffel, den der König von Preußen nach Wien entsendete, doch gelungen, Oesterreich nochmals mitzuziehen, und am 8. März sollten die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden. Diesmal aber in anderer Weise. Nicht die Oesterreicher, sondern die Preußen sollten den Kampf beginnen und womöglich auch ausfechten. Es handelte sich zunächst also darum, genau zu wissen, wo die dänische Hauptmacht stand, und darüber waren die Ansichten in den beiderseitigen Hauptquartieren verschieden. Wrangel und sein Generalstab hielten sich überzeugt, daß die Dänen, so wie 1849, auch jetzt wieder bei der Festung Friedericia, nordöstlich von Hadersleben, sich konzentrieren werden.

Gablenz war durch mich dahin informiert, daß das Gros der dänischen Streitkräfte unter Generalleutnant Lindencrona, der nach de Mezas Abdankung unter dem neuen Oberbefehlshaber der Dänen, General v. Gerlach, Truppendivisionär war, in Jütland, und zwar bei Veile, nordöstlich von Kolding steht.

In dem Kriegsrate, der am 6. März in Hadersleben stattfand, wurde beschlossen, daß die Preußen gegen Friedericia vorrücken und dem Feinde dort eine Hauptschlacht anbieten, während die Oesterreicher zur Flankendeckung auf Kolding losmarschieren und eventuell Jütland okkupieren, welches man im preußischen Hauptquartier als von den Dänen bereits geräumt wähnte. Die falsche Voraussetzung Wrangels ist ein Beweis dafür, daß im Jahre 1864 der Kundschafterdienst im preußischen Oberkommando in den Kinderschuhen stak, was leicht begreiflich erscheint, wenn ich feststelle, daß ein Leutnant v. Roon, der Sohn des Kriegsministers Generals

Digitized by Google

v. Roon, mit diesem wichtigen Dienstzweige betraut wurde. Der Kundschafterdienst erheischt reiche Erfahrungen, große Menschenkenntnis und reifliche Ueberlegung, außerdem eine gewisse Schulung, die nicht so einfach ist, wie man sich's vielleicht denkt. Gablenz sagte nichts von meiner Information. Ich hatte nämlich gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes zwei meiner tüchtigsten Gendarmen, als Fleischhauer verkleidet, über Hamburg und London nach Jütland entsendet, mit dem Auftrag, am 6. März in Hadersleben einzutreffen und mir alles zu melden, was sie auf ihrem Fußwege durch Jütland über die Stärke, Stellung und Organisation der Dänen erfahren konnten. Diese braven und findigen Leute, die ich vorher gründlich instruiert hatte, wie sie sich zu verhalten hätten, kamen pünktlich am 6. März in Hadersleben an und brachten mir in den slavisch geschriebenen Notizbüchern, die sie sorgsam in ihren langen Stiefelröhren verwahrt hatten, so ausführliche Daten über die einzelnen Truppenkörper der Dänen, die sie in Jütland gesehen hatten, daß es mir nicht schwer war, mit Zuhilfenahme anderweitiger Quellen eine ziemlich vollständige Ordre de bataille der Dänen zusammenzustellen. Diese hatte Gablenz bereits in der Tasche, als er sich in den vorerwähnten Kriegsrat begab, und deshalb verstand er sich gerne zur vermeintlichen Okkupation von Jütland. Wußte er doch, wo die Dänen standen, und so dachte er sich vielleicht im stillen, daß es doch ganz hübsch wäre, wenn das österreichische Korps seinen beiden Ruhmesblättern von Oberselk und Oeverfee noch ein drittes beifügen könnte. Daraufhin traf er auch seine Dispositionen so vorsichtig, wie es mein Kundschaftsbericht erheischte.

Am Abende vor unserem Abmarsche von Hadersleben gegen Veile ereignete sich noch folgender groteske Zwischenfall, der mir das Großherzog-Mecklenburgische Militär-Verdienstkreuz „für Auszeichnung im Kriege" eingetragen

Digitized by Google

hat, eine Dekoration, welche ich umso höher schätze, als sie mir ad hoc verliehen worden ist. Der Großherzog Franz v. Mecklenburg-Schwerin hatte einen Militär-Verdienstorden gestiftet, welcher nur für Auszeichnungen im Kriege verliehen werden konnte. Um nun mit vollem Rechte diesen Orden selbst anlegen zu können, mußte Se. Königliche Hoheit doch einen Krieg mitmachen, und da kam ihm der dänische Feldzug sehr gelegen. Der Großherzog entschloß sich, beim König von Preußen die Erlaubnis zu erwirken, im preußischen Hauptquartier wenigstens eine kriegerische Affäre von Bedeutung mitmachen zu dürfen. Da dies im ersten Teile des Feldzuges nicht geschah, so kam er knapp vor Beendigung des Waffenstillstandes von seiner Residenz nach Hadersleben und wurde samt seiner Suite und seinem Kampagnetrain dem Hauptquartier Wrangels zugeteilt, das mit den preußischen Truppen, wie bereits erwähnt, nach Friedericia vorzurücken hatte.

Zufällig war der Generaladjutant des Großherzogs, General v. Herzberg, ein Jugendfreund von Gablenz aus den Dresdener Kadettenzeiten her und besuchte unseren Korpskommandanten noch am Abende vor dem Aufbruche in Hadersleben. Da stellte es sich bei einer Tasse Tee, die die alten Kameraden zusammen tranken, heraus, daß der Großherzog nur ganz kurze Zeit bei der Armee in Dänemark bleiben könne und die Hoffnung hege, schon in den nächsten Tagen einer Schlacht bei Friedericia beiwohnen zu können. Als Gablenz dies in Zweifel zog und dem alten Kameraden einen Wink gab, was der Großherzog zu tun hätte, um wirklich so bald eine kriegerische Aktion mitzumachen, eilte Herzberg zu seinem Herrn, um ihm in aller Diskretion Bericht zu erstatten. Daraufhin wurde noch in der Nacht in ganz unauffälliger Weise bewirkt, daß der Großherzog nicht mit den Preußen, sondern mit uns Oesterreichern marschierte.

Digitized by Google

Gablenz war hocherfreut über diesen raschen Entschluß der Königlichen Hoheit und beauftragte mich damit, sie beim Vorrücken gegen Jütland, wo ich wieder die Avantgarde führen sollte, zu geleiten. Meine Instruktion bezüglich des hohen Herrn lautete: Ins Feuer führen, aber nicht unnötig exponieren!

So wurde es auch zu Beginn des Vorrückens gehalten, wo ich mich mit unserem hohen Gaste bei der Avantgarde aufhielt, jedoch stets in solcher Entfernung vom Feinde blieb, daß eine ernste Gefahr nicht drohte. Dann trat aber ganz plötzlich eine unvorgesehene Wendung ein, die den Großherzog wahrhaftig ins heftigste Kanonen- und Kleingewehrfeuer brachte. Unsere Vortruppen, die Windischgräz-Dragoner, geführt vom Generalstabshauptmann Graf Uexküll, gerieten beim zu hitzigen Vorrücken in einen Hinterhalt, welchen die dänischen Dragoner bei Biuf unserer Avantgarde-Kavallerie gelegt hatten, wurden ganz plötzlich überfallen und so übel zugerichtet, daß Rittmeister Graf Czernin scheinbar tot am Platze gelassen wurde und Graf Uexküll mit einer klaffenden Kopfwunde den Rest der Avantgarde-Eskadron Czernin zurückbrachte. Gablenz, wütend über diese Schlappe, die in Gegenwart des Großherzogs und gleich zu Beginn des zweiten Teiles des Feldzuges eintrat, machte dem ziemlich schwer verwundeten Hauptmann Graf Uexküll bittere Vorwürfe über seine unvorsichtige Führung und befahl mir, sofort an seiner Stelle die Kavallerie zu leiten. Das hatte nun zur Folge, daß auch der Großherzog sich moralisch verpflichtet fühlte, an meiner Seite zu bleiben. Hierdurch kam der hohe Herr beim weiteren Vorrücken gegen Veile in einen nichtprogrammmäßigen Kugelregen, er hielt ihn aber mit einer Ruhe aus, als ob es sein müßte, daß er sich dieser großen Gefahr aussetzte. Mit einigem Rechte durfte er sich nach dieser kräftigen Feuertaufe das Großkreuz des neuen Militärordens anlegen,

Digitized by Google

welches er auch an Gablenz verlieh. Seinem Generaladjutanten Herzberg, der alles mitgemacht hatte, gab er das Kommandeurkreuz, und damit der kleine Avantgardeführer nicht leer ausgehe, erhielt ich das „Kleinkreuz des Mecklenburgischen Militär-Verdienstordens für Auszeichnungen im Kriege".

Außerdem genoß ich die Befriedigung, daß mein Kundschaftsbericht sich vollinhaltlich bestätigte. Ich sehe heute noch den Großherzog, wie er nach dem Treffen, anfangs doch etwas skeptisch die ihm von Gablenz übergebenen Schriftstücke über meine Ordre de bataille anblickte, die Namen der Regimenter von den Achselspangen der zahlreichen dänischen Gefangenen ablas und Nummer für Nummer verglich. Daraufhin drückte er mir seine hohe Anerkennung über meine Leistung in diesem Dienstzweige mit den schmeichelhaftesten Worten aus. Schließlich heftete er mir den genannten Orden eigenhändig neben die „Eiserne Krone" an die Brust.

Gablenz hatte mir übrigens die Führung der Kavallerie schon in Kolding anvertrauen wollen. Ich wehrte mich dagegen mit Rücksicht auf Uexküll, der bei der Kavalleriebrigade eingeteilt war, was Gablenz auch billigte. Dazu war noch der Umstand getreten, daß der Großherzog von Mecklenburg bei uns volontierte und eines Begleiters bedurfte. Nun aber sagte mir Gablenz: „Sehen Sie, Gründorf, ich habe eine Ahnung gehabt, daß uns der allzuschneidige und dabei noch unerfahrene Uexküll Verlegenheiten bereiten werde. Jetzt müssen Sie doch die Avantgarde übernehmen, wie ich es schon gestern gewünscht habe." Selbstverständlich trat ich unter den gegebenen Umständen sehr gerne an Uexkülls Stelle und rechtfertigte das Vertrauen meines Feldherrn auch im vollsten Maße, denn von dem Moment an ging es etwas langsamer, aber unaufhaltsam weiter. Gegen halb vier Uhr nachmittags hatten wir bereits die bewaldeten Anhöhen von Petersholm, welche die Hafenstadt Veile von Südwesten her

Digitized by Google

einschließen, im Sturm erobert. Die dort befindlichen Windmühlen waren von zirka drei Kompagnien des elften dänischen Infanterieregimentes besetzt. Die ersten Gefangenen, die mir vorgeführt wurden, sagten uns, daß es die schon von Oeversee her bekannte Brigade Müller sei, die uns hier vor Veile gegenüberstand. Das Gros der dänischen Armee befand sich, wie wir erfuhren, jenseits des Veile-Fjords auf der bewaldeten Höhe, die ebenso wie der Zugang in die Stadt Veile selbst, stark verbarrikadiert war. Unsererseits marschierte beim Angriff auf die Petersholmer Höhen außer der Kavalleriebrigade Dobzensky, die nicht mehr in Verwendung kam, die Brigade Nostitz an der Tête der rechten, von Gablenz persönlich geleiteten Flügelkolonne, während die linke Flügelkolonne unter dem Befehle des Adlatus F.-M.-Lt. Graf Neipperg stand und Seitenwege benützen mußte. Wie bei Oeversee, wurden die Dänen mit Bravour angegriffen und in die Stadt hineingeworfen.

Nach diesem ersten Erfolge trat eine halbstündige Pause ein, da die Dänen nach ihrem Rückzug über die steinerne Brücke sie verrammelten und auch teilweise sprengten. Diese Brücke bildete aber den einzigen Zugang zur Stadt Veile von Süden her, wo sie durch einen Arm des Fjords gegen den unmittelbaren Angriff geschützt ist. Es mußten also zunächst unsere Pioniere an die Arbeit gehen, und eine provisorische Brücke im Angesicht des Kleinfeuers der dänischen Arrieregarde herrichten. Erst als dieser Notübergang vollendet war, konnte zum Sturmangriff auf die Stadt Veile geschritten werden. Hierbei zeigte sich unter den Truppen der Brigade Nostitz eine Begeisterung, wie ich sie nicht vor und nicht nach diesem Momente gesehen habe. Die Soldaten nahmen spontan die Tschakos von den Köpfen und steckten sie auf die Spitzen ihrer Bajonette, als sie Gablenz erblickten, der sich beim Angriff auf die Windmühlen an die Tête der Sturmkolonnen gestellt hatte,

Digitized by Google

und riefen wie in einem Chorus: „Hoch unser Korpskommandant!“ Inzwischen hatte sich Hauptmann Mayer von Hohenburg mit seiner Kompagnie von Hessen-Infanterie schon der Brückenbarrikade bemächtigt und den Ortseingang erstürmt. Alsdann war die schmale Brücke auch von der nachrückenden Kompagnie des Hauptmanns Benesch übersetzt. Beide Kompagnien okkupierten rasch die jenseitigen Häuserreihen und setzten sich somit am Südeingange der Stadt fest. Nun konnte auch der Rest des ersten Bataillons von Nr. 14, bei welchem sich der Prinz von Altenburg als Volontär aufhielt, in die Stadt eindringen und sie im Sturm erobern. Einem so mächtigen Elan vermochten die tapferen Gegner selbstverständlich nicht standzuhalten. In einer halben Stunde waren wir im Besitze der ganzen Stadt Veile bis zu den jenseitigen Höhen, auf welchen der Feind seine starke Position auch noch verrammelt hatte. Von dänischer Artillerie stark besetzt und von zehn Kompagnien nebst einem Dragonerregiment heldenmütig verteidigt, war unserem ungestümen Vordringen Halt geboten. Wir hatten bisher im Verhältnis zum Feinde nur geringe Verluste erlitten, beklagten aber doch einige Tote, darunter den schneidigen Oberleutnant v. Rathlev (von Belgien-Infanterie), dem eine dänische Kugel mitten durch die Brust ging und ihm dabei den Orden der Eisernen Krone, welchen er sich schon als Leutnant im Feldzuge 1859 erworben hatte, in den Körper hineintrieb. Gewiß ein seltener Fall und nur dadurch erklärlich, daß der Schuß während des Ortsgefechtes aus nächster Distanz abgefeuert wurde. Auf weitere Entfernung würde der Orden seinem hoffnungsvollen Träger sicherlich Schutz gegen das Eindringen der Kugel geboten haben, wie dies durch Uhren, Medaillen, Knöpfe und andere derartige Gegenstände schon oft vorgekommen ist.

Nach der Einnahme der Stadt trat also eine kurze Pause

Digitized by Google

ein, welche notwendig war, um die im Ortsgefecht aufgelösten Abteilungen wieder zu sammeln und einen regelrechten Angriff auf die steilen Höhen, welche die Stadt Veile im Nordosten beherrschen, vorzubereiten. Mittlerweile war der ganze Generalstab um unsern Feldherrn geschart, der nun seine Dispositionen ausgab und die Rollen für den bevorstehenden Sturmangriff verteilte. Zum Verständnisse dieser Anordnungen muß ich sagen, daß schon vor dem Sturmangriff auf die Stadt Veile unsere zwei schweren Batterien von der Korpsgeschützreserve unter dem ausgezeichneten Major Neupauer auf dem südlich von Veile liegenden Petersholmer Plateau bei den Windmühlen placiert wurden und aus dieser guten Position der dänischen Artillerie scharf zusetzten, um den Angriff der Brigade Nostitz auf diese formidable Position zu erleichtern. Hessen-Infanterie hatte den Nordausgang besetzt, Belgien stand am Marktplatze in Masse und das neunte Jägerbataillon rückte gegen den Nordwestausgang, also gegen Sophienlund vor. Belgien-Infanterie hatte durch das erste Treffen (Hessen) in Kompagniekolonnen vorzurücken und, durch dichte Plänklerketten gedeckt, die steilen Abhänge zu erklettern, die uns von der feindlichen Stellung am Plateau des Höhenzuges trennten; Hessen-Infanterie hatte als Reserve zu folgen, bis zum entscheidenden Momente aber am nördlichen Ortsausgang in gedeckter Aufnahmestellung zu verbleiben.

Anfangs ging es flott vorwärts. Als sich unsere Plänkler aber dem Höhenrande näherten, wurden sie plötzlich durch Jägergraben und Verhaue, die in dessen bewaldetem Teile angelegt waren, aufgehalten und mit einem wahren Hagel von Geschossen überschüttet — ganz ähnlich wie bei Oeversee. Das war die Defensivtaktik der Dänen: ganz nahe den Feind herankommen lassen und dann auf einmal das Feuer aus den Geschützen und Flinten eröffnen! Unsere braven Steirer waren durch das Hinaufklettern längs des steilen Abhanges

Digitized by Google

bereits erschöpft, als sie von dieser Salve empfangen wurden und mußten deshalb eilends den Rückzug antreten, um sich am Fuße der Anhöhe wieder zu sammeln. Ein abgeschlagener Sturmangriff! der erste Echec dieser Art in dem bisher so glücklich verlaufenen Feldzuge und der zweite peinliche Moment an diesem Tage, wenn man sich an Uexkülls Mißgeschick erinnert.

Es war ein böses Omen! Nachdem sich die Steirer hinter den Oberösterreichern gesammelt hatten, rückten die letzteren sofort zu einem zweiten Sturmangriffe vor, erlitten aber dasselbe Schicksal, indem sie am bewaldeten Höhenrande angelangt, ebenso wie Belgien-Infanterie zurückgeworfen wurden. Also auch der zweite Sturm abgeschlagen!

Nun trat ein kritischer Moment ein, ganz so wie bei Deversee. Alles blickte auf den Feldherrn, der mitten unter uns Verzagenden in dieser ernsten Gefahr seine Seelengröße und seinen Adlerblick bewies. Diese beiden Eigenschaften eines Kriegsherrn besaß der unvergleichliche Gablenz in seltenem Maße. Auf unsere fragenden Blicke sah der Korpskommandant nach der eisernen Brigade des Grafen Gondrecourt aus, die beim Anmarsche gegen Veile hinter der Brigade Rostitz folgte und um diese Zeit bereits eingetroffen sein konnte. Und in der Tat, Gondrecourt war mit seinen Ungarn und Polen zur Stelle, um den Mißerfolg der schwarz-gelben (Hessen schwarz und Belgien gelb) Brigade glänzend zu reparieren. Es war aber auch die höchste Zeit, denn der Tag neigte sich, und die Stadt Veile, welche wir genommen hatten, konnte nicht gehalten werden, wenn wir nicht auch in den Besitz der dominierenden jenseitigen Höhen gelangten. Also dieselbe Ursache zum Daraufgehen à tout prix, wie bei Deversee! Es handelte sich jetzt nur darum, wie die frische Brigade Gondrecourt verwendet werden sollte, um den so dringend notwendigen Erfolg zu erzielen. Und da konnten wir alle die

Digitized by Google

geistige Ueberlegenheit unseres Führers, sein Genie möchte ich sagen, und dann auch die im Kriege vielleicht noch wichtigere eiserne Willenskraft, die elektrisierend auf die Umgebung wirkt und alles durchdringt, erkennen.

Davon, besonders von dieser seltenen Willenskraft sollten wir nun ein Beispiel sehen, wie ich mir ein eklatanteres nicht vorstellen kann. Daß die feindliche Stellung nicht in der Front erstürmt werden konnte, hatten wir nach dem zweimal abgeschlagenen direkten Angriffe auf den Höhenrücken erfahren. Jeder von uns Generalstäblern dachte wohl an eine Umgehung der schier uneinnehmbaren Position in einer Flanke. Die dänische Position war aber einerseits durch den Fjord gedeckt und andererseits durch den weit ins Land hineinreichenden, hochgewellten Wasserlauf im Greistale vor Flankenangriffen geschützt. Wie da hinüberkommen, das war die Frage, und diese las Gablenz aus den Mienen seiner Umgebung, zu welcher auch der stramm in militärischer Haltung zum Salut herangesprengte General Gondrecourt gehörte.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Gablenz blickte dem General scharf in die feurigen Augen, deutete mit dem Finger auf die Kapelle, die auf einer, die feindliche Stellung dominierenden Höhe im Nordwesten stand, und rief Gondrecourt zu: „Da hinauf und von oben herab die dänische Position am rechten Flügel fassen!“ Wir trauten unseren Ohren nicht, denn zwischen dem Punkte, wo die Brigade Gondrecourt stand und jener Kapelle auf der vereinzelten Kuppe lag ja der sumpfige und geschwellte Fjord, dessen Wasser, nach schon früher gemachten Messungen, mehr als metertief war. Abgesehen davon, daß am 8. März das Meerwasser noch sehr kalt ist und die Breite des Fjords an jener Stelle, wo er überschritten werden sollte, über dreißig Meter betrug, schien uns dieser Wassermarsch angesichts des heftigen Feuers undenkbar. Gondrecourt war aber der rich-

Digitized by Google

tige Mann, um eine schier unmögliche Lösung möglich zu machen. Dieser schneidige Soldat, der keine Hindernisse kannte, hatte kaum den Befehl seines Korpskommandanten vernommen, als er auch schon kommandierte: „Gewehre hoch, marsch, marsch!“ und hinein ging es ins kalte Naß, wo Mannschaft und Offiziere bis zu den Hüften im Wasser watend unaufhaltsam vorwärtsdrangen, ihrem schneidigen Brigadier nach, der als erster hoch zu Roß in den westlichen Teil des Meerbusens eingedrungen war. Mit Hangen und Bangen folgten unsere Blicke diesem scheinbaren Todesmarsche, der zu unserem freudigen Erstaunen nicht einen Mann kostete. Das kalte Wasser erfrischte die müden Glieder der Achtzehner Jäger, und die Kugeln des Feindes flogen über die Köpfe der Angriffskolonne hinweg. Jenseits glücklich angelangt, ging es im Laufschritte die Höhen hinan, die von den Dänen nicht besetzt waren, weil sie den Fjord als ein unübersetzbares Deckungshindernis ansahen und deshalb auch die dominierende Kuppe, auf welcher die Kapelle stand, gar nicht beachtet hatten.

Der feindliche Befehlshaber, Generalleutnant v. Hegermann-Lindencrona, konnte dieses Manöver der Brigade Gondrecourt auch nicht wahrnehmen, weil ein Wald, der die Hänge der Anhöhen bedeckt, ihm die Aussicht auf die Bewegung der Unsrigen benahm. Umsomehr mußte er überrascht sein, als plötzlich in seiner rechten Flanke das heftige Gewehrfeuer der Schützen unserer eisernen Brigade sich empfindlich fühlbar machte. Er sah sich hiemit an einem Punkte überflügelt, wo er am wenigsten auf einen Angriff vorgesehen war. Den Moment der allgemeinen Verwirrung, die hierdurch in den dänischen Reihen eintrat, benützte Gablenz sofort, um einen dritten Frontalangriff zu unternehmen, der unter den total geänderten Umständen von den beiden Regimentern Belgier und Hessen so bravourös ausgeführt wurde, daß sie nun

Digitized by Google

die feindliche Stellung im dritten Ansturme eroberten. Wenn ich sage unter total geänderten Umständen, so meine ich damit in erster Linie den überraschenden Flankenangriff der Brigade Gondrecourt. Ich muß aber auch konstatieren, daß die beiden Reservebatterien, die ich als früherer Artillerieoffizier auf den bereits genommenen Petersholmer Höhen südwestlich von Veile vorteilhaft placiert hatte, tüchtig mitarbeiteten, um die Dänen mürbe zu machen. Diese zwei Achtpfünder-Batterien (sechzehn Geschütze) mit ihren beiden tüchtigen Kommandanten, den Hauptleuten Komm und Drahorad, schleuderten eine solche Menge von Schrapnells in die feindliche Stellung bei Klein-Grundel, daß wir nach ihrer Einnahme aus den abgeschossenen Aesten des vorgelagerten Waldes beurteilen konnten, wie fürchterlich die beiden Batterien unter den Dänen aufgeräumt hatten.

Gegen sechs Uhr abends waren wir Herren der feindlichen Position und verfolgten die sich eilends zurückziehenden Dänen mit den zur Verfügung stehenden Eskadronen der Kavalleriebrigade Dobzensky, welche dem Feinde noch in der Nacht bis gegen Horsens folgte.

Zur Charakteristik meines angebeteten Chefs muß ich noch eine kleine Szene erwähnen, welche sich nach der Schlacht am Rendezvousplatze abspielte. In dem Moment, wo Gablenz seine Anrede an die Truppenkommandanten hielt, hatte ich einen großen Meierhof links auf einer Anhöhe in unserer Flanke bemerkt und kam auf den Gedanken, daß er möglicherweise noch vom Feinde besetzt sei, wodurch uns Verlegenheiten erwachsen konnten. Ohne etwas zu sagen, gab ich meinem James, den ich am Tage von Veile wie bei Oeversee ritt, die Sporen und jagte auf den Meierhof zu, um die Oertlichkeit zu rekognoszieren. Nur mein Leibgendarm und ein Ordonnanzhusar folgten mir dahin. Ganz unangefochten legten wir den zirka achthundert Schritte weit entfernten Weg zurück.

Digitized by Google

Als wir uns aber auf etwa zweihundert Schritte dem Meierhofe genähert hatten und schon deutlich seine Umfassungsmauer sahen, krachte es plötzlich aus vielen Hunderten von Gewehren. Wir konnten nicht schnell genug Fersengeld geben, um mit heiler Haut davon zu kommen. In meinen flatternden Kautschukmantel wurde mir ein Loch geschossen, der Husar verlor sein Pferd und der Gendarm erhielt einen Streifschuß. Der Meierhof war faktisch noch von feindlichen Schützen der Arrieregarde besetzt, welche wahrscheinlich einen nächtlichen Ueberfall auf unsere Truppen beabsichtigt hatte. An und für sich hätte ein solcher Ueberfall wohl nicht viel zu bedeuten gehabt, da wir ja doch das Gros der dänischen Armee bereits überwunden hatten und nach Horsens verfolgen ließen. Immerhin wäre es aber sehr peinlich gewesen und würde auf die Achtsamkeit unserer Truppen ein übles Licht geworfen haben, wenn sie an einem Tage zweimal aus dänischem Hinterhalte überrascht worden wären.

Die unerwartete Decharge in der linken Flanke hatte Gablenz und seinen ganzen Stab in große Aufregung versetzt. Es wurde gleich eine Jägerabteilung zur Wegnahme des Meierhofes entsendet und nochmals Gefechtsstellung genommen. Als ich zum Korpskommandanten zurückgelangt, ihm Meldung von dem Geschehenen erstattet hatte, schnurrte er mich zum ersten Male sehr scharf an. Seine Worte klingen mir noch heute in den Ohren. Sie lauteten: „Herr Hauptmann, solche Husarenstückel verbitte ich mir! Zum Zusammenschießen habe ich genug andere Leute! Es war nicht notwendig, daß Sie selbst so mutwillig Ihr Leben aufs Spiel setzten! Eine Andeutung hinsichtlich Ihrer Vermutung, daß da oben noch Feinde verborgen sein könnten, hätte genügt, ich würde sofort die gebotene Rekognoszierung haben vornehmen lassen!“ So weh mir diese Rüge coram publico tat, jetzt erkannte ich erst, wie wert ihm mein Leben war, das er in höchster Gefahr gesehen hatte!

Digitized by Google

An diesem Abend ereignete sich noch eine interessante Spionagegeschichte. Gleich nach dem Treffen wurden vierzig bis fünfzig der Spionage verdächtige Individuen eingeliefert. Als Chef des Kundschaftsdienstes war es meine Aufgabe, all das Gesindel, welches unsere Patrouillen in den verschiedenen Schnapsboutiken und Gasthäusern von Veile als ausweislose Strolche aufgegriffen hatten, zu verhören und auszufragen, was ihnen von den dänischen Truppen bekannt sei. Hiebei mußte ich auch zu erforschen trachten, ob nicht einer oder der andere sich mit Spionieren beschäftigt habe, da sie ja doch als der Spionage verdächtig eingeliefert worden waren. Ich erfüllte diese Pflicht noch spät abends und ließ bis auf zwei mir verdächtig erscheinende Individuen alle anderen Vagabunden laufen. Einer von diesen beiden erwies sich wirklich als gefährlicher Spion und wurde auch nach hartnäckigem Leugnen der Auskundschaftung unseres Armeekorps überwiesen, daher zum Tode durch Erschießen verurteilt. Auf meine Fürbitte ist er von Gablenz zur Kerkerstrafe begnadigt und am Schlusse des Feldzuges in Freiheit gesetzt worden. Die Geschichte dieses Mannes muß ich kurz erzählen; sie ist charakteristisch und beweist, welche Menschenkenntnis erforderlich ist, um dem Kundschaftsdienste bei der Armee vorzustehen. Dieses Amt ist nämlich mit dem des obersten Polizeichefs der Armee ziemlich identisch und der Kundschaftschef muß von allem Kenntnis haben, was im Armeebereiche vorgeht.

Der hochgewachsene, breitschultrige Mann, von welchem ich eingehender sprechen will, weil sein Fall typisch ist, war etwa dreißig Jahre alt und erschien mir bei der Vorführung in der Abenddämmerung verdächtig. Er konnte mir durchaus nicht ins Auge blicken; außerdem war in der Gegend seines Kinnes die Hautfarbe lichter, als in dem übrigen Teil des wettergebräunten Gesichtes. Als ich dies bemerkte, herrschte ich den Riesenmenschen scharf an: „Sie haben sich ja

Digitized by Google

erst heute den Bart abnehmen lassen!" Auf diese Worte hin geriet der Mann in die größte Verlegenheit. Ohne meinen durchdringenden Blick aushalten zu können, leugnete er kurzweg, je einen sogenannten Dänenbart, der nur das Kinn umfaßt, getragen zu haben. Das genügte mir, um dieses Individuum dem Generalprofosen zur strengsten Bewachung zu übergeben und die Anklage wegen Spionageverdachtes gegen ihn zu erheben. Richter sollte der Stabsauditor sein. Als ich dann verspätet zu dem gemeinsamen Abendessen kam, welches uns um den siegreichen Feldherrn versammelte, frug mich Gablenz um die Ursache meiner Verspätung und hörte mit lebhaftem Interesse, was ich ihm über den soeben verhafteten Mann erzählte. Da er rasche Berichterstattung wünschte, nahm der Stabsauditor Walcher, Justizchef des Korps, den Mann gleich nach dem Souper ins Verhör und kam des andern Morgens zu mir, um mir mitzuteilen, daß es sich um eine sehr interessante Liebesaffäre handle, die ihm der Inkulpat nach langem Widerstreben eingestanden habe, daß von einer Spionage aber nicht die Spur vorhanden sei. Ich mußte über die Naivität unseres allgemein beliebten Justizreferenten, eines urgemütlichen Oberösterreichers, lächeln und antwortete ihm: „Nun, mein lieber Walcher, an der romantischen Geschichte, die dir der schlaue Mann erzählt hat, kann ja etwas Wahres sein. Ich halte sie aber von Anfang bis zu Ende für erdichtet und bleibe bei meiner Anklage auf Spionage, die ich dir sofort begründen werde."

Ich ließ nun den Mann vorführen, wiederholte meine Frage wegen des Bartes und als er neuerdings leugnete, je einen Dänenbart getragen zu haben, führten ihn zwei Gendarmen in alle Rasiergeschäfte von Veile und fragten überall unter Androhung der Todesstrafe im Leugnungsfalle, ob sich dieser Mann am 7. März oder tags zuvor den Bart habe abnehmen lassen. Richtig fand man beim Raseur am Ortsaus-

Digitized by Google

gange von Veile gegen Kolding die erwartete Bestätigung meiner Vermutung. Er gab ohne Zögern zu, daß er diesem Manne den Bart abrasiert habe, daß er aber damals in der Uniform eines dänischen Wachtmeisters erschienen sei. Der einen Lüge war der Mann also schon überführt, es blieb nur noch die romantische Liebesgeschichte, die den sentimentalen Walcher so weich gestimmt hatte, zu erörtern. Unser Swensen, wie der dänische Gendarmeriewachtmeister hieß, gab endlich zu, daß er sich hatte den Bart abnehmen lassen, und gestand sogar, daß er dies getan habe, um aus der dänischen Armee zu entweichen und als Kälberhändler unsere Vorposten zu passieren. Er motivierte seine Handlungsweise mit einer unbezwinglichen Neigung zu einem Mädchen in Kolding, welches von ihrem Vormunde zur Heirat gezwungen werden sollte, während sie ihn, den verheirateten Wachtmeister, liebe und eine Freundin seiner Frau sei. Deshalb habe er den guten Walcher auch kniefällig beschworen, diesen Liebeshandel, den er ihm nur entdeckt habe, um sich von dem schmählichen Verdachte der Spionage zu rechtfertigen, nicht ins Protokoll zu nehmen und überhaupt nicht weiter zu verfolgen.

Ich war aber gar nicht geneigt, dem romantischen Teil der Erzählung Glauben beizumessen, hielt mich vielmehr strenge an den reellen Teil. Dieser Mann war von unserem Vorposten ergriffen worden, als er am achten morgens auf Seitenwegen sich durch die österreichischen Linien schleichen wollte, und ich ließ nun eine scharfe Leibesvisitation in meiner Gegenwart vornehmen. Und siehe da! In den Stiefelröhren des Wachtmeisters eingenäht fand man Zettel, auf welche die Fragen notiert waren, über die er dem dänischen Kommandanten Kundschaft bringen sollte. Einer der Zettel, auf welchem Fragen standen, war auch schon mit Daten über unsere Truppen beschrieben. Der Mann hatte sich also über unser Armeekorps schon Notizen gemacht. Nun gab es

Digitized by Google

kein Leugnen mehr. Der Wachtmeister bekannte uns schließlich, daß er sich freiwillig habe als Kundschafter verwenden lassen, um bei dieser Gelegenheit Zeit zu finden, sein Liebchen in Kolding nächtlich zu besuchen. Dieses Bekenntnis entsprach auch den Tatsachen, die erhoben wurden. Ich hatte kein weiteres Interesse an der Angelegenheit, als daß der Mann unschädlich gemacht werde. Und als das Kriegsgericht ihn wegen überwiesener und selbst eingestandener Spionage zum Tode verurteilt hatte, war ich der erste, der bei Gablenz für Begnadigung beziehungsweise Aufschub des Strafvollzuges plädierte. Der Korpskommandant würdigte vollkommen meine Gründe, hatten meine Botenjäger doch das ganz Gleiche getan, nur ohne romantischen Anreiz, bloß aus Pflichtgefühl für ihren Beruf! Der galante Wachtmeister Swensen wurde also bis zum Friedensschlusse in Arrest gehalten, wobei es ihm aber nicht schlecht ging. Er war ja in Kolding, und sein Liebchen wußte für gute Verpflegung Sorge zu tragen. Seine Strafe war die Todesangst, die er ausstehen mußte.

Am Tage nach dem Treffen von Veile, welches ein neues, und zwar nach meiner Auffassung das glänzendste Blatt am Ruhmesbaume unseres Feldherrn bedeutete, war die feierliche Beerdigung der Gefallenen auf dem Friedhofe von Veile. Nicht nur Gablenz mit seinem ganzen Stabe, sondern auch das preußische Oberkommando mit zwei preußischen Prinzen (Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl), dann der Großherzog von Mecklenburg und der Prinz von Altenburg folgten dem Sarge der Helden von Veile, voran Oberleutnant v. Rathlev, im feierlichen Kondukte. Die Anwesenheit der preußischen Herrschaften war allerdings eine mehr zufällige, indem sie am Morgen des 9. März von Friedericia herübergekommen waren, wo es außer einigen Plänkeleien mit den dänischen Außenposten zu nichts Ernstem kam. Der Feind hatte sich damit begnügt, die Festung Friede-

Digitized by Google

ricia zu besetzen, seine disponiblen Streitkräfte aber in Jütland konzentriert, um diese rein dänische Provinz zu verteidigen. Wie wir aus den Reden der preußischen Prinzen und ihres Stabes entnehmen konnten, war im preußischen Oberkommando eine große Konsternation eingetreten, als man dort den Kanonendonner von Veile hörte.

Auch dieser Tag gehörte den Oesterreichern; zu dem heißersehnten und aus politischen Rücksichten dringend notwendigen Siege preußischer Truppen war es noch immer nicht gekommen. Hierüber herrschte im preußischen Hauptquartier und nach mehr in Berlin große Verstimmung. Bismarck, der zur Lösung des Verfassungskonfliktes einen glänzenden Waffenerfolg brauchte, scheint auf den König dahin eingewirkt zu haben, dem Marschall Wrangel das Oberkommando abzunehmen und damit den schneidigen Prinzen Friedrich Karl zu betrauen. Tatsächlich geschah dies auch zwei Monate nach dem verfehlten Marsche der Preußen auf Friedericia.

Für mich hatte die mangelhafte Leitung des Kundschaftsdienstes im Hauptquartier Wrangels zunächst die Folge, daß ich durch Gablenz den preußischen Prinzen schon am 9. März als derjenige vorgestellt wurde, welcher ihn so gut informiert hatte, weshalb ich auch eingeladen wurde, den hohen Herren einen Vortrag über die Organisation des Kunschaftsdienstes zu erstatten. Namentlich mußte ich eingehend über meine Dispositionen berichten und unter Darlegung aller Vorkehrungen sie bis ins Detail erzählen. Der Großherzog von Mecklenburg konnte als Augenzeuge alles bestätigen, was ich über die unmittelbar am Tage von Veile geernteten Erfolge der weit ausgreifenden Dispositionen zu berichten hatte. Der Großherzog von Mecklenburg erzählte bei einer Fahrt, die wir mit den von Friedericia herbeigeeilten Prinzen auf Deck des eroberten Hafenwachschiffes machten, in drastischer Weise, wie er sich kindisch daran gemacht hatte, die Nummern der

Digitized by Google

Regimenter von den Achselspangen der gefangenen Dänen abzulesen und mit denen zu vergleichen, die in der Ordre de bataille der feindlichen Truppen enthalten waren, welche dem Großherzog in Hadersleben übergeben wurden.

So kam es, daß mir von Seite des Prinzen Friedrich Karl eine sehr gnädige Einladung ins preußische Hauptquartier zuteil wurde, gegen welche Gablenz nichts einwenden konnte, da ja vorläufig unser Siegeslauf als beendigt angesehen werden mußte. Wir durften am 11. März nur drei Brigaden nach Horsens vorschieben und die Verfolgung der Dänen durch unsere Kavallerie im Vereine mit der preußischen fortsetzen. Die vierte Brigade mußten wir zur Verbindung mit der vor Friedericia aufgestellten preußischen Garde nach Viuf und Alminde, also nach rückwärts abgeben. Am 12. März rückten wir dann in zwei Kolonnen gegen Skanderborg, wo die Dänen ihre Arrieregardekavallerie streifen ließen. Skanderborg war nicht besetzt.

An den Marsch von Horsens nach Skanderborg werde ich mein Leben lang denken; man kann sich keine Vorstellung von den Unbilden einer harten Witterung im hohen Norden machen. Gerade dem Nordwinde entgegenzumarschieren, der in nahezu wagrechter Richtung vom Pole herströmt, ist auch eine kriegerische Leistung. Ueberhaupt muß man die Schrecken eines Winterfeldzuges erfahren haben, um sich ein Bild des Schicksales entwerfen zu können, welches unserer österreichisch-ungarischen Armee harren würde, wenn es einmal zum Kriege gegen Rußland kommen sollte. Ich habe einen Sommerfeldzug bei vierunddreißig Grad Hitze und einen Winterfeldzug bei achtundzwanzig Grad Kälte mitgemacht, kann also sagen, daß beide Extreme ihre Bitterkeiten haben und außerordentliche Anforderungen an die Truppen stellen. Hinsichtlich der Strapazen ist unbedingt der Winterfeldzug schwerer zu ertragen. Im Sommer hat man doch die kühlen

Digitized by Google

Nächte, in denen man sich erholen kann, während man im Winter Gefahr läuft, zu erfrieren, wenn man sich übermüdet hinlegt und in tiefen Schlaf versinkt. Unsere Truppen mußten deshalb meistens um die Lagerfeuer herumsitzen, selbst wenn sie nach zehnstündigem Marsch vollständig erschöpft waren.

Der Feind hatte sich mit dem Gros nach Viborg, mit einem kleineren Teile auf Aarhus zurückgezogen, war somit einem weiteren Kampfe ausgewichen. F.-M.-Lt. Neipperg rückte mit unserer Kavalleriebrigade Dobzensky und der preußischen Brigade Fließ bis Aarhus vor, wobei er vom zweiundzwanzigsten Jägerbataillon begleitet wurde. Die Brigade Dornus wurde ihm als Unterstützung bis Hörning nachgesendet. Die Brigade Gondrecourt avancierte gleichzeitig mit Dormus gegen Silkeborg, erfuhr unterwegs, daß sich die Dänen gegen Aarhus gezogen hatten, und mußte sowie Neipperg mit seiner Kavallerie nach Horsens einrücken, weil das Oberkommando am 14. März alle Truppen bei Horsens und Veile konzentriert haben wollte. In letzterem Orte wurde auch unser Hauptquartier aufgeschlagen, wo ich angestrengt an den Auszeichnungsvorschlägen arbeiten mußte.

Um nach der Beschießung Friedericias evtl. einen Sturmangriff unternehmen zu können, wurde Gablenz nach Kolding zum Oberkommando berufen. Er brachte mir nun den Befehl, zum Prinzen Friedrich Karl abzugehen, um dort den Kundschaftsdienst einzurichten. Bevor mich Gablenz jedoch entließ, forderte er von mir die Niederschrift zweier Memoranda über den ganzen Hergang vor, in und nach dem Treffen von Veile. Eines davon ward an seinen früheren Armeekommandanten Benedek nach Verona geschickt, während der Großherzog von Mecklenburg sich das zweite erbat.

Im preußischen Oberkommando wurde ich in liebenswürdigster Weise aufgenommen und hatte mich besonders der

Digitized by Google

Gesellschaft des Generalstabsobersten Blumenthal zu erfreuen. Während des Diners bekam ich stets einen hervorragenden Platz in der Nähe des Prinzen Friedrich Karl und wurde meist nach Tisch eingeladen, mit ihm im Rauchzimmer über Kundschaftsangelegenheiten zu sprechen. Dieser intime Verkehr gestattete mir, das Aeußere und Innere des Prinzen zu studieren, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß mir nicht bald ein Kriegsmann so tiefen Eindruck hinterlassen hat, wie dieser edle Deutsche mit den durchdringenden blauen Augen und dem zwar etwas harten, aber schönen Antlitz. Der Prinz, der einen kurzgeschnittenen Vollbart und einen langen Schnurrbart trug, sah infolge der Lichtung auf seinem Haupte etwas älter aus, als seine Jahre eigentlich zeigen sollten. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er meinen Darlegungen über die Organe des Kundschaftsdienstes im Frieden wie im Kriege zu, warf hie und da eine Frage dazwischen, die mich deutlich erkennen ließ, welch hohen Wert er diesem Zweige des Generalstabsdienstes beimaß und wie fest er entschlossen war, sofort eine entsprechende Organisation in der preußischen Armee zu schaffen. Nebenbei bemerkt, spielte während dieser Nachmittagsstunden eine ungarische Zigeunerkapelle, die ich aus den Mannschaften des 34. und 72. Infanterieregimentes für den Prinzen zusammenstellte, nachdem ihm die schwärmerischen Weisen so gut gefallen hatten, daß er sich diese Kapelle eigens bei Gablenz erbat.

Digitized by Google

Der Deutsch-Dänische Krieg IV. (die Besetzung von Jütland).

Kapitän Hammer — Räumung der Festung Friedericia — Ein unliebsamer Zwischenfall — Intriguen gegen Gablenz — Verfassung eines Immediatvortrages — Weitere Kränkungen — Okkupation Jütlands — Die Züchtigung der Stadt Varde — Ein kühner Zug — Politische Gefangene — Kulturelle Höhe der Dänen — Gablenz auf Liebespfaden und sein kleiner Fouché — Achtung vor dem Gesetze — Verpflegung unserer Truppen — Ausschreitungen — Die 3 Wünsche des Kaisers — Gablenz und der Husarenkadett — Politische Lage — Die preußischen Unteroffiziere.

Mit dem Treffen von Veile war für uns Oesterreicher der dänische Feldzug nahezu beendet. Was noch zu tun übrig blieb, behielten sich die Preußen vor. Die östlich von Kolding gelegene Festung Friedericia fiel uns wie eine reife Birne in den Schoß, weil die Dänen die dortigen Besatzungstruppen bei Düppel benötigten und es im Norden außer der Besatzung von Friedericia nur wenig dänische Truppen mehr gab. Nichtsdestoweniger wurden wir bald hier bald dort durch den dänischen Schiffskapitän Hammer in den Küstenstädten alarmiert. Kapitän Hammer hatte nur einige kleine Fahrzeuge zur Verfügung, wußte aber damit so geschickt zu operieren, daß er uns fortwährend in Aufregung hielt. Und da möglicherweise auch ein Ausfall der Dänen von der Festung Friedericia hätte stattfinden können, so war es für unsere Position in Jütland von hohem Werte, daß die Dänen sich endlich veranlaßt sahen, Friedericia zu räumen, bevor wir genötigt wurden, die Festung zu belagern oder zu erstürmen.

Unser Geniechef Major Salis-Soglio und unser Feldartilleriedirektor Oberst Weißer waren schon mit den Vorbereitungen für die Belagerung der bereits zernierten Festung ernstlich beschäftigt, als am 29. April morgens von den

Digitized by Google

Vorposten der Brigade Rostitz die Meldung einlangte, daß die ganze Nacht hindurch ein lebhaftes Rollen von Wagen und anderer Lärm aus der Festung heraus ertönt sei, was den Vorpostenkommandanten zu einer scharfen Rekognoszierung bei Morgengrauen veranlaßte. Diese habe ergeben, daß die Festung im Laufe der Nacht vom Gegner verlassen worden sei. Einige Bewohner von Friedericia hatten ähnlich wie bei den Danewerken vor Schleswig ausgesagt, daß die Festung und das verschanzte Lager in der Nacht vom 28. auf den 29. April vom dänischen Festungskommandanten General v. Lünding geräumt worden war. Was die Dänen auf ihren Schiffen wegführen konnten, nahmen sie selbstverständlich mit. Es blieben aber immerhin noch auf den Wällen über zweihundert schwere Kanonen und soviel Munitionsvorräte zurück, daß wir damit eine reiche Kriegsbeute machten. Oberst Weißer entdeckte auch noch unterirdische Pulvermagazine und Verpflegungsmittel, die gleichfalls in unsere Hände fielen. Von den Geschützen wurden später die bronzenen nach Wien expediert. Aus ihnen sind Erinnerungsmedaillen geprägt worden.

Während sich die Räumung der Festung Friedericia vollzog, hatte ich Besuch aus Wien. Mein alter Freund Oberleutnant Baron Coudenhove, ein Verwandter des oben genannten Generaladjutanten des Kaisers, hatte sich beim Kriegsministerium die Erlaubnis erwirkt, mit vierzehntägigem Urlaub in unser Hauptquartier zu kommen, um sich die Schlachtfelder von Oberselk, Oeversee und Veile anzusehen. Mit Gablenz' Genehmigung war Coudenhove bei mir einlogiert, speiste aber, so wie ich, täglich an der Tafel des Korpskommandanten. Daß ich gleich nach der Nachricht von der Räumung der Festung, die gegen ein Uhr nachmittags des 29. April in Kolding eintraf, satteln ließ, um von Kolding hinüberzureiten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich würde die

Digitized by Google

ganze Angelegenheit auch nicht berühren, wenn sie nicht zu einem äußerst peinlichen Zwischenfall geführt hätte, der einen Beweis liefert, daß man in seinen Aeußerungen nie vorsichtig genug sein kann.

Nachdem ich mit Coudenhove den ganzen Nachmittag zur Besichtigung der Festungswerke, der erbeuteten Vorräte usw. verwendet hatte, begaben wir uns in das einzige anständige Hotel, um zu speisen. Da waren aber bereits die Tische von Offizieren aller Waffengattungen okkupiert und wir mußten uns an einer langen Tafel niederlassen, die Offiziere des Infanterieregimentes Prinz Holstein Nr. 80 (dessen Oberst Graf Gottfried von Auersperg als erster in die Festung eingezogen war) besetzt hielten. Sie machten uns freundlich Platz in ihrer Mitte. Gegenseitige Vorstellung, wobei aber, wie gewöhnlich, kein Name so deutlich ausgesprochen wurde, daß man ihn hätte verstehen können. Mich kannte wohl jeder Offizier des Armeekorps; mein Gast Coudenhove war aber ganz fremd in der Gesellschaft, welche erst durch seine Erzählungen erfuhr, daß wir den Feldzug 1859 in Italien beim selben Armeekorps mitgemacht und bei Medole gemeinsam gekämpft hatten. Unglücklicherweise saß Coudenhove nicht unmittelbar neben mir; ich konnte deshalb auch nicht hören, über was er mit seinem Tischnachbar sprach. Umsomehr war ich daher überrascht, als plötzlich ein Hauptmann von Nr. 80 aufsprang und zu Coudenhove gewendet die Worte ausstieß: „Das ist eine bubenhafte Aeußerung, die ich nicht dulden kann. Ich bin der Neffe des Feldmarschalleutnants Graf Zedtwitz, über welchen sich dieser Herr Oberleutnant so wegwerfend äußert.“ Selbstverständlich mußte ich sofort intervenieren, und da stellte es sich erst heraus, wie Coudenhove seinem Tischnachbar erzählt hatte, daß wir uns bei Medole kennen lernten. Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der neben ihm sitzende Hauptmann den Namen Zedtwitz führte,

Digitized by Google

hatte Coudenhove über den Reitergeneral, der im Jahre 1859 mit seiner ganzen Kavalleriedivision Fersengeld gegeben, eine sehr abfällige Bemerkung gemacht. Hauptmann Zedtwitz war ein miselsüchtiger, höchst leidenschaftlicher Mann, welcher annahm, daß Baron Coudenhove seinen Namen bei der Vorstellung gehört habe; er faßte diese Aeußerung über den Reitergeneral als eine unerhörte Herausforderung auf, und der Konflikt war da. Coudenhove hatte keine Ahnung davon, daß es seines Tischnachbars Onkel war, den er so scharf kritisiert hatte und replizierte Zedtwitz in heftigster Weise. Ich erkannte sofort, daß hier eine Unvorsichtigkeit, aber keineswegs eine Provokation vorliege, mußte aber doch meine ganze Autorität aufbieten, um die beiden Offiziere auseinander zu halten. Auf die unerhörte und unter Offizieren ganz ungewöhnliche Art der Beschimpfung, welche Zedtwitz ausgesprochen hatte, geriet auch Coudenhove in solche Wut, daß ich ihn kaum zurückzuhalten vermochte. Ein Duell, welches unvermeidlich war, durfte ich aber nicht zugeben, weil wir noch vor dem Feinde standen. Nachdem ich also den Sachverhalt klargestellt und für Coudenhove insoferne eingetreten war, daß ich bestimmt erklärte, mein Gast würde sicher nicht über die Affäre von Medole gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, daß ein Graf Zedtwitz am Tische sitze, entfernten wir uns aus dem Lokale und eilten ins Hauptquartier nach Kolding zurück, um Gablenz Meldung über den peinlichen Vorfall zu erstatten. Wir erbaten uns ausnahmsweise die Erlaubnis, daß sich die beiden Kavaliere auch während des Feldzuges, und zwar gleich schlagen dürfen. Der Korpskommandant erkannte sofort die Notwendigkeit eines Duells unter harten Bedingungen an, gestattete aber nicht, daß es vor gänzlicher Beendigung des Feldzuges ausgetragen wurde. Der Aufenthalt meines lieben Freundes Coudenhove im Hauptquartier war somit plötzlich beendigt, ohne daß er die Schlachtfelder gesehen

Digitized by Google

hatte. Nach dem Kriege fungierte ich als Sekundant bei einem Säbelduell in Wien, welches insoferne einen unerwarteten Ausgang nahm, als nach wiederholten erbitterten Attacken, in denen beide Teile Säbelhiebe davontrugen, schließlich Coudenhove dem Grafen Zedtwitz den kleinen Finger der rechten Hand abhieb und letzterer darob in eine Art von Nervenkrampf verfiel.

Im Hauptquartier zu Kolding begann es schwüle zu werden, obzwar die erste Märzhälfte, in welcher wir uns befanden, noch eine sehr niedrige Temperatur aufwies. Es war eine moralische Schwüle. Gablenz bekam nämlich ein sehr eigentümliches Schreiben vom ersten Generaladjutanten Sr. Majestät, dem Feldmarschalleutnant Grafen Crenneville, welches eine tiefe Verstimmung hervorrief. Es war auch eine ganz seltsame Zumutung, die dieses Schreiben enthielt. Gablenz wurde auf Allerhöchste Ordre hin ermächtigt, Belohnungsanträge für das glänzende Treffen bei Veile zu unterbreiten, es wurde ihm aber bedeutet, er möge sich enthalten, Propositionen bezüglich der Offiziere seines Generalstabes zu machen, da sich Se. Majestät vorbehalten habe, über Ordensverleihungen an den Stab Sr. Exzellenz Allerhöchst selbst das Geeignete zu verfügen. — Kurz nach der Ankunft dieses Briefes ließ mich Gablenz zu sich bitten, klagte mir, daß Blasits nichts Ungehöriges an diesem ein Mißtrauensvotum enthaltenden Schreiben finde und ganz entschieden jede Remonstration gegen dasselbe ablehne.

Gleichzeitig ersuchte mich Gablenz, ihm den Entwurf eines Antwortschreibens zu konzipieren, womit er wenigstens Crenneville gegenüber seinen Standpunkt als Höchstkommandierender des selbständigen VI. Armeekorps wahren wollte. Es war Nachtzeit und Gablenz konnte kein Auge schließen, wie dies bei seiner nervösen Natur jedesmal vorkam, wenn er seelisch aufgeregt war. Ich mußte Sr. Exzellenz in solchen

Digitized by Google

Fällen stets Gesellschaft leisten. Gablenz schlang wie gewöhnlich seinen Arm um meine Schulter, und so gingen wir stundenlang auf und nieder, während mir der hohe Herr sein Herz ausschüttete, das oft von schwerem Kummer und trüben Ahnungen erfüllt war. Es ist kaum zu glauben, daß ein siegreicher Feldherr, dem selbst das Ausland zujubelte, wie die zahlreichen Briefe bewiesen, die wir aus England, Frankreich und selbst aus Amerika erhielten, von Vorgesetzten, sowie von Familienangehörigen schwer gekränkt werden konnte. Und doch war es so. Sah Graf Crenneville, der erste Generaladjutant des Kaisers, die Erfolge des allseits bewunderten Korpskommandanten in Jütland mit scheelen Augen an oder wurde er durch andere hohe Neider um des Feldherrn Ruhm aufgehetzt? Ich weiß es nicht. Aber der oben erwähnte Brief war eine Herausforderung, welche Gablenz nicht unbeantwortet lassen konnte. Das sah ich ein, nur konnte ich mich nicht leichthin entschließen, meine Feder für den Kabinettskrieg, der jetzt nach dem Feldzuge beginnen sollte, in den Dienst der Polemik zu stellen. Auf meine offen ausgesprochenen Bedenken gegen ein Fingerziehen mit dem damals allmächtigen Crenneville, gab mir Gablenz seinen festen Entschluß kund, diesem Höfling sich mannhaft entgegenstellen zu wollen, und nun zum erstenmale von dem besonderen Rechte Gebrauch zu machen, welches der Kaiser ihm beim Antritte seines selbständigen Kommandos eingeräumt hatte: nämlich in besonderen Fällen Immediatvorträge an den Allerhöchsten Kriegsherrn zu erstatten.

„Sie wissen, lieber Gründorf," sagte mir Gablenz, „daß ich mit der Feder nicht so gut umgehen kann wie mit dem Schwerte, das ist ein Mangel meiner Jugendbildung im Kadettenhause; da Sie es aber so gut verstehen, mir aus der Seele zu lesen und zu schreiben, so habe ich Ihnen mein ganzes Vertrauen zugewendet. Sie müssen mir jetzt ohne

Digitized by Google

Zögern den Vortrag an Se. Majestät entwerfen. Ich werde ihn dann eigenhändig abschreiben und persönlich absenden. Außer Ihnen soll niemand von diesem Schriftstück, welches morgen früh von Kolding abgeht, etwas erfahren." Ich durfte keine weiteren Vorstellungen gegen den Beschluß meines Chefs wagen, mußte mich ungesäumt an den Schreibtisch setzen — so wie damals in Oeversee —, um den Entwurf für den Immediatvortrag niederzuschreiben. Dieser enthielt in aller Untertänigkeit kurz die Bitte an Se. Majestät, die allergnädigst gestatteten Ordensanträge auf alle Offiziere des Armeekorps, inklusive jener des Hauptquartiers ausdehnen zu dürfen.

Schon am dritten Tage, also unmittelbar nach Eintreffen jenes Immediatschreibens beim Kaiser, erhielt Gablenz ein Chiffterntelegramm, welches die Allerhöchste Genehmigung enthielt. Gablenz hatte also einen vollen Sieg über die Intrigen Crennevilles errungen, der wahrscheinlich ohne Vorwissen des Kaisers die beschränkende Bestimmung in den vorerwähnten Brief aufgenommen hatte.

Eine ähnliche Eigenmächtigkeit von schwerwiegenden Folgen hat sich übrigens Crenneville im Jahre 1866 erlaubt, indem er der telegraphischen Depesche des Kaisers an Benedek: „Einen Frieden zu schließen unmöglich, wenn Rückzug nötig, ist derselbe anzutreten," die Worte beifügte: „Hat eine Schlacht stattgefunden?" Benedek glaubte in dieser Frage die Aufforderung zu einer Schlacht erblicken zu müssen und schlug sich bei Königgrätz, trotzdem mit Oberstleutnant v. Beck, den Abgesandten des Kaisers, der Rückzug hinter die Elbe schon abgemacht war.

Die Situation unseres Korpskommandanten wurde aber durch jenen Zwischenfall keineswegs gebessert, sondern nur verschlechtert. Von nun ab war man erst recht bestrebt, jeden Schritt, den Gablenz tat, scharf beobachten zu lassen und alle seine Handlungen, ja selbst einzelne Worte, die er sprach,

Digitized by Google

unter der Lupe des Mißtrauens zu beurteilen. Man wollte in Gablenz durchaus eine Art Wallenstein erblicken!

Kurz nach dieser Korrespondenz kam der Flügeladjutant des Kaisers, der damalige Oberstleutnant Prinz v. Hohenlohe-Schillingsfürst, späterer erster Obersthofmeister des Kaisers, ins Hauptquartier, um die Ordensdekorationen von Oberselk und Oeversee, welche im Armeeverordnungsblatte vom 12. März 1864 bereits publiziert worden waren, persönlich zu überbringen. Ich will hier nur nebenbei bemerken, daß Gablenz mir das Militär-Verdienstkreuz, welches für mich in dieser Tasche war, eigenhändig an die Brust heftete, und auch Fürst Hohenlohe mir in der charmantesten Weise gratulierte, indem er betonte, daß ich der einzige Offizier des Hauptquartieres sei, den Se. Majestät ausgezeichnet habe.

Ob und was Hohenlohe mit Blasits noch über die obige Immediateingabe Sr. Exzellenz an den Kaiser verhandelt hat, will ich hier nicht erörtern; sichere Anhaltspunkte darüber besitze ich nicht und Ungewisses will ich nicht berichten.

So viel aber steht fest, daß kurz darauf Blasits nach Wien fuhr, angeblich um beim Kaiser persönlich für die außertourliche Beförderung zum Obersten bei Belgier Nr. 27 zu danken. Daß bei letzterer Gelegenheit auch jenes Schriftstück zur Sprache kam, dessen Konzipienten kennen zu lernen für Crenneville großes Interesse zu haben schien, kann ich nur aus Nachfolgendem vermuten. Blasits wußte sich jedenfalls rein zu waschen. Ich habe also allen Grund anzunehmen, daß er mich als denjenigen bezeichnet haben mochte, der für Gablenz alle Privatkorrespondenzen von Wichtigkeit besorgte. Graf Crenneville, der vom Feldzuge 1859 her mein Gönner war, schlug später plötzlich in das Gegenteil um. Zuerst der Korpsbefehl nach dem Treffen bei Oeversee, nun diese zweite Sünde, die ich durch die Feder beging, dazu noch einige weitere Mißgriffe, und ich war reif für das Mausoleum der lebendig Begrabenen in Graz!

Digitized by Google

Gablenz erhielt von dem Momente an, wo er es gewagt hatte, mit Umgehung des ersten Generaladjutanten sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden, ein unangenehmes Schreiben nach dem anderen und war bereits so verstimmt, daß er mir anfangs Mai seinen Entschluß mitteilte, sich sofort nach Beendigung des Feldzuges in den Ruhestand versetzen zu lassen.

Dieser Stimmung dürfte es auch entsprungen sein, daß sich der Korpskommandant beim neuen Armee-Oberkommandanten Prinzen Friedrich Karl, mit welchem er auf bestem Fuße stand, die Ermächtigung auswirkte, mit einer österreichischen Brigade von Kolding bis an den Limfjord, einem Kanal, der den nördlichen Teil von Jütland quer von West nach Ost durchschneidet, vorrücken und hiemit die Okkupation Jütlands auch faktisch durchführen zu dürfen. Symbolisch war es schon früher geschehen. Diese Operation wurde ihm vom Oberkommandanten der alliierten Armeen umso bereitwilliger zugestanden, als die Preußen mittlerweile Düppel und den Schanzengürtel im Sturm genommen und sich hiemit jenen Kriegsruhm geholt hatten, dessen sie wegen des von Bismarck heraufbeschworenen Verfassungskonfliktes im Inneren des Landes, so dringend bedurften. Gablenz führte also die Brigade Nostitz persönlich bis an das Nordende Jütlands und hatte sich aus dem Stabe diejenigen Offiziere ausgewählt, welche diese Expedition in seiner Suite mitmachen sollten. Darunter befand sich auch meine Wenigkeit.

Da aber Vlasits an der Seite des Korpskommandanten blieb, dessen Ueberwachung ihm, wie es schien, speziell in Wien aufgetragen wurde, so war Major Dumoulin dazu ausersehen, die Funktionen des Generalstabschefs an der Seite Neippergs zu übernehmen, der als Stellvertreter des Korpskommandanten den Oberbefehl über die drei Brigaden antrat, welchen während der Expedition nach dem Limfjord die Bewachung

Digitized by Google

der Küstenstädte Kolding, Veile und Horsens im Osten, Ribe und Varde im Westen übertragen wurde. Ich hatte mich bereits marschfertig gemacht und war auch froh, nach längerem Aufenthalte in Kolding wieder eine lustige Expedition mitzumachen, als mich spät abends Gablenz zu sich beschied, um mir persönlich zu eröffnen, daß Neipperg den dringenden Wunsch geäußert habe, anstatt des melancholischen Dumoulin mich an seine Seite zu bekommen, weshalb ich die Funktion als Generalstabschef bei den drei Brigaden beziehungsweise beim Gros des Korps übernehmen müsse.

In dieser Stellung war mir durch das unbedingte Vertrauen Neippergs Gelegenheit zu einem raschen Zuge geboten. Die Sache hatte folgenden Hergang, der mir interessant genug erscheint, um hier bekanntgegeben zu werden.

Der schon vorhin erwähnte Kapitän Hammer hatte kaum Nachricht von der Expedition nach dem Limfjord erhalten, als er, in der Meinung, daß das ganze Korps dahin aufgebrochen sei, die obgenannten Küstenstädte des Westens der Reihe nach alarmierte. Wahrscheinlich hoffte der kühne Freibeuter, sie nur schwach besetzt zu finden, und glaubte uns eine Schlappe beibringen zu können. Ich war aber doppelt wachsam, hatte überallhin meine Botenjäger ausgesendet und wurde von ihnen auf das beste mit Nachrichten versehen. Während nun Graf Neipperg täglich größere Ritte an die bedrohten Küstenpunkte unternahm, die wir besetzt halten mußten, blieb ich in Kolding zurück, wo alle Meldungen sich bei mir konzentrierten.

Da lief unter anderen von Varde, wo eine Kompagnie Belgier unsere sehr bedeutenden Lebensmittelmagazine bewachte, der Rapport eines meiner Gendarmen ein, daß Kapitän Hammer mit einigen Kriegsfahrzeugen in der nächsten Nacht im Busen von Varde einlaufen solle, um unsere Garnison zu überfallen und ihr die Verpflegungsmagazine wegzunehmen. Mich keinen Augenblick besinnend, ließ ich die Es-

Digitized by Google

kadron von Lichtenstein-Husaren, welche in Kolding lag, sofort alarmieren, gab ihr den Rittmeister Auditor Mihalowitsch, der nebenbei bemerkt mehr Rittmeister als Auditor war, als Kriegsrichter bei und beauftragte den Eskadron-Kommandanten Rittmeister v. Krenosz, in schärfstem Tempo von Kolding nach Varde, also quer durch ganz Jütland vom Ost- zum Weststrande zu reiten, um womöglich noch vor dem Einbruche der Dunkelheit in Varde einzutreffen. Dort angelangt, hatte er mit dem Kommandanten der Infanterie-Kompagnie Fühlung zu nehmen, die Stadt zu umzingeln und den ganzen Magistrat gefangen zu nehmen.

Als Neipperg gegen Mittag von seinem Rekognoszierungsritte zurückgekehrt war, befand sich das Exekutionskommando, unter Krenosz' Führung, bereits meilenweit von Kolding am Wege nach Varde. Im ersten Momente, nachdem ich Neipperg das Verfügte gemeldet hatte, stutzte er über meine rasche Disposition und gab der Besorgnis Ausdruck, daß etwa ein Echec daraus entstehen könne, der ihm natürlich sehr peinlich gewesen wäre. Auf meine Versicherung hin, daß ich die volle Verantwortung für den Ausgang des Zuges nach Varde übernehme, beruhigte er sich, und als vollends am folgenden Tage spät abends das Exekutionskommando mit den Gefangenen, worunter sich auch der Bürgermeister von Varde befand, an der Spitze einer Wagenkolonne von über hundert Fuhrwerken eintraf, auf welchen reiche Verpflegungsvorräte verladen waren, fühlte sich der Interims-Korpskommandant so glücklich über diesen Koup, daß er mir befahl, sofort einen Bericht darüber zu verfassen. Wir telegraphierten auch gleich an den Korpskommandanten, der sich mit der Brigade Nostitz bereits in Aalborg am Limfjord befand, und erhielten den Auftrag, je einen Bericht über den gelungenen Handstreich an das preußische Oberkommando und an die Generaladjutantur des Kaisers zu senden. Diesmal konnte ich

Digitized by Google

meiner Feder freien Spielraum lassen und den Hergang bei der Exekution in Varde so schildern, wie er mir von Krenosz und Mihalowitsch berichtet worden war. Er ist lehrreich genug, um auch hier wenigstens in einigen Worten geschildert zu werden.

Nach neunstündigem Ritt in Trab und Schritt kam die Schwadron gegen Abend vor Varde an. Krenosz begab sich sofort zum Stationskommandanten, einem Oberleutnant, der die Belgier-Kompagnie interimistisch befehligte, teilte ihm mit, daß Kapitän Hammer für die Nacht ein Attentat auf die Verpflegungsvorräte beabsichtige, die wir in der Hafenstadt aufgestapelt hielten, und forderte ihn zur Mitwirkung bei der nunmehr vorzunehmenden Untersuchung des Sachverhaltes auf. Die Kompagnie wurde alarmiert und besetzte rasch alle Amtslokalitäten (Varde war auch der Sitz eines dänischen Amtsrichters), während Mihalowitsch sich unter starker Bedeckung zum Bürgermeister begab, um ihn zu verhaften und eine Beschlagnahme seiner Korrespondenz vorzunehmen. Ihre Durchsicht ergab alsbald, daß tatsächlich zwischen dem Bürgermeister, dem Amtsrichter und dem Kapitän Hammer, der sich auf der Insel Sylt aufhielt, ein Ueberfall auf die Garnison von Varde verabredet war, der nur durch eine Unvorsichtigkeit des Boten, welcher die Korrespondenz vermittelte, zur Kenntnis meiner Botenjäger gekommen war. Nachdem die Tatsache einer Verschwörung auf diese Weise erwiesen war, ließ Mihalowitsch die ganze Gesellschaft, nämlich den Bürgermeister, seinen Stellvertreter, die hervorragenden Stadträte und den Amtsrichter in Eisen legen, diktierte eine Requisition in der Höhe des Doppelten aller Vorräte, welche unsere Magazine in Varde enthielten, und verlangte, daß diese ganze Menge von Verpflegungsartikeln (Weine in Flaschen und Fässern, Kaffee, Zucker, Tee, Rum, Zigarren, Reis, Mehl usw.) auf Vorspannwägen bis zum anderen Morgen sechs Uhr marschbereit am

Digitized by Google

Stadtplatze aufgestellt sei, widrigenfalls er sofort die Schuldigen vor ein Kriegsgericht stellen lassen werde. Diese Drohung hatte den Erfolg, daß alles pünktlich bereit stand und das Exekutionskommando mit den Anzettlern des geplanten Ueberfalles, die als Gefangene ins Hauptquartier mit mußten, am Abend des folgenden Tages in Kolding eintreffen konnten. Den Anstiftern des beabsichtigten Ueberfalles wurde dann der Prozeß gemacht; da es sich aber dabei herausstellte, daß die Hauptperson der Kapitän Hammer gewesen, der mit seinen Schiffen alsbald von Sylt weggedampft war, so begnügte sich Gablenz, mittlerweile vom Limfjord zurückgekehrt, damit, daß er die Gefangenen bis zum Friedensschlusse unter Schloß und Riegel hielt.

Wir hatten auf diese Weise im Hauptquartier zu Kolding schon eine hübsche Anzahl von politischen Gefangenen. Von früher her saß bereits der dänische Deputierte Krüger in sicherer Verwahrung. Er hatte es gewagt, gleich nach unserem Einrücken in Schleswig einen Volksaufstand im Rücken der Armee organisieren zu wollen. Rechtzeitig erhielt ich Kenntnis von seiner Absicht und ließ ihn an seinem Wohnsitze verhaften, bevor er noch Unheil anrichten konnte. Krüger war trotz seines deutschklingenden Namens ein fanatischer Däne, der kein Hehl aus seiner Absicht machte, das Volk gegen uns aufzuwiegeln. Er entwickelte einen so glühenden Patriotismus, daß wir ihn als mutigen Mann achten konnten, aber doch unschädlich machen mußten. Ich besuchte diesen dänischen Hofer wiederholt in seinem übrigens ganz komfortabel ausgestatteten Gefängnisse, das nur durch den Wachposten, der vor der Türe stand, als solches zu erkennen war. Ich versuchte es auch, ihn zur Räson zu bringen, weil Se. Exzellenz geneigt gewesen wäre, Gnade für Recht walten zu lassen, wenn er sein Ehrenwort gegeben hätte, nichts Feindseliges mehr gegen die alliierte Armee zu unternehmen. Krüger war aber hiezu

Digitized by Google

nicht zu bewegen und trug seine Gefangenschaft bis zum Ende des Feldzuges in stiller Resignation. Wir dachten unwillkürlich an den Tiroler Patrioten und wollten dem Dänen kein so trauriges Schicksal bereiten, wie es Napoleon dem Andreas Hofer auferlegte. Dafür haben wir aber auch in Dänemark ein gutes Andenken hinterlassen. Alle Welt spricht dort mit Hochachtung von der österreichischen Armee, die tapfer im Kampfe, großmütig gegenüber den Verwundeten und Gefangenen und derart strenge in der Manneszucht war, daß auch nicht der geringste Makel geduldet wurde.

Uebrigens beruhte diese Achtung durchaus auf Gegenseitigkeit. Wenn etwas geeignet war, das freudige Gefühl über unsere Siege zu dämpfen, so mußte es der Gedanke sein, daß wir doch eigentlich einen sehr ungleichen Kampf führten und die Dänen ein heldenmütiges Volk waren, das wir Oesterreicher nur mit sehr geteilten Gefühlen bekriegten. Ihr kriegerischer Wert wurde durch den hartnäckigen Widerstand zur Genüge bewiesen. Nicht minder imponierte uns ihr moralischer Wert. Mir ist mit einer einzigen Ausnahme kein Fall bekannt, daß sich dänische Frauen oder Mädchen mit unseren Offizieren oder Soldaten in Liebesaffären eingelassen hätten. Ich war in Horsens und Kolding, wo wir monatelang einquartiert lagen, wiederholt in vornehmen Häusern untergebracht, wo es sehr hübsche und gebildete junge Damen gab, es wäre mir aber nicht in den Sinn gekommen, mich einer derselben nähern zu wollen. Jede Begegnung mit den Hausgenossinnen konnte mich belehren, daß sie charaktervolle Patriotinnen seien, die den siegreichen Feind achten, aber niemals lieben können. Welcher Kontrast mit den in Italien 1859 gemachten Erfahrungen!

Die einzige Ausnahme, von der ich sprach, betraf Gablenz selbst, der die Gunst einer Schiffskapitänsfrau erworben hatte, die er nachts zu besuchen pflegte. Er glaubte, niemand habe

Digitized by Google

eine Ahnung von seinen nächtlichen Ausgängen. Aber meine Botenjäger hatten mir längst Bericht darüber erstattet, und ich ließ ihn jede Nacht, ohne daß er es ahnte, durch sie hin und zurück begleiten. Da ereignete es sich, daß der König von Preußen mit den Prinzen nach Kolding kam und am Lagerdiner bei Gablenz teilnahm. Ich saß, wie gewöhnlich, Gablenz gegenüber und wurde in einen Diskurs über den Kundschaftsdienst gezogen, wobei Gablenz die Worte sprach:

„Ja, was wäre ich ohne meinen kleinen Fouché! Der weiß alles, nur eins weiß er nicht: was sein Korpskommandant macht!"

„Pardon, Exzellenz," erwiderte ich, „ich wäre ein schlechter Chef der Armeepolizei, wenn mir das hätte entgehen können."

„Was wissen Sie denn von mir?"

„Daß Eure Exzellenz jede Nacht einer gewissen Kapitänsfrau einen Besuch abstatten, auf dem ich Sie durch meine Botenjäger vor Fährlichkeiten bewahren lasse."

Auf diese Worte erhob sich an der ganzen Tafel ein großes Halloh, besonders bei den königlichen Hoheiten, die ihn als Don Juan kannten, während Gablenz ganz verblüfft darüber war, daß sein kleiner Fouché auch dieses Geheimnis kannte.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich zur Charakterschilderung der Dänen zurück. Ihre Bildung stand auf einer außergewöhnlich hohen Stufe. Und damit hing auch ihre unerschütterliche Achtung vor dem Gesetze zusammen.

Es ereignete sich Folgendes: Nachdem wir Jütland bis zum Skagerak okkupiert hatten, wurde vom preußischen Oberkommando eine Etappenverpflegung für die Truppen vorgeschrieben, die offenbar darauf berechnet war, die Jütländer durch die Lieferung von Verpflegungsartikeln finanziell zu ruinieren und dadurch mürbe zu machen. Jeder Offizier bekam täglich von seinem Quartierträger Frühstück, Mittagsmahl und

Digitized by Google

Abendbrot oder mußte ein entsprechendes Aequivalent in Natura erhalten, wozu noch sechs Stück gute Zigarren und eine Flasche erstklassiger Wein kamen. Ebenso war für jeden Mann nebst Wein ein Kilogramm Fleisch und das nötige Zubehör für die Menage bemessen. Diese Requisition war gewiß sehr hoch gehalten, und wir wußten wahrhaftig nicht, wie wir solche Quantitäten von Lebensmitteln verzehren sollten. Auch an Hafer, Heu und Streustroh wurden die Rationen so reichlich bemessen, daß unsere Pferde früher nie so gute Zeiten gesehen hatten, als damals in Jütland, nach Eroberung dieser stramm dänischen Provinz.

Trotzdem kam es einmal vor, daß sich die Husaren in ihrem Uebermute an einem Heuschober vergriffen, welcher Privatbesitz war. Da kam plötzlich der Bürgermeister von Kolding, wo sich dies ereignete, in großer Aufregung zu mir und beschwor mich, um Gotteswillen zu verhindern, daß unsere Leute auf eigene Faust requirierten; denn, sagte er, wenn sich ein solcher Fall wiederholen sollte, so könnte er für nichts mehr gut stehen. Auf meine Gegenbemerkung, daß mir die Sache nicht so erheblich erscheine, um gleich mit Drohungen aufzutreten, erwiderte mir der brave Mann: „Herr Hauptmann, Sie kennen das dänische Volk noch nicht genugsam, sonst müßten Sie wissen, daß man auf streng gesetzlichem Wege alles von ihm fordern kann, daß aber ein Eingriff in das Privatrecht eines Dänen die übelsten Folgen nach sich ziehen muß; denn so wie der Däne selbst die höchste Achtung vor dem Gesetze hegt, so fordert er auch von jedermann, selbst dem Feinde, daß er auf gesetzlicher Basis bleibe. Sie haben als Sieger unzweifelhaft das Recht, Kriegskontributionen von uns in beliebiger Höhe zu fordern, und wir werden sie auch pünktlich leisten, wie bisher. Verlangen Sie das Doppelte der gegenwärtigen Lieferung an Verpflegungsartikeln für Mann und Pferd, und ich stehe Ihnen persönlich für die prompte Bei-

Digitized by Google

stellung. Verhüten Sie aber jeden selbständigen Eingriff Ihrer Soldaten in unser Privatgut, wenn Ihr tapferer General Gablenz Wert auf die ungetrübten Beziehungen legt, welche bisher zwischen Ihrer bewunderungswürdigen Armee und unserer Bevölkerung bestanden haben." Ich versprach dem braven Mann, ungesäumt dem Korpskommandanten Vortrag über diese Angelegenheit zu erstatten und versicherte ihn im Voraus, daß er die allerstrengsten Maßnahmen gegen jedwede Ausschreitung unserer Truppen treffen werde.

Gablenz war sehr aufgeregt über die Ausschreitung der Husaren gegen seine strengsten Befehle, da sie ja weit mehr hatten, als sie brauchten, und nur aus Bequemlichkeit ihren Pferden von den nächsten Heuschobern Futter herabrissen, weil sie sich eben in der Nähe befanden. Auf meine Meldung über den Besuch des Bürgermeisters wurde der Armeebefehl, welcher gleich zu Beginn des Feldzuges die Requisitionen auf eigene Faust verpönte, sofort in Erinnerung gebracht. Auf jeden, auch noch so unbedeutenden Fall von Verletzung der Manneszucht war die standrechtliche Erschießung gesetzt. Das wirkte, und längere Zeit hindurch wurde nicht die leiseste Klage mehr laut. Erst gegen Ende der Okkupation ereignete sich ein Vorfall, der den ebenso gutherzigen als rechtlich denkenden Gablenz in die schlimmste Zwangslage versetzte. Als er Gablenz das österreichische Armeekorps anvertraute, äußerte der Kaiser nur drei Wünsche, die dem exponierten Kommandanten des österreichischen Kontingentes als Befehl gelten mußten, nämlich: „Pflegen Sie gute Waffenbrüderschaft mit der Armee meines hohen Alliierten, des Königs von Preußen, halten Sie strenge Manneszucht bei den Ihnen unterstellten Truppen und rufen Sie den alten Geist Radetzkys an, um meine durch das Unglück vom Jahre 1859 gedrückte Armee wieder aufzurichten."

Die Erfüllung des ersten und letzten dieser Wünsche war

Digitized by Google

für Gablenz nicht schwer. Daß er bei der pflichtgetreuen Ausführung des zweiten Wunsches, wie wir gleich sehen werden, in einen Seelenkonflikt geraten werde, daran hatte Gablenz wohl am wenigsten gedacht. Und gerade an diesem scheinbar so leicht erfüllbaren Wunsche seines Kriegsherrn, der bei der bekannten Disziplin in der k. k. Armee eigentlich gar nicht geäußert werden mußte, wäre Gablenz gescheitert, wenn er nicht ebensoviel moralischen wie physischen Mut besessen hätte.

Der nackte Tatbestand des angedeuteten Vorfalls ist der folgende: Ein Husarenkadett aus altungarischem Adel, welcher eine Streifpatrouille führte, übernachtete in einem Gutshofe, wo er im Schlafzimmer ein kleines Bild von ungewöhnlicher Vollendung sah. Selbst Amateur, vielleicht Kunstschwärmer, wollte er das kleine Juwel um jeden Preis ankaufen. Die Besitzerin, eine Witwe, erklärte aber ganz entschieden, sich von diesem Gemälde, welches von der Hand ihres einzigen, längst verstorbenen Sohnes herrühre, unter keiner Bedingung trennen zu wollen. Des anderen Morgens war die Patrouille verschwunden und mit ihr das kleine Bild. Der Kadett hatte es mitgenommen. Die alte Frau fuhr sofort nach Kolding zu Gablenz und trug ihm ihre Klage vor. Schon nach vierundzwanzig Stunden wurde das entwendete Kunstwerk gefunden: es war im Mantel des Kadetten versteckt. In solcher Aufregung wie damals hatte ich unseren stets liebenswürdigen Korpskommandanten nur einmal gesehen. Auf Grund des erst kürzlich republizierten Korpsbefehles ließ Se. Exzellenz sogleich ein Standgericht zusammentreten, welches den Kadetten zum Tode durch Erschießen verurteilte. Diese Strafe war nämlich seit jenem Heudiebstahle auf jede Entwendung dänischen Gutes republiziert.

Ich erfuhr alsbald, daß Gablenz die Familie des Kadetten aus dem ungarischen Feldzuge 1849 kannte und im Hause des reichen Edelmannes sehr angenehme Stunden zu-

Digitized by Google

gebracht hatte. Ich hoffte also umsomehr, daß er dem offenbar durch seinen Kunstenthusiasmus Verirrten wohl die Todesstrafe auferlegen, ihn aber doch im letzten Momente begnadigen werde. Mein Pferd war vor dem Hause des höchsten Gerichtsherrn über Leben und Tod bereitgestellt, und als der Augenblick herannahte, wo man den Delinquenten ins Karree führte, wagte ich bei Gablenz die Bitte um Begnadigung des jugendlichen Sünders, indem ich als mildernden Umstand geltend machen wollte, daß er ja jeden Preis für das Bild, in welches er sich vergafft hatte, zahlen wollte, seine Handlungsweise sich demnach nicht als Diebstahl, sondern als Gewaltakt aus krankhafter Kunstschwärmerei darstelle. Vergeblich suchte ich auch das Vaterherz meines Chefs anzurufen. Die strenge Miene und eine sofort erfolgte Antwort des Höchstkommandierenden der österreichischen Truppen in Dänemark überzeugte mich alsbald, daß ich eine Fehlbitte getan hatte. Diese Antwort lautete nach meinen Tagebuchnotizen wie folgt: „Se. Majestät hat mir seine braven Truppen in vollster Zuversicht anvertraut, auf daß ich sie zu Ruhm und Ehre kommandiere. Ich darf auch nicht den geringsten Makel auf unserem reinen Wappenschilde sitzen lassen; der Kadett hat sich gegen die Manneszucht schwer versündigt, er muß seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen.“ Hart war die Strafe, das empfand Gablenz am allermeisten, denn außer den unglücklichen Eltern und Angehörigen des verirrten Jünglings fühlte wohl niemand so tief den Schmerz um das junge Leben, als derjenige, welcher durch die Strenge des Kriegsgesetzes gezwungen war, den Einen zu opfern, um die anderen vor ähnlichen Fehltritten zu bewahren. In diesem Akte der Gerechtigkeit gegenüber der ganzen Armee erkannte ich neuerdings die Seelengröße unseres Korpskommandanten, der sich in solchen Dingen von niemand beeinflussen ließ, einzig und allein seinem Gewissen gehorchend.

Digitized by Google

Dieser Zwischenfall wirkte sehr deprimierend und wir sehnten uns mehr oder weniger darnach, daß der Krieg gegen das tapfere Dänenvolk bald beendigt werden möchte. Unsere Erwartung, daß mit der Wegnahme der Düppeler Schanzen und der vollständigen Okkupation der drei Provinzen Holstein, Schleswig und Jütland die Widerstandskraft Dänemarks gebrochen sein werde, hatte sich leider nicht erfüllt. In Kopenhagen wurden die größten Anstrengungen gemacht, um auf diplomatischem Wege die Intervention von England und Frankreich zu Gunsten Dänemarks zu erwirken. Napoleon III. hatte nicht übel Lust, sich ins Mittel zu legen, als er aber merkte, daß Oesterreich fest zu Preußen hielt und eine Spaltung der deutschen Großmächte nicht möglich sei, überlegte er es sich doch zweimal, einen Krieg heraufzubeschwören, bei welchem er unbedingt den Kürzeren ziehen mußte. Er mischte sich deshalb nicht weiter in den Streit. Wir hatten also wieder freie Hand, und Bismarck konnte seine Politik bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgen. Für uns Oesterreicher war dies kein Glück, denn alles, was unternommen wurde, geschah nur im Interesse Preußens, dessen Macht auf unsere Kosten immer mehr anschwoll.

Der Sieg von Düppel hatte auch das militärische Gewicht der preußischen Truppen gehoben, die uns in geistiger Beziehung längst überlegen waren. Ich fühlte dies schon beim Beginn des Truppentransportes nach Holstein in Breslau und war namentlich über die hohe Intelligenz und den sittlichen Ernst des Generalstabes vollkommen im klaren. Daß aber die höhere Kultur des preußischen Volkes — ein Werk der Schullehrer, wie man sich auszudrücken pflegte — in allen Schichten bis zum Unteroffizier herab so eklatant zum Ausdrucke gelangen könnte, wie ich dies bei Düppel mit eigenen Augen wahrnahm, hatte ich doch nicht gedacht.

Ich war wieder einmal Gast des Prinzen Friedrich Karl

Digitized by Google

im Hauptquartier des preußischen Oberkommandos vor Düppel, als bei der Mittagstafel zufällig das Gespräch auf die Ausbildung der Unteroffiziere kam und ich ihre Wichtigkeit ausdrücklichst betonte. Se. Königliche Hoheit pflichtete mir vollkommen bei, als ich den Ausspruch wagte, daß die Unteroffiziere einen noch weit größeren Einfluß auf die Mannschaft auszuüben vermöchten als die Offiziere, weil letztere nicht genug Kontakt mit ihr hätten. Von den moralischen Potenzen der Unteroffiziere kamen wir auf die intellektuellen zu reden, und da meinte der Prinz, daß in dieser Beziehung sich die preußische Armee in einer glücklicheren Lage befinde, indem jeder Unteroffizier imstande sei, über einen zurückgelegten Patrouillengang nicht nur einen klaren Rapport zu erstatten, sondern auch eine Bleistiftskizze der rekognoszierten Strecke zu machen. Dieser Ausspruch schien mir doch etwas zu optimistisch. Der Prinz schaute mir dabei so scharf ins Auge, daß er sofort meine bescheidenen Zweifel herausgelesen haben mochte, denn er sagte gleich zum Generalstabsoberst v. Blumenthal: „Wollen Sie die Güte haben, dem Herrn Hauptmann Gelegenheit zu geben, sich persönlich von meiner Behauptung zu überzeugen. Man soll gleich eines meiner Pferde satteln, damit Herr v. Gründorf mit Ihnen zu den Vorposten reiten, sich selbst einen Unteroffizier auswählen und ihm eine entsprechende Aufgabe geben kann. Es liegt mir daran, daß meine Ansicht über unsere Unteroffiziere erprobt werde."

Das Diner war beendigt, ein prachtvoller Trakehner stand zu meiner Verfügung bereit, und ich ritt mit Oberst v. Blumenthal, einem ebenso geistvollen als liebenswürdigen Manne, zu den Düppeler Schanzen hinaus, wo ich mir einen möglichst wenig versprechenden Unteroffizier von dem Pommerschen Infanterieregimente aussuchte, das dort biwakierte. Nachdem ich ihm einen bestimmten Auftrag gegeben hatte, ging er mit seiner Mannschaft den Weg, den ich ihm bezeichnete, wäh-

Digitized by Google

rend ich mit Blumenthal aus einer gewissen Entfernung folgte. Dabei konnte ich mich überzeugen, daß er seine Brieftasche hervorzog, ab und zu, bei Wegkreuzungen und sonstigen Objekten im Terrain stehen blieb, besonders aber kleine Erhöhungen am Boden benützte, um sich einige Uebersicht in der Gegend zu verschaffen, die er zu durchstreifen hatte. Kaum eine Stunde mochte vergangen sein, als sich der ostpreußische Unteroffizier wieder bei mir meldete und den schriftlichen Rapport samt einer Bleistiftskizze übergab, aus welcher so ziemlich alles zu ersehen war, wovon der Rapport berichtete. Die Wege waren allerdings nur durch gerade Striche angezeichnet, Abzweigungen derselben aber möglichst gut markiert, und auch im übrigen die Situation der Objekte, die auf diesem Terrain vorkamen, so gut angezeigt, daß man dieses Croquis immerhin als Grundlage für eine militärische Disposition hätte benützen können. Ich war überrascht von dieser Leistung und fragte den Unteroffizier um seine frühere Lebensstellung im Zivil, da ich hier den Schlüssel seiner Arbeit zu finden meinte. Als ich aber erfuhr, daß er von Profession Drechsler sei, konnte ich auch darin nicht die genügende Erklärung für die Intelligenz finden, die dieser Mann an den Tag gelegt hatte, und machte dem Obersten Blumenthal mein aufrichtiges Kompliment über die Ausbildung der preußischen Unteroffiziere, von der ich mich nun persönlich überzeugt hatte. Sehr nachdenklich und bescheiden kehrte ich zu Sr. Königlichen Hoheit zurück und sprach dem hohen Herrn meine vollste Bewunderung über das Gesehene aus. Im stillen mußte ich mir sagen, daß in unserer Armee von solcher Intelligenz noch lange nicht die Rede sein könne.

Digitized by Google

Der Deutsch-Dänische Krieg V. (die Aktion zur See).

Aktion gegen Fünen — Reorganisation des Kundschaftsdienstes — Reise nach Hamburg — Der „Polizei-Ober-Kommissär" als Vermittler — Der Chiffreschlüssel — Depeschen aus Kopenhagen — Tegethoffs Heldentat — Meine Mission bei Tegethoff — Ein unterbrochener Kaisertoast — Bellegardes Entlassungsgeschichte.

Wie bereits bemerkt, war Dänemark nach dem Verluste von dreien seiner reichsten Provinzen noch immer nicht gebrochen, und wir mußten uns auf die Fortsetzung des Feldzuges gefaßt machen, um in Kopenhagen selbst die Friedensbedingungen zu diktieren. Bekanntlich liegt aber die Hauptstadt Dänemarks auf der Insel Seeland, und um dahin zu gelangen, gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder die dänische Flotte zu vernichten und mit unseren Kriegsschiffen vor Seeland zu ankern, oder den Versuch zu wagen, uns mittelst großen Plätten auf gezimmerten Baumstämmen (Monstre-Flößen) von Jütland aus durch die Meerströmung zunächst nach Fünen hinübertreiben zu lassen, um auch diese große Insel zu okkupieren. Die Dänen wußten recht gut, daß alle Kriegsschiffe der Alliierten zusammen nicht stark genug waren, um die dänische Flotte zu vernichten, und was die Landung auf Fünen in Plätten betrifft, so konnte ihnen dieser Versuch nur willkommen sein, da er sicherlich mit dem Untergange der Landungstruppen geendet hätte, womit die Dänen ein großes Uebergewicht, wenigstens für den Moment, erlangt haben würden. Es galt also sehr vorsichtig zu sein und sich über die feindlichen Absichten auf das genaueste zu informieren, bevor irgend ein Unternehmen gegen Fünen gewagt würde. Unter diesen Umständen trat das Amt des Kundschaftsdienstes naturgemäß wieder in den Vordergrund, und

Digitized by Google

ich wurde beauftragt, alles aufzubieten, um verläßliche Nachrichten über die Verteidigungs-Dispositionen der Dänen zu Lande und zur See einzuholen.

Daß dies von Jütland aus absolut nicht möglich sei, war mir sofort klar, ich wußte aber auch, daß die Mittel, welche mir bisher zur Disposition standen, um verläßliche Nachrichten rechtzeitig zu erhalten, gegenüber der gegenwärtigen Position der Dänen auf einer großen Insel nicht mehr ausreichen konnten. Ich mußte deshalb auf eine andere Quelle, als jene meiner Botenjäger bedacht sein, und da fiel mir die besondere Gunst ein, deren ich mich während eines früheren Hamburger Aufenthaltes von seiten des hamburgischen Polizeiministers zu erfreuen gehabt hatte. Wenn dieser mächtige Mann, der seine Fäden überallhin spannte und namentlich mit dem nachbarlichen Dänemark die engsten Beziehungen unterhielt, mir beistehen wollte, wäre alles zu erreichen. Ob er aber wollte oder konnte, das war die Frage, um welche es sich drehte. Ich machte mir meinen Plan, und als ich mit mir selbst im klaren war, hielt ich Gablenz einen längeren Vortrag, dessen wesentlicher Inhalt sich in Folgendem resümieren läßt:

1. Unser Kundschaftsdienst hat bisher immer unter dem Mangel an zureichenden Geldmitteln gelitten. 2. Der Chef des Kundschaftsdienstes muß sich ganz unabhängig bewegen können und seine Pläne so lange für sich behalten dürfen, bis er ein Resultat aufweisen kann. 3. Der Chef des Kundschaftsdienstes bedarf außer den ganz unbeschränkten Geldmitteln, die nicht von der Kriegskasse, sondern bei einem Bankhause zu beheben sind, der Vollmacht, jene Personen, die durch Geld nicht zu gewinnen sind, durch Orden und andere Auszeichnungen zur Hilfeleistung heranzuziehen.

Gablenz erkannte mit seinem Scharfblicke sofort, daß die Grundlage, auf welcher ich weiter arbeiten wollte, richtig sei, bewilligte mir auch gleich, was in seiner Macht stand, zwei-

Digitized by Google

felte aber daran, ob die oberste Armeestelle darauf eingehen würde, unbegrenzten Kredit in Geld und Ordensverleihungen zu gewähren. Ich mußte nichtsdestoweniger meine Gedanken in Form eines Memorandums dem Korpskommandanten übergeben, der den Versuch wagte, einer besseren Art des Kundschaftsdienstes in der österreichischen Armee Eingang zu verschaffen. Zu unserer angenehmen Ueberraschung fand mein Memorandum in den höchsten Regionen Beifall, und es wurde versuchsweise alles genehmigt, was ich als notwendige Bedingungen für den Erfolg einer weit ausgreifenden Aktion gefordert hatte.

So mit den umfassendsten Vollmachten ausgestattet, begab ich mich ungesäumt nach Hamburg, stieg bei dem mir befreundeten Generalkonsul Lieben-Königswarter ab, machte des folgenden Tages meinen Besuch beim Polizeiminister der Freien Stadt Hamburg, dessen beide Töchter mir geneigt waren, wurde gleich zum Diner geladen und begann beim schwarzen Kaffee meine Aktion. Obwohl ich weit ausholte und mich hütete, mit der Tür ins Haus zu fallen, hatte es der Minister bald weg, was mich eigentlich nach Hamburg geführt hatte und gab mir ebenso zart als bestimmt zu verstehen, daß der Senator einer Handelsstadt, welche mit Dänemark die regsten und besten Beziehungen pflege, sich von einer derartigen Aktion ferne halten müsse; eine Aeußerung, wie ich sie von dem scharfsinnigen, dabei aber höchst wohlwollenden Gentleman nicht anders erwarten durfte. Es ward dieses Thema auch mit keinem Worte mehr berührt; dem alten Herrn mochte es aber nicht entgangen sein, daß ich sehr niedergeschlagen war, und selbst die beiden Fräuleins, welche im Rauchzimmer nicht anwesend waren, lasen mir beim Abschied aus den Mienen, daß mir etwas gegen den Strich gegangen sein müsse. In Hamburg diniert man bekanntlich nach englischer Art erst gegen sieben Uhr abends; ich begab mich daher gleich

Digitized by Google

nach diesem Diner zur Ruhe, die ich aber vergebens suchte, da ich gleich am Anfang meiner Mission Schiffbruch erlitten hatte und nun darüber nachsinnen mußte, an wen ich mich wenden könne, um wieder flott zu werden.

Unser damaliger Gesandter bei der Freien Stadt Hamburg war Baron Lederer, ein Diplomat der alten Schule, von dessen ledernem Wesen ich mir absolut keine Unterstützung meiner Absichten erhoffen durfte. Ich mochte auch nicht an unsere spezielle Vertretung mich wenden, weil ich wußte, daß sie nicht über jene Konnexionen verfügte, deren ich bedurfte, um mein Ziel zu erreichen. So grübelte ich die ganze Nacht hindurch, ohne einen festen Anhaltspunkt gefunden zu haben, und saß sehr verdrießlich beim Frühstück, als sich ein Herr melden ließ, auf dessen Visitkarte neben seinem Namen die Worte „Polizei-Oberkommissär" und „Ritter hoher Orden" zu lesen standen. Sofort heiterte sich meine Stimmung auf und freudigen Herzens empfing ich den Mann, welchen mir offenbar ein gutes Glück gesendet hatte, um mich aus meiner Verlegenheit zu retten. Herein trat ein stattlicher Mann in den ersten Vierzigern, in großer Tenue mit einer Ordenskette im Knopfloch, an welcher mindestens zehn Dekorationen von Staaten Europas hingen. Er redete mich ungefähr mit den Worten an:

„Herr Hauptmann suchen eine Verbindung mit Kopenhagen, um Nachrichten aus erster Hand zu erlangen; Sie sehen, die Polizei weiß alles und ich als Chef des Detektivkorps bin deshalb auch über Ihre gegenwärtige Mission in Hamburg informiert. Zufällig befinde ich mich in der angenehmen Lage, Ihnen einen großen Dienst erweisen zu können, wenn Sie über die erforderlichen Mittel verfügen, um ihn zu ermöglichen." Bevor ich antworten konnte, fügte Sch. noch hinzu: „Wie Sie zu sehen belieben, bin ich fast von allen Monarchen Europas mit hohen Auszeichnungen bedacht wor-

Digitized by Google

den, nur Oesterreich ist an dieser Kette nicht vertreten, und doch habe ich vielleicht keinem Staate so wichtige Dienste geleistet, als gerade Ihrer Monarchie. Das ist die bekannte Undankbarkeit, die mich aber nicht abgehalten hat, Sie, Herr Hauptmann, zu besuchen und Ihnen unter gewissen Bedingungen meine guten Dienste anzubieten."

So unangenehm mich diese Anrede berührt hatte, blieb mir unter den gegebenen Umständen doch nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und dem Herrn Detektivchef zu erwidern, daß ich mich mit genügenden Vollmachten ausgerüstet habe, um die Lücke in der Ordenskette in gewünschter Weise auszufüllen und hiemit auch eventuelle frühere Versäumnisse wieder gut zu machen, wenn seine Dienste meinen Wünschen entsprächen.

Das wäre das eine, meinte der nun schon liebenswürdigere Ordensschwärmer, nun müsse er sich aber noch eine zweite Frage gestatten, und diese beträfe die verfügbaren Geldmittel. Bekanntlich sei Oesterreich auch in dieser Hinsicht sehr engherzig gewesen, und mit geringen Opfern lassen sich keine großen Erfolge erzielen. Ich möge ihm verzeihen, wenn er mich ganz offen frage, ob ich nur über wenige Hunderte von Talern disponiere, wie er dies bisher immer in solchen Dingen erfahren habe, oder ob ich ausnahmsweise auch vor einer Anzahl Tausender nicht zurückschrecken müsse?

Auf Grund meiner Vollmachten konnte ich den Mann auch in dieser Hinsicht befriedigen, und nun traten wir sofort in medias res, indem mir der Detektivchef seinen Plan wie folgt entwickelte:

„Ein früherer hoher Beamter in Holstein, welcher beim Einmarsche Ihrer Truppen nach Kopenhagen zurückberufen wurde, fungiert gegenwärtig in hoher Vertrauensstellung. Seine Gemahlin, die er zärtlich liebt, hat während der Statthalterschaft in Altona ein großes Haus geführt und wollte

Digitized by Google

mit den reichen Hamburger Damen, welche ihre Toiletten aus Paris beziehen, diese Konkurrenz aushalten. Da kein Vermögen vorhanden war und alles auf Kredit genommen wurde, war der Herr tief verschuldet, als er plötzlich Altona verlassen mußte. Er befindet sich jetzt in den Händen der Manichäer. Ich kenne einen unternehmenden Geldmann, welcher alle Wechsel aufkaufen und dann als alleiniger Gläubiger gegen den Staatsrat vorgehen würde, wenn ich ihm die Versicherung geben kann, daß die Geheimnisse, welche durch die hohe Frau in Erfahrung gebracht werden können, entsprechend honoriert werden."

Ich erwiderte, daß er diese Versicherung dem Mittelsmanne ruhig geben könne, vorausgesetzt, daß die Nachrichten, welche wir auf diesem Wege erhalten, sich verlohnen würden. Es wurde nun das Detail der Aktion noch eingehender besprochen, ein Chiffreschlüssel vereinbart, mit welchem die telegraphischen Depeschen zu entziffern sein würden, und im Vorhinein abgemacht, daß ich für jede direkte Nachricht von Wichtigkeit tausend Taler bewillige und mir vorbehalte, besonders wertvolle Mitteilungen auch noch weit höher zu honorieren.

Der Chiffreschlüssel bestand aus einem Streifen Papier, auf welchem das Alphabet von a bis z der Länge nach aufgeschrieben ist und welcher mit einem zweiten ähnlichen Streifen, der die Zahlen von eins bis sechsundzwanzig trägt, zusammengehalten, für jeden Buchstaben des Alphabetes eine korrespondierende Ziffer ergibt. Zu Beginn der Korrespondenz sagt man nur an, auf welchen Buchstaben die Ziffer eins gesetzt werden soll. Legt man z. B. die Ziffer eins unter den Buchstaben a, so bedeutet die Ziffer zwei den Buchstaben b. So verfährt man aber nicht, weil eine solche Kombination sehr bald auch von Unberufenen enträtselt werden könnte. Man setzt vielmehr die Ziffer eins unter einen beliebigen anderen Buchstaben des Alphabetes, z. B. unter g, dann ist die Ziffer zwei

Digitized by Google

h usw. Außerdem wechselt man während der Korrespondenz mehrmals diese Kombination, damit derjenige, welcher den Chiffernschlüssel entdecken wollte, stets irregeführt wird. Von diesem Schlüssel wurde je ein Exemplar dem Mittelsmanne, der sich damit nach Kopenhagen begab, und dem Detektivchef in Hamburg zur Verfügung gestellt.

Die erste Depesche, welche in Kopenhagen abtelegraphiert wurde, lautete z. B.: „Sind die Ostbahn-Prioritäten Nr. 1294, 943, 10 982, 846 942, 1341, 9267 schon verlost?" In Hamburg an einen Börsensensal adressiert, lautete diese Depesche ganz unverfänglich und erst in der Hand des Detektivs konnte mit Hilfe des Chiffrenschlüssels herausgelesen werden: „Küste von Fünen mit Glastorpedo dicht besetzt". Der Detektiv mußte diese Depesche nun neuerdings in Ziffern umsetzen, weil auch der Telegraphenbeamte in Hamburg deren Inhalt nicht wissen durfte, und frug nach Kolding an, ob nicht jemand von der Armee die Lose Nr. ..... verloren habe, die im Hamburger Bahnhofe gefunden wurden. — Schon diese erste Depesche war für uns von Wichtigkeit, denn sie enthielt die Bestätigung der unserseits gehegten Vermutung, daß sich die Dänen die damals noch ganz neue Erfindung der Glastorpedos, welche an der bedrohten Küste unter dem Meeresspiegel angebracht werden können, zunutze machten, um unsere Plätten in die Luft zu sprengen, falls wir es wagen sollten, am dänischen Ufer von Fünen landen zu wollen. Dieser Plan mußte nun gänzlich fallen gelassen werden. Es waren bereits über zwanzig solche große Flöße gezimmert worden. Man begnügte sich damit, die Arbeiten zum Scheine fortzusetzen.

Wenige Tage nach dieser ersten Depesche erhielt ich schon eine zweite von nicht geringerem Werte. Sie lautete: „Flotte mit Admiralschiff Niels Juel in Nordsee ausgelaufen, um österreichische Eskadre aufzusuchen und zu vernichten." Da hieß es schnell handeln. Ich fuhr sogleich nach Hamburg,

Digitized by Google

um womöglich durch einen Aviso-Dampfer unserem Eskadre-Kommandanten, dem damaligen Linienschiffskapitän v. Tegethoff, die Gefahr zu signalisieren, in welcher er sich mit seinen wenigen Schiffen gegenüber der dänischen Flotte befand. Tegethoff war aber schon von Cuxhaven, wo die österreichische Eskadre vertaut lag, ausgelaufen, und von Helgoland, wohin sie ihren Kurs genommen hatte, konnte ich nur so viel in Erfahrung bringen, daß die Eskadre dort nicht mehr in Sicht sei. Es war mir deshalb unmöglich, unseren Kommodore vor der Gefahr zu warnen, in welcher er sich befand. Wie sich übrigens später herausstellte, und mir auch vom Stabschef der Eskadre gesagt wurde, wäre eine solche Warnung bei Tegethoff nicht am Platze gewesen; griff er doch später bei Lissa im Jahr 1866 die italienische Flotte an, trotzdem er den Befehl hatte, sich auf der Defensive zu verhalten. Und bei Helgoland wollte er die österreichische Marine unter allen Umständen ins Feuer führen, um ihren alten Ruhm neu zu begründen!

Ich war eben in Hamburg, als die Nachricht von dem glorreichen Seekampfe bei Helgoland dort einlangte, und wurde von Gablenz telegraphisch beauftragt, mit dem Obersten Graf Bellegarde, der sich gleichzeitig mit mir in Hamburg befand, im Namen des VI. Armeekorps die Glückwünsche der Landtruppen an die Kriegsmarine darzubringen. Wir fuhren auf dem preußischen Aviso-Dampfer „Adler" in Begleitung unseres Gesandten Baron Lederer von Hamburg nach Cuxhaven, langten dort gegen drei Uhr nachmittags an und fanden das Flaggenschiff „Schwarzenberg" noch in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet:

Der abgeschossene Fockmast gloste noch, das Deck war ganz mit Blut bedeckt, die Leichtverwundeten lagen im Quasaret auf Teerdecken, die Schwerverwundeten, darunter der Seekadett Turkovits, dem ein Achtzehnpfünder einen Fuß weggerissen hatte, waren unter Deck gebracht. Es war ein

Digitized by Google

schauerlicher Anblick! Wenn ich auch schon viel von den Schrecknissen des Landkrieges gesehen hatte, so mußte ich mir doch gestehen, daß ein Seekampf weit mehr Heroismus erheischt, als der Landkrieg. Während einer Schlacht auf dem Festlande hat man doch sicheren Boden unter sich und kann nach Umständen Ortsveränderungen vornehmen, während der Seemann auf einem kleinen Raum festgebannt jeden Moment Gefahr läuft, in den Fluten des Meeres zu versinken oder mit dem Schiffe in die Luft zu fliegen. Letzteres stand, wie wir erfuhren, auch der Bemannung des „Schwarzenberg" bevor, als eine dänische Granate vor die Pulverkammer fiel, sich dort im Wirbel drehte und nur durch die Geistesgegenwart eines Helden unschädlich gemacht wurde, der sie ergriff und ins Wasser schleuderte. Auch gebrannt hat es auf der „Schwarzenberg" während des heftigsten Kampfes, und als man dies dem Kommandanten Tegethoff meldete, rief er, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen, von der Kommandobrücke das eine Wörtlein: „Löschen!" herab.

Tegethoff empfing uns ernst und gemessen in seiner Kajüte, hörte unsere Huldigung, die Graf Bellegarde in beredten Worten vortrug, sehr phlegmatisch an und lud uns nach einer sehr bescheidenen Beantwortung der Anrede zum Diner ein. Inzwischen sorgten wir dafür, daß die Verwundeten gleich auf unseren Avisodampfer hinübergeschifft wurden, um in Spitalspflege gebracht zu werden. Gegen fünf Uhr waren die Verwundeten von allen Schiffen, die Tegethoff bei Helgoland im Feuer gehabt hatte, übergeschifft, und nun versammelten wir uns in der Kajüte des Stabschefs der Eskadre, Baron Waldstätten, welcher uns eine kurze Darstellung der Seeschlacht des vergangenen Tages gab, bis gemeldet wurde, daß uns Tegethoff zur Tafel bitten ließe.

Der kleine Salon, welcher als Speiselokal diente, konnte ungefähr zwölf Personen fassen. Wir saßen aber nur zu acht

Digitized by Google

an dem elliptischen Tische, der sehr hübsch gedeckt und mit einem prachtvollen Tafelaufsatz geschmückt war. Während der Tafel wurde nur wenig gesprochen, da Tegethoff sich sehr schweigsam verhielt und es vermied, von seinen Heldentaten zu erzählen. Was wir davon erfuhren, hatten wir aus dem Munde des Stabschefs gehört.

Kritisch stellte er uns die Situation vor, als Feuer am Schiff signalisiert wurde und gleichzeitig ein dänischer Achtzehnpfünder dem Seekadetten v. Turkovits einen Fuß wegriß. Diese und andere Episoden hatte schon Baron Waldstätten in die Schilderung der ganzen Schlacht eingeflochten, die er uns auf dringende Bitte vor dem Diner zum Besten gab.

Ich saß an der Breitseite der Tafel, dem siegreichen Kommandanten der Eskadre unmittelbar gegenüber, und konnte die festen Züge des gereiften Mannes mit Muße studieren. Beim vierten Gange erhob er sich mit dem Champagnerglase in der Hand, um auf Se. Majestät und das Allerhöchste Kaiserhaus den offiziellen Toast auszubringen. In dem Moment, wo er die ersten Worte sprach, plumpste ein baumstarker Seeoffizier aus der kreisrunden Oeffnung, die sich über der Mitte der Tafel befand, herunter, zerschlug alle Gläser und lag einen Augenblick der Länge nach auf dem Tische, bis wir uns anschickten, den Bedauernswerten, der sich an den Najaden des Tafelaufsatzes tüchtig beschädigt haben mochte, aus seiner qualvollen Situation zu befreien. Tegethoff sah ihn finster an und frug nur: „Haben Sie sich beschädigt?“ und als der Offizier, Schiffsfähnrich v. G. mit einem zögernden „Nein, Herr Kommodore“ antwortete, sagte Tegethoff: „So gehen Sie auf Ihren Posten!“ Mit dem Aufgebot seiner ganzen moralischen Kraft schleppte sich G. hinaus. Er hatte sich in der Tat sehr wehe getan, indem die Spitzen des Tafelaufsatzes in die Weichteile der Hüften ziemlich tief eingedrungen waren und auch seine rechte Hand durch Glas-

Digitized by Google

splitter verletzt war. Einen Moment standen wir alle sprachlos da. Tegethoff lähmte uns förmlich die Zungen durch das ernste Stillschweigen, das er bewahrte. Dann kamen Diener, welche auf seinen Wink den Tafelaufsatz forttrugen, den Tisch neu deckten und abermals Champagner servierten. Als ob nichts vorgefallen wäre, erhob Tegethoff von neuem sein Glas und brachte nun den Trinkspruch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn und die ganze Dynastie aus. Charakteristisch war es und es bleibt mir unvergeßlich, mit welch tiefem Ernst Tegethoff den drastischen Zwischenfall behandelte. Das hat uns gewaltig imponiert. Keiner von uns hätte es gewagt, auch nur ein Wort darüber zu verlieren.

Erst nach der Tafel, als wir wieder auf das Deck kamen, welches mittlerweile blank gewaschen war, erfuhren wir, wie es zugegangen war, daß G. so unerwartet zum Kaisertoaste erschien. Er hatte nämlich den Reinigungsdienst zu überwachen und kam rückwärtsschreitend mit den Absätzen der Schuhe an den erhöhten Rand der großen Oeffnung über der Speisekajüte des Kapitäns, stolperte und fiel mit dem Unaussprechlichen voraus in die Kajüte hinab, weil das dicke Glas, womit sie gewöhnlich geschlossen ist, des Gefechtes wegen fortgenommen und nur durch einen grünen Vorhang ersetzt worden war. Noch heute sehe ich den wohlbeleibten Schiffsfähnrich vor uns liegen, mit dem grünen Zeug als Schutzfell am hinteren Teile seines rundlichen Körpers!

Mit dem Grafen Bellegarde, der als ausgesprochener Liebling meines Chefs, mit mir zu dieser Mission beordert wurde, war ich schon früher zusammengetroffen, als ich in Breslau die Truppentransporte anzuordnen hatte. Nunmehr entwickelte sich zwischen uns ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Und als ich ihm im Jahre 1887 zufällig in Paris begegnete, hat der frühere Generaladjutant des Kaisers mir seine Entlassungsgeschichte offen erzählt. Ich will sie, da sie

Digitized by Google

ungemein charakteristisch ist, an dieser Stelle einflechten. Insbesondere wichtig ist sie wegen Bellegardes Beichte über seine Versündigung an Gablenz, die als Schlüssel für das Rätsel dienen mag, warum man diesen verdienten General fallen ließ. Ich wußte um jene Zeit in Paris nur, was aller Welt bekannt war: daß Bellegarde bei seinem kaiserlichen Herrn ganz in Ungnade gefallen sei und mit einer sehr bedeutenden Schuldenlast kämpfte. Nicht wenig jedoch war ich betroffen, als mir Bellegarde in Paris in sehr herabgekommenem Zustande begegnete und mich auf der Hintertreppe des Grand-Hotel kurzweg mit den Worten ansprach: „Gründorf! Willst auch du mich nicht mehr kennen?“ Meine Verlegenheit über diese sonderbare Ansprache des einst so mächtigen Jugendgespielen des Kaisers war umso peinlicher, als mir Bellegarde in derart salopper Kleidung gegenüberstand, daß der Verdacht nicht ausgeschlossen schien, ich hätte den so vernachlässigten Hotelgenossen nicht begrüßen wollen. Selbstverständlich lag mir eine solche Handlungsweise ganz ferne. Ich traute nur meinen Augen nicht und konnte in dem wenig elegant aussehenden Zivilisten nicht den F.-M.-Lt. Graf Bellegarde erkennen.

Bellegarde teilte mir im Café Anglais, wohin ich ihn zum Dejeuner geladen hatte, folgendes mit, was ich nach den gemachten Aufzeichnungen möglichst wortgetreu wiedergebe: „Kaum hatte ich die höchste Stufe der Karriere, die mir durch glückliche Familienverbindungen und namentlich durch die Fürsprache meiner Schwester, Gräfin Königseck, Oberhofmeisterin der Kaiserin beschieden war, erklommen, indem mich der Kaiser zu seinem Generaladjutanten ernannte, als mich der angeborene Leichtsinn erfaßte und zu Ausgaben hinriß, die außer allem Verhältnis zu meinen Einnahmen standen. Ich bezog als Generaladjutant nahe an fünfzehntausend Gulden und hätte damit ein kavaliermäßiges Leben führen

Digitized by Google

können, da ich für meine Person freie Station genoß, Reitpferde des Hofstalles und eine Hofequipage benützen konnte, und mir auch eine Loge in den Hoftheatern zur freien Verfügung stand. Eben letztere war aber die erste Veranlassung zu meinem verschwenderischen Lebenswandel. Ich verliebte mich in eine Tänzerin vom Hoftheaterballett. Was ich an normalen Bezügen einnahm, brauchte sie für ihren Toilettenaufwand. Als Mätresse des kaiserlichen Generaladjutanten wollte diese Sirene alle Damen vom Theater überbieten. Ich war eitel genug, ihre Gelüste zu fördern, nahm sie sogar zu mir auf den Bock, wenn ich mit dem Hofphaeton in den Prater kutschierte und ließ mich verleiten, ihr einen Platz in meiner Loge einzuräumen, was der Kaiser bemerkte und mir sehr übel nahm. Durch ihren riesigen Luxus kam ich immer tiefer in Schulden. Geldauftreiben ist für einen Funktionär in der Position, die ich damals bekleidete, kein Kunststück! Man brachte es mir mit offenen Händen entgegen und ich griff zu, ohne zu erwägen, was es heißt, Schulden zu kontrahieren, die man nicht bezahlen kann. Das Gründungsfieber des Jahres 1871 ergriff mich umso leichter, als man damals nur einen Namen von gutem Klang zu führen brauchte, um bei den jungen Schwindelbanken und nicht minder bei den alten Kreditinstituten Geld zu finden. Im Jockeyklub wurde ich zum Börsenspiel engagiert, anfangs mit mäßigem Gewinn, später mit großen Verlusten. Tausende flossen mir zu, ohne daß ich mehr zu tun hatte, als meinen Namen unter die Börsenaufträge zu setzen, die mir meine Freunde zuschoben. So im Ueberfluß schwimmend, dachte ich leider nicht daran, die alten Schulden, die noch von meiner Kavalleriedienstzeit herrührten, zu tilgen. Ich depensierte ohne jedweden Kalkül und wußte gar nicht, wie hoch ich bereits engagiert war. Da kam plötzlich der Krach des Jahres 1873. Wie mit einem Donnerschlage war die Situation verändert.

Digitized by Google

Alles verloren, auch mein väterliches Erbe! Alle Banken und auch die befreundeten Bankiers schlossen die „Wertheimerschen" plötzlich zu. Man glaubte, vorsichtshalber, die bisher gewährten Kredite beschränken oder ganz kündigen zu müssen. Meine Spielgenossen im Jockeyklub verkrachten einer nach dem andern. Mehrere Generale der Armee, darunter Gablenz, kamen in arge Verlegenheiten. Auch mir wurde das wohlverdiente Schicksal zuteil. Mich traf die Katastrophe aber umso härter, als ich aus den wiederholten Aeußerungen Sr. Majestät wußte, wie er über die Kavaliere, Generale und sonstigen Staatsfunktionäre dachte, welche sich dem Börsenspiele hingaben. Wenn meine Zahlungsverpflichtungen bei den Banken, wo ich meine Börsenoperationen machte, Allerhöchsten Ortes bekannt wurden, war ich geliefert, das wußte ich. Neider und Gegner hatte ich nachgerade genug! Viele hohe Herren, selbst Erzherzoge, sahen mich ungern an der Seite Sr. Majestät walten. Unter diesen befand sich der mächtige Erzherzog Albrecht, der einzige aus der Allerhöchsten Familie, der beim Kaiser soviel Einfluß hatte, daß er mich vernichten konnte. Ob er es war, oder ein Rivale, der gegen mich arbeitete, ich weiß es heute noch nicht bestimmt. Gleichviel, ich merkte alsbald, daß mir der Allerhöchste Herr nicht mehr sein volles Vertrauen schenkte. Dem Chef der Militärkanzlei hatte ich mich eröffnet und bei dieser Gelegenheit Anerbietungen gemacht, die er kurz ablehnte, wahrscheinlich, weil er schon wußte, daß er bald alleiniger Vertrauensmann des Kaisers sein werde. In dieser Lage befand ich mich, als Gablenz mir schrieb, daß er als Präsident einer Bank — ich glaube, er nannte sie Oesterreichische Seehandlung — momentan hunderttausend Gulden brauche, um sich halten zu können. Der damalige Kriegsminister Baron Kuhn, den er um Rat bat, hatte ihn an die Gnade Sr. Majestät gewiesen. Gablenz wollte es aber nicht wagen, direkt um eine Audienz in dieser

Digitized by Google

Angelegenheit zu bitten, und ersuchte schriftlich seinen Getreuesten, wie er mich in jenem Briefe nannte, um meine Intervention beim Kaiser. In jenem Momente war ich ein krasser Egoist. Ich hatte nicht den Mut, Sr. Majestät diese Angelegenheit vorzutragen, weil ich befürchtete, daß der Kaiser Erhebungen pflegen lassen würde, ob auch noch andere Generale sich in gleicher Situation befänden und mit ähnlichen Bitten kommen könnten, wenn er Gablenz helfe. Und deshalb verschwieg ich den Hilferuf unseres Gablenz! Ich dachte aber nicht, daß mein Schweigen ein so teures Leben fordern werde! Davon hatte ich keine Ahnung; denn sonst hätte ich doch sicher für Gablenz gesprochen, selbst wenn es auch meine eigene Position gekostet haben würde. Als mich Se. Majestät nach Eintreffen der Depesche aus Zürich, welche den Selbstmord unseres gemeinsamen Gönners meldete, eindringlich befragte, ob mir denn von den Verlegenheiten seines tapferen Generales nichts bekannt gewesen sei, konnte ich meinem Gnädigsten Herrn nicht mehr in die Augen blicken, stammelte nur einige Worte und benahm mich wie ein grüner Junge. Ob der Kaiser damals schon gegen mich Verdacht hegte, oder ob er erst aus einer Audienz, die der Witwe des tapferen Gablenz gewährt wurde, erfuhr, daß sich ihr Gemahl an mich gewendet hatte, um sich zu retten, muß ich dahingestellt sein lassen. Tatsache ist es, daß der Kaiser mir gegenüber große Reserve beobachtete und erst in dem Momente wieder in gewohnter Huld mit mir sprach, als es galt, bei den Delegationen, die damals in Budapest tagten, große Militärkredite zu erwirken. Wie dir, lieber Gründorf, bekannt sein dürfte, war ich persona gratissima bei den Mitgliedern der ungarischen Delegation, mit denen ich im Pester Nationalkasino ganze Nächte bei Champagner und Kartenspiel zubrachte, um sie für die Wünsche meines Allerhöchsten Herrn gefügig zu machen. Das wußte der Kaiser und vertraute auf mein diesfälliges Geschick

Digitized by Google

unbedingt. Wir fuhren also in die ungarische Hauptstadt hinab. Ich agitierte mit allen Mitteln, die mir der Kaiser zur Verfügung stellte, und so gelang es auch wirklich, die Kredite durchzusetzen, deren Votierung anfangs so großem Widerstand begegnete. Ganz glücklich darüber, daß ich meinem kaiserlichen Herrn wieder gute Dienste leisten konnte, trat ich im Gefolge Sr. Majestät die Rückreise nach Wien mit dem Nachtzuge der Staatseisenbahngesellschaft an. Am Pester Staatsbahnhofe übergab ich, knapp vor dem Betreten des Hofwagens, wie gewöhnlich, dem Kaiser das Portefeuille mit den eingelaufenen Depeschen und erwartete, daß er mich einladen werde, in seinem Salon (der Kaiser pflegte damals noch sitzend im Fauteuil zu ruhen, ohne den Säbel abzulegen) an seiner Seite Platz zu nehmen und die Schriftstücke vorzulesen. Das geschah jedoch nicht! Der Kaiser nickte mir wohl freundlich zu, sagte: ‚Gute Nacht, Bellegarde‘ und stieg allein in seinen Hofwagen. Etwas stutzig über diese kurze Verabschiedung betrat ich den für mich bestimmten Salonwagen und schlief, nach dreiwöchentlichen Aufregungen zum erstenmale wieder, nach Bedürfnis. Am andern Morgen erwartete ich Se. Majestät an der Treppe des Hofwagens. Der Kaiser grüßte in gewohnter Huld, drückte mir die Hand und sprach hochbeglückende Worte, die ich schon am Abend vorher zu hören hoffte: ‚Mein lieber Gustel!‘ (so nannte mich der Kaiser von unserer Jugendzeit her, wenn er besonders gut gestimmt war) ‚du hast mir wieder unvergängliche Dienste geleistet. Ich danke dir herzlichst für deine erfolgreichen Bemühungen um die Militärkredite und beurlaube dich zur Erholung von den Nachtstrapazen, denen du dich in meinem Dienste ausgesetzt hast.‘ Durch diese huldvolle Ansprache wieder beruhigt, fuhr ich in meine Wohnung, nahm ein Bad, machte Toilette und eilte dann zu meiner Schwester, der Gräfin Königseck, um ihr zu erzählen, wie gnädig der Kaiser

Digitized by Google

wieder mit mir war. Meine Schwester, die ich auffallend blaß fand, sah mich mit staunenden Blicken an und sagte nach einer kurzen Pause: ‚Weißt du, daß mein Mann vor einer halben Stunde in die Burg berufen wurde?‘ Jetzt war das Staunen auf meiner Seite: ‚Königseck in der Burg, ja was macht er denn dort?‘ Mittlerweile war das Dejeuner serviert worden, an welchem ich teilnehmen sollte, momentan aber den Appetit verloren hatte, mit dem ich zu meiner Schwester gekommen war. Wir setzten uns trotzdem zu Tische, es wollte aber kein Bissen durch den Schlund hinab, der mir wie zugeschnürt war. Wir schwiegen beide und sahen uns nur besorgt an. Meine Schwester kannte ja meine Streiche! Da trat Königseck, der, wie du weißt, Oberstthofmeister der Kaiserin war, zur Tür herein. Leichenfahl schritt er auf mich zu und sagte kurz: ‚Gustel, du bist verloren, bitte sofort um Urlaub, du wirst entlassen! Auch darfst du nicht mehr vor Sr. Majestät erscheinen. Du behältst alle deine Bezüge, sollst aber tunlichst bald aus Wien verschwinden.‘ So war meine Laufbahn beendet. Ich dachte an Beust, der auch aus der Gnadensonne plötzlich in den kühlen Schatten gestellt wurde, dafür aber doch als Botschafter in London über seine Schuld und seine Schulden nachdenken konnte. Ihm ist ja ganz Aehnliches passiert. Knapp nach einem Vortrage beim Kaiser, bei welchem er sich die Ueberzeugung verschafft zu haben meinte, daß er fester als je stehe, wurde er durch Staatsrat und Kabinettschef Baron Braun zur Demission aufgefordert. Als ich damals im Jockeyklub bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Hofrat Klaczko, dem mir sehr sympathischen Reichskanzler, einen Wink darüber gab, was in der Burg vorgehe, dachte ich bei Gott nicht daran, daß mir ein ganz gleiches Schicksal beschieden sein könnte! Ich habe kein besseres verdient, denn ich war leichtsinniger noch als Beust!“

Damit war Bellegarde am Ende seiner Erzählung ange-

Digitized by Google

langt und ich konnte mir einige Bemerkungen gestatten, die er sichtlich erwartete. Die erste betraf Bellegardes Beziehungen zur Herzogin de Castries, einer Tochter des vielfachen Wiener Millionärs Baron Sina, des Krösus von Oesterreich-Ungarn, wie man den alten bei uns reich gewordenen Griechen allgemein nannte. Bellegarde antwortete freimütig, wie es in seiner Natur lag:

„Wegen der Herzogin bin ich nach Paris gekommen, in Wien war ich unmöglich geworden. Die Gläubiger verfolgten mich nach meinem Sturze aus der Höhe so unbarmherzig, daß ich Oesterreich den Rücken kehren mußte. Offen gestanden bin ich von Wien schon gerne weggegangen. Die Sirene, die mich ruiniert hatte, verließ mich treulos; nichts fesselte mich an die Donaustadt. Die Herzogin wurde nach ihrer Uebersiedlung von Wien nach Paris unter Kuratel gesetzt und so mußte ich die Beziehungen lösen. Me voici vis à vis de rien! Wie du mich hier siehst, lebe ich von milden Spenden meiner ohnedies nicht mit Glücksgütern gesegneten Angehörigen und der guten Freunde, welche ich bei der hiesigen österreichischen Botschaft gefunden habe. Viel können sie auch nicht für mich tun, deshalb wohne ich ‚au 4 ème' und kann mir nur eine ganz bescheidene Toilette anschaffen, wie du schon bemerkt haben wirst. Ja, ja, mein lieber alter Kriegskamerad, so geht es rasch bergab, wenn man zu schnell hoch hinauf gestiegen ist."

Meiner Gewohnheit gemäß schrieb ich diese Unterredung sofort in mein Tagebuch.

Digitized by Google

Der Deutsch-Dänische Krieg VI. (bis zum Friedensschluß).

Kapitän Hammer wird gefangen — Ich werde zur Eröffnung der Friedenspräliminarien abgesandt — Auf dem kleinen Belt — Im Lindencronaschen Schlosse — Politische Vorhersagen — Waffenstillstand — Veränderter Ton der Kundgebungen aus Wien — Ausweisung der Kriegskorrespondenten — Wie ich sie im Guten wegbringe — Urlaub in Wien — Audienz beim Kaiser — Die Hinterladerfrage — Eine Anekdote vom Prinzen Friedrich Karl.

Nach meiner Rückkunft von Hamburg nach Kolding trat eine längere Pause ein, da die Dänen nun auch zur See eine moralische Schlappe erlitten hatten, statt, wie es ihre Hoffnung war, durch einen glänzenden Sieg über Tegethoffs Eskadre die Friedensverhandlungen in günstiger Weise zu beeinflussen.

Wir demonstrierten zwar immer noch vom Jütländer Ufer des Sundes gegen Fünen und zimmerten an den Plätten weiter, welche uns ursprünglich über diese Meerenge hinübertragen sollten. Ernst war es uns aber schon längst nicht mehr, da es, wie ich schon erwähnte, ein an Wahnsinn grenzendes Unternehmen gewesen wäre, eine solche Landung an der mit Sprengstoff-Glasballons dicht bespickten Küste der dänischen Insel vornehmen zu wollen. Trotzdem lastete im Hinblick auf die Vorbereitungen ein gewisser Alp auf uns. Wie freuten wir uns daher, als vom Oberkommando der alliierten Armee der Auftrag in unser Hauptquartier nach Kolding kam, mit einem Abgesandten aus dem dänischen Armeekommando die Präliminarien für eine Waffenruhe zu vereinbaren, welcher möglicherweise der Friedensschluß folgen könnte.

Unsere Situation in Jütland war insofern auch schon eine recht unbehagliche geworden, als der vorgenannte Seekapitän

Digitized by Google

Hammer, durch einige Fahrzeuge der dänischen Marine verstärkt, immer wieder neue Ueberfälle auf unsere längs der Küste Jütlands verteilten Posten machte und auch hie und da kleine Erfolge erzielte, wenn die Truppenkommandanten nicht die genügende Wachsamkeit entwickelten. Mir waren diese Angriffe des Kapitäns wohl von Kopenhagen im allgemeinen avisiert worden. Da er sich aber ganz nach freiem Ermessen bewegen konnte, so wußte man auch im dänischen Hauptquartier nicht, was der kühne Seemann eigentlich zu unternehmen beabsichtigte. Wir waren also nur auf die lokalen Wahrnehmungen angewiesen und mußten stets auf irgend eine Ueberraschung gefaßt sein. Unter solchen Umständen wurde im Hauptquartier Gablenz' der kühne Entschluß gefaßt, den Kapitän Hammer, der mit Vorliebe vor der Insel Sylt ankerte, dort mit Beiziehung unserer und der preußischen Kanonenboote gefangen zu nehmen. Mit der Ausführung dieses Planes wurde der Generalstabshauptmann Wiser unserer Operationskanzlei, der einzige unter uns Generalstäblern, der noch keine Gelegenheit zur Auszeichnung gefunden hatte, betraut. Die Operation wurde durch das neunte Jägerbataillon unter Oberstleutnant v. Schidlach so erfolgreich durchgeführt, daß der Kapitän Hammer samt seinen Schiffen zwischen den friesischen Inseln Föhr und Sylt eingeschlossen und gefangen genommen wurde. Kaum war der Bericht über diesen Fang im Hauptquartier eingetroffen, als Gablenz vom Armee-Oberkommando bestimmte Weisungen erhielt. Er ließ mich rufen und erteilte mir den Auftrag, die Friedens-Präliminarien mit dem Abgesandten der dänischen Armee einzuleiten.

An der Küste vor Middelfahrt liegt ein prächtiges Schloß mit Park. Von dort aus sollte ich die Parlamentärsflagge hissen lassen, was seitens der Diplomaten für die am entgegengesetzten Ufer der Insel Fünen befindliche Station als Zeichen vereinbart war, daß wir dort seien, um die bereits

Digitized by Google

weit gediehenen Friedensvorbereitungen durch eine allgemeine Waffenruhe zu eröffnen.

Ich begab mich also in einem unserer Feldpostwagen von Kolding nach diesem Schlosse, ließ dort anstatt der schwarzgelben Fahne, die bisher auf dem Schloßturme flatterte, ein langes weißes Tuch, zwei zusammengenähte Leintücher, auf den Flaggenstock ziehen, bestellte beim Kastellan des Schlosses, einem alten treuen Diener des Besitzers, ein gutes Gabelfrühstück mit Portwein und stieg dann in die Barke, die von unseren Pionieren bemannt, trotz konträren Windes rasch gegen die dänische Küste zusteuerte. Zwischen unserem und dem feindlichen Ufer lag der kleine Belt, der an jener Stelle, wo ich abfuhr, ungefähr drei bis vier Seemeilen breit sein mochte. Es war kein freundlicher Tag, und je weiter wir vorwärts ruderten, desto heftiger brandeten die Meereswogen an unser verhältnismäßig kleines Fahrzeug heran. Mit dem guten Feldstecher, den ich stets bei mir trug, konnte ich nach zirka fünfzehn Minuten wahrnehmen, daß auch vom jenseitigen Ufer sich ein Boot uns entgegen bewegte. Alsbald erkannte ich, daß es gleichfalls die weiße Parlamentärsflagge führte. Kein Zweifel, unser Signal war erwartet worden, und der dänische Kommandant am jenseitigen Ufer des Beltes sandte mir einen Parlamentär zur Begrüßung entgegen.

Es mochte wohl noch eine gute Viertelstunde gedauert haben, bis sich unsere Boote so weit genähert hatten, daß eine militärische Begrüßung am Platze schien. Als die Boote endlich nur mehr auf zehn Meter voneinander entfernt waren, stand ich von meinem Sitze auf, salutierte stramm, und als dieser Salut von Seite des in einen dunklen Mantel gehüllten dänischen Offiziers ebenso streng militärisch erwidert war, lud ich den gegnerischen Abgesandten freundlich ein, mit seiner Barke so knapp an die meinige anzulegen, daß eine Unterredung trotz des Meerestosens möglich sei. Dieser Ein-

Digitized by Google

ladung wurde bereitwillig Folge geleistet. Nun erst konnte ich mir den Mann näher ansehen, welcher mit mir verhandeln sollte. Es war eine hohe, schlanke Gestalt von etwa fünfundvierzig Jahren, mit kurzem, blondem Vollbarte, der ebenso vernachlässigt aussah, wie die Uniform, welche der Offizier unter dem Radmantel zeigte. Erst bei der gegenseitigen Vorstellung, mit der ich den Anfang machte, erfuhr ich, daß es ein Hauptmann des dänischen Generalstabes sei, mit dem ich es zu tun hatte. Wir tauschten dann unsere Beglaubigungsschreiben und Vollmachten aus, und nun würden die Verhandlungen auf offener See, inmitten des Beltes, begonnen haben, wenn nicht die Wellen von Minute zu Minute unsere Boote heftiger gegeneinander getrieben hätten. Ich machte dem dänischen Unterhändler alsbald den Vorschlag, mit mir in das Schloß Lindencronas zu kommen, wo wir ungestört von dem heftigen Wellenschlage unsere Besprechung pflegen könnten. Der sehr wortkarge, für einen Generalstabshauptmann alt aussehende Däne meinte aber, es würde sich auch verhandeln lassen, wenn ich mich in sein Boot begeben wollte, welches weit größer als meine Barke war. Um meinem offenbar sehr zurückhaltenden Kameraden zu beweisen, daß ich ihm volles Vertrauen entgegenbringe, akzeptierte ich ohne Bedenken seinen Vorschlag, stieg mit einiger Gefahr aus meiner Barke in sein Boot und suchte so bald als tunlich das Eis zum Schmelzen zu bringen, das seine Brust beklemmte. Ich gab dem vom Unglücke seines Vaterlandes tief gebeugten Dänen ein wahrheitsgetreues Bild der beiderseitigen Verhältnisse und rückte erst dann mit den Bedingungen für eine Waffenruhe heraus, als ich ihn genügend vorbereitet zu haben glaubte. Es war aber doch noch zu früh, denn als ich geendigt hatte, wurde der dänische Unterhändler leichenblaß und konnte vor Aufregung kein Wort sprechen. Ich erkannte sofort, daß ich es mit einem dänischen Patrioten zu tun habe, der die

Digitized by Google

Demütigung seines Vaterlandes wie seine eigene empfindet und in der ersten Aufregung über die harten Bedingungen am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre. „Fortsetzung des Kriegs bis zum Aeußersten!“ las ich aus seinen zuckenden Mundwinkeln. Namentlich ein Punkt der Präliminarien schien ihm unannehmbar, nämlich daß wir ganz Schleswig, also auch den nördlichen von Dänen bewohnten Teil dieser Provinz oberhalb der Linie Hadersleben-Ribe für Deutschland in dauernden Besitz nehmen und die rein dänische Provinz Jütland solange okkupiert halten wollten, bis der endgültige Friede abgeschlossen sein würde. Das brachte den wackeren Patrioten in Harnisch; er war außer sich. Ich mußte mir gestehen, daß diese Bedingungen in der Tat von harter Hand diktiert seien und gab mir alle Mühe, den schwer gebeugten Mann zu beruhigen, indem ich bemerkte, daß es sich ja vorläufig nur um den Waffenstillstand handle, bis zum definitiven Frieden aber noch manches Wort gesprochen werden könne, um mildere Bedingungen zu erreichen.

Diesen Trostesworten fügte ich noch bei, daß nach der Gefangennahme des Kapitäns Hammer alle Chancen für uns seien, weshalb eine längere Fortführung des Krieges für Dänemark sowie für die Provinz Jütland, die unter dem harten Drucke der Militärlasten zugrunde gehen müsse, nur von Uebel wäre. Als ich das Wort „Gefangennahme Hammers“ ausgesprochen hatte, blickte mir der Däne tief in die Augen, als ob er daraus lesen wollte, ob ich wahr spreche, und rief: „Hammer gefangen, ganz undenkbar, wie wäre das möglich gewesen?“ In der Pause, die jetzt eintrat, erhob sich ein heftiger Windstoß, der unsere Fahrzeuge weit auseinandertrieb. Gleichzeitig ging ein eisigkalter Regen auf uns nieder, der mich nötigte, die Schriftstücke, welche ich bei mir führte, zu versorgen und nach meiner Barke zu rufen, in der ich den Mantel zurückgelassen hatte. Diese Bewegungen nahm der brave

Digitized by Google

Däne als Vorbereitung zum Abbruche der Unterhandlungen. Er faßte mich am Arme mit den Worten: „Wenn Sie mir beweisen können, daß unser Kapitän Hammer wirklich in Gefangenschaft geraten ist, muß ich, gebrochenen Herzens zwar, die harten Bedingungen meinem Obergeneral bringen.“ Den Beweis für die Richtigkeit meiner Mitteilung trug ich in der Schriftentasche. Es war der umständliche Bericht Wisers über die Expedition nach der Insel Sylt, den ich mir vorsichtshalber von Gablenz erbeten hatte, bevor ich aus Kolding abfuhr. Ich war auch bereit, dieses wichtige Schriftstück dem tiefgebeugten Vertreter der dänischen Armee zur Einsicht zu geben, nur wünschte ich hierzu mehr Ruhe und vor allem ein trockenes Lokal. Deshalb wiederholte ich die Einladung nach dem Lindencronaschen Schlosse in warmen Worten. Diesmal hatte ich die Befriedigung, daß die Einladung angenommen wurde.

Nach zirka halbstündiger Fahrt, während der wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem Boote zuwenden mußten, welches mit den vom Nordwinde aufgepeitschten Wogen des Beltes hart zu kämpfen hatte, langten wir ganz durchnäßt auf unserem Ufer an. Wir begaben uns sofort ins Schloß und waren sehr angenehm überrascht, als im Speisesalon bereits das von mir vorsichtshaber bestellte Dejeuner unser harrte. Es bestand aus kalten Gerichten, feinen Fischen und verschiedenen Gattungen von Weinen, worunter uns ein alter Bordeaux am willkommensten kam, denn wir waren beide halb erfroren und hatten nasse Füße. Ohne uns erst um den Zustand unserer Kleider weiter zu kümmern, öffnete ich meine Aktentasche, präsentierte dem Kameraden von der gegnerischen Armee jenen Bericht über die Gefangennahme des Kapitän Hammer und die Wegnahme seiner Schiffe. Während der dänische Unterhändler gierig las, besah ich nochmals seine Vollmacht, aus welcher mir der Name des Baron Byle Brahe in die Augen fiel. Als er mir dann den Wiserschen Bericht

Digitized by Google

in tiefer Resignation zurückgab, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, erlaubte ich mir die Frage, ob er ein Verwandter jenes dänischen Gesandten am Wiener Hofe sei, der wegen seiner auffallend schönen Frau bei allen Hof- und Kammerbällen viel genannt wurde und in Wien eine populäre Persönlichkeit war. Diese Wendung des Diskurses tat ihm sichtlich wohl. Schon recht freundlich antwortete er mir, daß er der Neffe des damaligen Gesandten und zugleich der Bruder der von mir so gefeierten Dame sei, indem der Onkel trotz des Altersunterschiedes von dreißig Jahren die eigene Nichte geheiratet habe. Hiemit war die Konversation in ein anderes Fahrwasser gebracht. Ich bat meinen Gast, am gedeckten Frühstückstische Platz zu nehmen, servierte ihm von den Delikatessen, die uns erwarteten, und setzte den Diskurs über Wien in möglichst heiterer Weise fort. Dies belebte die Stimmung und bot mir endlich den gewünschten Anlaß, mein Glas darauf zu erheben, daß Baron Byle Brahe recht bald auf den Wiener Posten als Nachfolger seines Onkels berufen werden möchte.

Mit dieser wirklich nur aus Courtoisie lancierten Idee, die ganz merkwürdiger Weise schon im Jahre 1865 zur Tatsache wurde, war die Konversation wieder auf das diplomatische Gebiet zurückgeführt, und der Baron machte mir nun höchst interessante Eröffnungen über die Absichten der Preußen gegenüber Oesterreich, die sich nur allzubald bestätigen sollten. Er war schon vor dem Feldzuge Diplomat gewesen, hatte sich aber von seinem Könige die Gnade erbeten, während des Krieges in seiner militärischen Charge als Generalstabshauptmann wirken zu dürfen. Als Diplomat sagte er mir damals schon alles voraus, was wir später erfahren mußten, und bedauerte aufrichtig, daß sich Oesterreich herbeigelassen habe, den Preußen Handlangerdienste zu leisten, bei ihrem Streben, deutsche Vormacht zu werden. Kurzum, wir wurden bei

Digitized by Google

gegenseitiger Offenheit immer wärmer. Der gute Wein mag auch das seinige beigetragen haben. Am Ende einer Stunde waren wir soweit, daß der Baron die Nutzlosigkeit jedes ferneren Widerstandes einsah und sich bereit erklärte, die Waffenstillstandsbedingungen, die ich ihm übergab, beim dänischen Armeekommando sowohl, als auch in Kopenhagen bei der Regierung selbst zur Annahme empfehlen zu wollen, weil nur hierdurch die baldige Räumung Jütlands ermöglicht werden könne.

Nach meiner spät abends erfolgten Rückkunft von den Unterhandlungen mit dem dänischen Parlamentär erstattete ich dem Korpskommandanten noch Bericht und mußte hierbei ausführlich alles erzählen, was mir der dänische Diplomat über unsere Alliierten mitgeteilt hatte. Gablenz schüttelte nachdenklich den Kopf, mußte aber zugeben, daß die Dinge in der Tat einen Lauf genommen hatten, der für die Leitung unserer Politik nicht sehr schmeichelhaft erschien. Die Preußen hatten ja von ihrem Standpunkte aus recht, wenn sie so viel als möglich von den gemeinsam errungenen Siegen für sich herausschlugen. In der Politik gibt es keine Gemütlichkeit, und der Schlauere behält immer Oberwasser. Oesterreich ging in die gemeinsame Aktion hinein, ohne sich vorher klar zu sein, was es eigentlich wollte. Um nur ja den deutschen Mittelstaaten Sachsen und Hannover, welche mit der Durchführung der Bundes-Exekution gegen das halsstarrige Dänemark betraut waren, keinen Erfolg zu gönnen, wurden den Bundestruppen unter Hacke Instruktionen gegeben, die dem Gegner nicht imponieren konnten, und dann ließen wir uns von Bismarck zu dem Bundesbruche verleiten, womit wir eigentlich selbst es waren, die den von Metternich im Jahre 1815 errichteten Bund gesprengt haben. So lange der gemeinsame Kampf gegen die Dänen dauerte, hielt die Allianz zwischen den bundesbrüchigen Mächten Oesterreich und Preußen not-

Digitized by Google

dürftig zusammen, weil den Preußen ja ohnedies der Oberbefehl über die vereinigten Truppen eingeräumt war und wir pflichtgetreu alles befolgten, was uns von ihnen aufgetragen wurde. Als die Arbeit aber getan war, und wir uns fragen mußten, was nun geschehen solle, kam es immer klarer zutage, daß unsere Politik von Hause aus eine total verfehlte war. Eine Teilung Deutschlands auf Grund der Mainlinie wollte man in Wien nicht, und das frühere Verhältnis, nach welchem Oesterreich allein am Frankfurter Bundestage das große Wort führte, war nicht mehr herzustellen. Schmerlings Versuch mit dem deutschen Fürstentage in Frankfurt machte durch die Weigerung Preußens, sich dort vertreten zu lassen, arges Fiasko und barg schon den Keim zum Bruderkriege in sich, der bereits zwei Jahre nach dem gemeinsamen Feldzuge zum Austrag kam. Genau dasselbe hatte mir Baron Byle Brahe im Schlosse vor Middelfahrt vorausgesagt. Damals wollte selbst Gablenz nicht glauben, was ich ihm berichtete, und schon 1866 mußte er selbst gegen unsere Alliierten von 1864 kämpfen.

Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Dänemark, der schon einige Tage nach meinen Verhandlungen mit Byle Brahe ratifiziert wurde, trat die Diplomatie in ihre Rechte. Der Krieg war beendigt. Wir merkten das aus dem wesentlich veränderten Tone, der aus allen Kundgebungen hervorklang, die aus Wien eintrafen. Solange das lebhafte Interesse des Kaisers an den Waffentaten seiner braven Truppen wachgehalten war, wagten es die Intriganten nicht, ihr Schlangengezisch hören zu lassen. Nun aber die kriegerische Aktion zu Ende war, glaubte jede Schreiberseele in Wien, sich eine Kritik an Gablenz und seiner Handlungsweise erlauben zu dürfen. Da fand man z. B., daß der Aufenthalt der Kriegskorrespondenten im Hauptquartier sehr unpassend gewesen sei und zu allerlei Inkonvenienzen Anlaß geboten habe. Zunächst

Digitized by Google

wurde der schon während des Feldzuges einmal im Präsidialwege ergangene Wink, die „Zeitungsschreiber" abzuschaffen, in einem peremptorischen Befehle erneuert. Die Mohren hatten ihre Schuldigkeit getan, sie mußten gehen. Wieder war es meine Aufgabe, diese schwierige Angelegenheit auszutragen. Gablenz legte Wert darauf, sie auf gute Art zu verabschieden.

Schon nach dem Treffen bei Veile, als der erste Präsidialauftrag aus der Generaladjutantur Sr. Majestät herablangte, hatte mich Gablenz mit der heiklen Mission betraut, die Zeitungskorrespondenten auf eine gute Art dazu zu bestimmen, sich aus dem Bereiche der operierenden Armee zu entfernen. Damals wußte ich mir gar leicht zu helfen. Die mir sehr ergebenen Herren, darunter auch meinen persönlichen Freund Griszelich von der „Kölnischen Zeitung", lud ich ein, gemeinsam mit mir nach Schleswig zu fahren, wo unsere Verwundeten im Feldspitale lagen und flinker Federn bedurften, um Nachrichten an ihre Angehörigen gelangen zu lassen. Gerne gingen die braven Herren von der Presse auf meinen Vorschlag ein; ich ließ vier ärarische Postkutschen vorfahren, auf welchen wir den Weg von Veile nach Flensburg sehr lustig zurücklegten. In Flensburg arrangierte ich noch ein splendides Abschiedsbankett und dann brachte ich unsere Herolde für die ganze Welt (wir hatten faktisch Berichterstatter aus beiden Hemisphären) per Bahn nach Schleswig, wo ich sie dem Spitalskommandanten Hauptmann Graf Heinrich Attems-Petzenstein überantwortete. Attems wußte sie dort mit feinem Takte trefflich zu beschäftigen.

Aus Anlaß der plötzlichen Räumung der Festung Friedericia durch die Dänen waren die Kriegsberichterstatter aber wieder im Hanptquartier erschienen, und da die schon mehrmals erwähnte Aktion gegen Fünen bevorstand, wollten sie in der Nähe bleiben, um sofort über den Ausgang der beab-

Digitized by Google

sichtigten Landung ihren Journalen Berichte senden zu können. Gablenz sah sich von Wien aus genötigt, einen Reservatbefehl an die Truppenkommandanten zu erlassen, in welchem ihnen strengstens aufgetragen wurde, jeden Verkehr mit Zivilpersonen (darunter waren die Journalisten gemeint), nötigenfalls mit Gewalt, zu verhindern. Legitimationen an die Berichterstatter wurden nicht mehr ausgegeben, und so kam es tatsächlich vor, daß einer derselben, Herr v. Bausner, welcher meine Warnung, sich den Truppen ferne zu halten, unbeachtet ließ, aufgegriffen und als Spion ins Hauptquartier abgeliefert wurde. Dieser Herr wußte sich ein Exemplar des autographierten Reservaterlasses zu verschaffen, welcher sich auf die Fernehaltung der Unberufenen bezog, und publizierte ihn vollinhaltlich in seinem Blatte. Darob neue Entrüstung in Wien, mit sehr bitteren Vorwürfen, die dem Korpskommandanten darüber gemacht wurden, daß er nicht schon früher strenger vorgegangen sei!

Was dieser Präsidialerlaß enthielt, hatte ja seine Berechtigung, nur stellten es sich die Herren in Wien viel leichter vor, Vertreter der Presse, namentlich fremdländischer Journale vor dem definitiven Friedensschlusse zur Heimreise zu bewegen. Auch wollte keiner von ihnen den Anfang machen, weil jeder die Konkurrenz des anderen befürchtete. Da half mir Freund Griszelich aus der Verlegenheit, indem er als der hervorragendste der Publizisten eine Versammlung aller Pressevertreter veranlaßte, in welcher ich erschien, den Herren von der sechsten Großmacht nochmals für ihre wohlwollende Berichterstattung im Namen Sr. Exzellenz dankte und eine Uebereinkunft zustande brachte, worin sich sämtliche Kriegskorrespondenten gegenseitig verpflichteten, am nächsten Tage gemeinsam das Kriegstheater zu verlassen, auf welchem das Schauspiel zu Ende war.

Kaum war diese penible Angelegenheit ausgetragen, wo-

Digitized by Google

für sich Gablenz besonders dankbar erwies, so gab es schon wieder eine neue Bemängelung aus Wien. Wir hatten nämlich in Schleswig eine dänische Tuchfabrik als Kriegsbeute mit Beschlag belegt, und da die Mäntel unserer Offiziere ebensowohl als jene der Mannschaft durch den Winterfeldzug und das Kampieren im Schnee total ruiniert waren, so ließ Gablenz die erbeuteten Tuchballen, welche in großen Massen und in derselben Qualität wie unser Mantelstoff vorgefunden wurden, an die Truppen verteilen, ohne vorher die Genehmigung des Kriegsministeriums einzuholen. Auch diese Eigenmächtigkeit wurde dem Korpskommandanten jetzt, nach beendeter Operation, bemängelt. Erst als Gablenz sich bereit erklärte, den Schaden, welchen das Aerar hierdurch erlitt, aus seiner Tasche zu decken, wurde auch diese Nörgelei beigelegt, ohne daß es zur faktischen Ersatzleistung gekommen ist.

Es wurde mit jedem Tage klarer, daß die vielen Gegner des siegreichen Gablenz, dieses „sächsischen Glückspilzes", wie man ihn nannte, immer mehr Oberwasser gewannen, und unser gefeierter, vom Auslande noch mehr als vom Inlande anerkannter Feldherr war bereits so verstimmt, daß er sich mit dem Gedanken trug, gleich nach Beendigung des Feldzuges in Pension zu gehen. Wir Offiziere des Hauptquartiers litten indirekt unter den Seelenkämpfen unseres Feldherrn. Der frohe Sinn begann zu schwinden, der uns mit ihm vereinigte. Der Gesprächsstoff ward immer trüber.

Ich benützte diese Gelegenheit, um einen Urlaub auf sechs Wochen zu erbitten. Gablenz verstand mich sofort. Er bewilligte mir den Urlaub und gab mir Depeschen nach Wien mit, um so meine Reise zu einer dienstlichen zu gestalten. Auf dieser Urlaubsreise, die mich zu meiner Familie und dann mit einer besonderen Mission von Gablenz nach Wien führte, ereignete sich etwas, das sowohl für mein Schicksal von Bedeutung war, wie auch von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Digitized by Google

In Wien wurde ich vom ersten Generaladjutanten des Kaisers, dem Grafen Crenneville, in gnädiger Weise aufgenommen und verständigt, daß der Kaiser mich in Audienz empfangen würde. Crenneville, der mir vom Feldzuge 1859 her sehr gewogen war, deutete mir an, daß diese Audienz für meine ganze Zukunft entscheidend sein werde und warnte mich davor, bei Sr. Majestät über unsere Vorderladergewehre zu klagen. Mit einer solchen Klage habe sich bereits Prinz Wilhelm von Württemberg die Allerhöchste Gnade verscherzt. Daraufhin antwortete ich Sr. Exzellenz: „Aus freiem Antriebe werde ich nicht über die Lorenz-Gewehre sprechen. Sollte mich Se. Majestät aber darnach fragen, so muß ich doch die volle Wahrheit sagen, das halte ich für meine heilige Pflicht." „Tun Sie, was Sie nicht lassen können," war die knappe, in sehr ägriertem Tone gegebene Antwort des einstigen Gönners, der für mich die hohe Auszeichnung einer besonderen Audienz erwirkt hatte.

Als ich am folgenden Tage zeitlich morgens vor dem Allerhöchsten Herrn erschien, empfing mich S. M. in gnädigster Weise mit den Worten: „Sie haben sich in zwei Feldzügen nacheinander ausgezeichnet, ich habe Sie wiederholt dekoriert und wünsche jetzt von Ihnen einen eingehenden Bericht über Ihre Wahrnehmungen bei den im Felde stehenden Truppen, denen meines hohen Alliierten und bei meinem VI. Armeekorps." Ich begann meinen Vortrag mit der Schilderung unserer ganz neu geschaffenen Armee-Reserveanstalten, den sogenannten Impedimenta, deren Organisation und Administration wahrhaft mustergültig war. Wir hatten ganz vorzüglich konstruierte Fahrzeuge im Train des Armeekorps und besonders die Munitions- und die Sanitätswagen zeichneten sich durch Lenkbarkeit sowohl als durch zweckentsprechende Einrichtung aus. Um diese Fuhrwerke wurden wir von unseren Waffenbrüdern in der preußischen Armee laut beneidet,

Digitized by Google

weil die letztere noch vielfach das alte Gerümpel aus den französischen Feldzügen mitführte.

Während ich begeistert von unseren Fortschritten auf diesem Gebiete der Heeresverwaltung berichtete, leuchteten die blauen Augen des Kaisers so glänzend, daß ich Tränen der Freude in den dichten Wimpern sah. Der Kaiser nickte wiederholt sehr gnädig mit dem Haupte, lächelte wohlwollend und unterbrach mich erst dann im Vortrage, als ich eine kurze Pause machte, um auf das nähere Gebiet der Truppen überzugehen.

„Sie haben noch nicht vom Generalstabe gesprochen," sagte S. M. Meine Antwort war kurz. Ich erbat mir die Gnade, mich des Urteils über das Korps, in welchem ich diene, enthalten zu dürfen. Dies wurde mir in huldvollster Weise gewährt. Nun kam ich dem Noli me tangere: der Kampfart und der Bewaffnung, immer näher und trachtete des Kaisers Aufmerksamkeit auf die Leistungen unserer ganz ausgezeichneten Artillerie zu lenken, indem ich berichtete, wie die den Brigaden beigegebenen Batterien sowohl als auch die der Korpsgeschützreserve bei allen Affären glorios arbeiteten. Als ich vollends die Worte vortrug, die der dänische Obergeneral Lindencrona, ein Artillerist, über das Wirken unserer Geschützreserve bei Veile gesagt hatte, perlten helle Tränen über die Wangen des Allerhöchsten Herrn herab. (Der dänische Feldherr hatte nämlich laut ausgerufen: „Einer solchen Artillerie vermag ich nicht standzuhalten!" und ordnete den Rückzug aus der festen Position jenseits des Veile-Fjords nach Horsens an.)

Gleich nach der Artillerie kamen die famosen Leistungen unserer Husaren und die der Fußtruppen, unserer trefffsicheren, schneidigen Jäger, sowie der tapferen Linienregimenter zur Sprache. Ich berichtete über ihr bravouröses Vorgehen am Königshügel bei Oberselk, bei Jagel, Oeversee und Veile und sagte, daß diese Heldentaten, welche nach anstrengenden

Digitized by Google

Märschen bei achtzehn bis vierundzwanzig Grad Kälte und scharfem Nordwind vollbracht wurden, selbst die Bewunderung unserer im übrigen scharf kritisierenden Waffenbrüder aus der preußischen Armee errungen hätten.

Der Kaiser lächelte über diese Wendung, machte sofort die Bemerkung, daß er lebhaftes Wohlgefallen an der guten Kameradschaft empfinde, die wir mit den Preußen gepflegt hatten, und ermächtigte mich, dies auch Gablenz zu sagen. Immer näher kam der kritische Moment, wo die Frage über die Bewaffnung der Fußtruppen gestellt werden konnte. Rasch begann ich deshalb noch Details von der Attacke der Liechtenstein-Husaren bei Oeversee zu berichten und glaubte schon über dem Wasser des Sankelmarker-Sees zu sein, als der Kaiser mich plötzlich mit den Worten unterbrach:

„Sie haben mir aber noch gar nichts über unsere Lorenz-Gewehre berichtet". Einen Moment stutzte ich, faßte mich aber bald zu einer weitausholenden Umgehung der direkten Antwort, welche kurz ungefähr wie folgt gelautet haben würde: „Unsere längst überholten Vorderlader sind gegen Hinterlader nicht mehr am Platze". Eingedenk der mir von Crenneville gewordenen Warnung sagte ich: „Euer Majestät bedienen sich, wie ich weiß, auf den Jagden des Lefaucheux-Gewehres, um öfter und rascher schießen zu können." „Jawohl," warf der Kaiser ein, „das ist aber etwas ganz anderes. Ich will nicht, daß sich meine Armee verschießt und nach einer grenzenlosen Munitionsverschwendung plötzlich ohne Patronen dasteht. Die Force meiner Armee besteht, wie Sie ja selbst gesehen haben, im Bajonettangriff. Der muß geübt werden. Sie scheinen auch ein Schwärmer für das preußische Zündnadelgewehr zu sein."

Diese Aeußerung des Kaisers war in erregtem Tone gesprochen: es zeigten sich Wolken am Firmamente und es war der Moment, wo ich hätte schweigen sollen. Ich Unglücks-

Digitized by Google

menſch wagte es aber, meine Ueberzeugung, daß wir ſo bald als tunlich Hinterladergewehre anſchaffen ſollten, vor dem Allerhöchſten Herrn weiter zu vertreten, indem ich replizierte: „Der Bajonettangriff ſoll auch die Force bleiben, aber erſt nach einem ausgiebigen Feuergefechte, das den Gegner mürbe gemacht hat.“ Und raſch ſetzte ich hinzu: „Bei Düppel war ich Augenzeuge, wie die däniſchen Bataillone mit der größten Bravour gegen die preußiſchen Linien anrannten. Sie haben ſich aber den Kopf zerſchellt. Als ſie auf fünfhundert Schritte vor den ganz verdeckt ſtehenden Preußen angelangt waren, eröffneten dieſe ihr Schnellfeuer, und in einigen Minuten war aus der däniſchen Sturmkolonne ein Knäuel geworden, der ſich im Blute wälzte.“

Offenbar hatte ich zudem dieſe Worte, welche ſchon eine Replik waren, in meiner impulſiven Weiſe lauter geſprochen, als es die ſpaniſche Etikette geſtattet. Das Reſultat dieſer Widerrede war, daß der Kaiſer mit hochgerötetem Antlitz, ſchweren Falten auf der Stirne und mit zornigen Blicken ſich plötzlich umwandte und zu ſeinem Schreibtiſche ging. Hiermit war die ſo überaus gnädig begonnene Audienz plötzlich ſehr ungnädig abgebrochen. Wie gebannt ſtand ich noch einen Moment, verbeugte mich dann ehrerbietig und ging raſch ab.

Kaum dreißig Minuten darauf meldete ich mich bei Crenneville zur Abreiſe auf den Kriegsſchauplatz und bat um ſeine Befehle. Meinen gnädigen Gönner vom Kriegsjahre 1859 vermochte ich nicht mehr zu erkennen. Crenneville, der mich bei der Meldung am vorausgegangenen Tage noch embraſſiert hatte, blieb jetzt auf ſeinem Fauteuil vor dem hiſtoriſchen Schreibtiſch nachläſſig ſitzen, fixierte mich mit der Lorgnette, die er ſtets trug, und antwortete auf meine Bitte um ſeine Befehle eiſig kalt: „Für einen Offizier, der nicht gehorchen kann, habe ich keine Befehle. Adieu.“ Damit war mein Schickſal beſiegelt; man wartete nur noch auf einen ge-

Digitized by Google

eigneten Zeitpunkt, um mir den Abschied zu geben. Ich begriff damals schon, wie gefährlich es ist, sich der Majestät gegenüber offen und entschieden auszusprechen. Wie ich jüngst, also erst nach zweiundvierzig Jahren, erfuhr, war mir Crenneville schon wegen meiner Aktion an Gablenz' Seite gram geworden, nun zürnte er mir vollends, weil er sofort nach dieser ominösen Privataudienz sehr ungnädige Worte vom Allerhöchsten Herrn vernehmen mußte.

Als ich bei meiner Rückkehr nach Jütland Gablenz über den Verlauf der Audienz Bericht erstattete, sagte er: „Genug, daß Sie sich den Mund verbrannt haben; ich werde mich unter solchen Umständen wohl hüten, über die Gewehrfrage zu sprechen". Mit diesen Worten trat er an seinen Schreibtisch, nahm das Memorandum heraus, in welchem alle Wahrnehmungen niedergelegt waren, die er im Laufe des dänischen Feldzuges gemacht hatte, und warf es in das brennende Kaminfeuer. Hat er unrecht getan? Es hätte ja doch nichts mehr genützt, denn die Preußen wußten, daß wir ihnen mit unseren Vorderladern nicht beikommen könnten, und beschlossen schon anno 1864 den Krieg, falls wir nicht auf die Teilung Deutschlands mit der Mainlinie eingehen wollten. Darüber bin ich ganz genau informiert. Es wurde mir von maßgebender Stelle in dieser rein politischen Frage klarer Wein eingeschenkt. — —

Bevor ich meinen Bericht vom dänischen Krieg abschließe, möchte ich noch ein kleines Ereignis erwähnen, das sich bei unserer Heimreise in Hamburg am 12. November 1864 zutrug. Prinz Friedrich Karl, der sich bei der damaligen Unbeliebtheit der Preußen in dieser Stadt nur einen Tag lang dort aufhielt, lud Gablenz zu einem intimen Diner in das Hotel Witzl in Altona ein; er selbst würde nur seinen Kammervorsteher mitbringen, und Gablenz sollte mich zu seiner Be-

Digitized by Google

gleitung wählen. Als wir uns dort einfanden, erklärte der Prinz sofort: „Meine Herren, wir sind heute nur als gute Kriegskameraden beisammen. Heute will ich also nichts von ‚Königlicher Hoheit' hören und ich bitte Sie, Ihre Säbel abzuschnallen". Wir folgten dieser freundlichen Aufforderung und setzten uns sehr fröhlich zu Tische. Alsbald ergriff der Prinz wieder das Wort und sagte: „Um Ihnen den Ton anzugeben, in dem unsere heutige Unterhaltung verlaufen soll, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen." Der Prinz gab nun eine köstliche Anekdote aus dem Leben seines Vaters zum Besten, die derart gepfeffert ist, daß ich sie leider hier nicht wiedergeben darf. Damit war das Eis gebrochen, und das Diner verlief unter reichlichen Darbietungen von Soldatenerlebnissen in der ungezwungensten Weise.

Ich darf vielleicht erwähnen, daß mir jene Anekdote des Prinzen Friedrich Karl in meiner späteren Laufbahn eine — Eisenbahnkonzession erwerben half, indem die dafür maßgebende Persönlichkeit der Anekdotenjagd im höchsten Grade huldigte. Alle bislang existierenden Anekdoten kannte der größte Staatsmann und Politiker Ungarns bereits. Ich konnte nur durch die Erzählung dieses Geschichtchens, das auch ihm noch nicht bekannt war, seine Sympathie gewinnen. Diese errungen, gab es keine große Schwierigkeit mehr und die Erteilung der Konzession war gesichert.

Digitized by Google

Nachklänge vom Deutsch-Dänischen Krieg.

Gablenz in Schulden — Er wird kommandierender General in Ungarn — Er wird an den König von Preußen abgesandt — Gablenz „mit leeren Händen" im preußischen Hauptquartier — Seine Pensionierung — Ich sorge dafür, daß Gablenz in Trautenau eine Ruhestätte erhält — Graf Attems-Petzenstein bei der Schleswiger Totenfeier — Seine Belohnung — Wieder in Wien — Mein unvorsichtiges Urteil über unseren Generalstab.

Am 20. Juli 1864 wurde der Waffenstillstand, am 30. Oktober der Frieden mit Dänemark geschlossen. Bevor ich nun an den Bericht meiner ferneren Erlebnisse gehe, will ich die weiteren Schicksale unseres innigst verehrten Korpskommandanten Gablenz kurz zusammenfassen. Sie sind unter verschiedensten Gesichtspunkten ungemein interessant und mir um so besser bekannt, als ich in späteren Jahren aus seinem treuesten Untergebenen sein bester Freund geworden bin. Ich muß zum Verständnis dem Gange der Ereignisse vorgreifen und hier schon erwähnen, daß ich bereits wenige Jahre nach den geschilderten Zeiten Präsidialchef der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft in Wien, Gablenz zuerst kommandierender General in Agram und dann in Budapest wurde. Es konnte sich jetzt erst ein recht inniges Verhältnis herausbilden, in welchem Gablenz mir seine geheimsten Wünsche, Gedanken und Besorgnisse anvertraute. Letztere bezogen sich namentlich auf die prekäre Finanzlage, in welche er durch ganz ungewöhnliche Auslagen geraten war. Oft allzu generös, wie viele Menschen, die nicht rechnen können, hatte Gablenz mehr ausgegeben, als er einnahm. Er wollte, wie einst Vater Radetzky, mit welchem er überhaupt manche Aehnlichkeit in seinem Auftreten hatte, sämtliche Offiziere des Hauptquartiers als Gäste an seiner Tafel sehen. Das kostete eben sehr viel

Digitized by Google

Geld, und da der Feldzug nahezu ein Jahr dauerte, so rückte Gablenz mit einem beträchtlichen Defizit aus dem jütischen Kriegslager in Wien ein. Während andere Feldherrn sich im Kriege Vermögen sammeln, war Gablenz recht arm geworden. Agram und Budapest, wo der kroatische und namentlich der ungarische Adel großen Aufwand treiben, waren wahrlich keine Erholungsstationen für einen kommandierenden General, welcher überdies noch dem Spiele huldigt. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn Gablenz eine drückende Schuldenlast trug, als er plötzlich pensioniert wurde?!

In einem früheren Zeitpunkte nämlich, vor Agram, hatte er den Kaiser um längeren Urlaub gebeten und wollte sich in den Ruhestand begeben, den er nach den bitteren Erfahrungen des Jahres 1864 ernstlich anstrebte. Damals sagte ihm aber der Allerhöchste Herr: „Urlaub, lieber Gablenz, so viel Sie wollen, Pensionierung niemals!" Kurz nach Agram wurde Gablenz kommandierender General in Ungarn. Seiner angeborenen Liebenswürdigkeit ist es zu danken, daß die aufgeregten Magyaren sich beruhigen ließen und vereinzelt sogar wieder in den Salons des Militärbefehlshabers von Ungarn, auf der einstigen Festung Ofen erschienen. Das war insofern von Wert, als der 1867er Ausgleich anzubahnen war und der lange unterbrochene Kontakt zwischen Zivil und Militär möglichst wiederhergestellt werden sollte. Daß Gablenz der richtige Mann hierzu war, das hatte man ebenso in Wien, als in Budapest erkannt. In Wien fand man aber in kurzer Zeit schon, daß der Kontakt zu innig werden könnte, und vermochte nicht, das alte Mißtrauen gegen die Magyaren, welches schon im Jahre 1848 so verhängnisvoll geworden ist, zu unterdrücken.

Im Jahre 1870 ereignete sich ein Zwischenfall von weittragenden Folgen. War es Vorausberechnung oder ist es nur

Digitized by Google

ein Werk des Zufalles gewesen, daß der Kaiser das Auge auf Gablenz warf, als es galt, das getrübte Verhältnis zur Dynastie der Hohenzollern im kritischen Momente, nach den Schlachten am linken Moselufer bei Metz, günstiger zu gestalten? Tatsache ist, daß Gablenz aus Budapest nach Wien berufen wurde, um direkt vom Kaiser mit einer hochwichtigen Mission zum König von Preußen betraut zu werden.

Der Wiener Hof war bekanntlich von den fortgesetzten Siegen der deutschen Armee über die Heere Napoleons III. sehr betroffen. Wer damals den deutschen Armeen Niederlagen, den Franzosen einen Triumphzug nach Berlin prophezeite und vielleicht auch wünschte, ist ja unschwer zu erraten; ich brauche mich hier nur auf den Reichskanzler Beust, den persönlichen Antagonisten Bismarcks, zu berufen, welcher in seinen Memoiren behauptet, der österreichische Generalstab habe ihn in diesem Sinne unterrichtet. Sei dem, wie ihm wolle, Beust glaubte, auf dieses Gutachten hin den Stoß ins preußische Herz, von rückwärts, wagen zu dürfen und hätte es bekanntlich zum Kriege gegen Preußen getrieben, wenn nicht Graf Andrássy als ungarischer Ministerpräsident im Namen der ungarischen Nation und der Kriegsminister Baron Kuhn im Interesse der Dynastie gegen dieses waghalsige Unternehmen protestiert hätten.

Die Szene, welche sich diesfalls im Jahre 1870 in einem Kronrate unter Vorsitz des Kaisers in Wien abspielte, hat Kuhn mir gelegentlich eines gemeinsamen Spazierganges in Graz ausführlich erzählt. Um der Familie Kuhn nicht vorzugreifen, will ich an dieser Stelle der Vollständigkeit willen, sowie zum besseren Verständnis der heiklen Mission Gablenz' nur folgendes erzählen:

In jenem denkwürdigen Kronrate sprach zuerst der Reichskanzler Graf Beust als Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses seine Ueberzeugung dahin aus, daß trotz

Digitized by Google

der russischen Truppen, die Preußens Freund Alexander II. an unseren Grenzen konzentrieren ließ, der günstige Moment gegeben sei, um die verlorene Position in Deutschland und damit die Großmachtstellung für das Haus Habsburg wieder zu gewinnen. Das klang verlockend, und wenn nicht Graf Andrássy sehr nachdrücklich seine Bedenken gegen eine so hinterhältige Politik ausgesprochen, noch mehr aber der Kriegsminister Kuhn, abweichend von seinem eigentlichen Berufe, sich gegen eine partielle Mobilisierung, wie Beust sie beantragte, in seiner derben Art ausgesprochen hätte, so würde damals ein noch größerer Fehler gemacht worden sein, als im Jahre 1854, wo wir uns bekanntlich mit den Russen für lange Zeit verfeindeten. Kuhn teilte mir bei jenem Spaziergange mit, daß er ungefähr folgendes gesagt habe:

„Euere Majestät! Was mich als Kriegsminister anbelangt, so kann ich nichts sehnlicher wünschen, als eine Mobilisierung, totale oder partielle, gleichviel. Ich bekomme dadurch die Mittel, um die notwendigsten Ergänzungen in der jüngst geschaffenen Organisation der Armee bewirken zu können. Ich brauche vor allem neue Kanonen und mehr Kavallerie. Beides werden mir die Delegationen ohne Mobilisierung nicht bewilligen. Durch dieselbe bekomme ich aber alles, was noch zur Schlagfertigkeit des Heeres fehlt. Als Kriegsminister müßte ich daher zweifellos für die Mobilisierung stimmen. Ich denke aber weiter, und da muß ich Eurer Majestät ganz bündig sagen: ich halte den Thron für gefährdet, wenn wir mobilisieren und die Preußen weiter siegreich bleiben. Werden die Franzosen völlig geschlagen, woran jetzt kaum mehr zu zweifeln ist, so schließt König Wilhelm mit Kaiser Napoleon Frieden, und die deutschen Truppen kehren aus Frankreich zurück, um sich mit ganzer Kraft auf uns zu werfen, wobei ihnen die Russen mit Rückblick auf 1854 sicher zur Seite stehen werden. Der Ausgang des Kampfes unter

Digitized by Google

solchen Umständen ist nicht schwer vorauszusagen. In einem zweiten Bruderkriege würde Bismarck kaum mehr imstande sein, seinem königlichen Herrn die Siegespalme aus der Hand zu reißen, wenn dieser sie nach Wien tragen wollte, wie im Jahre 1866."

Ich muß nun allerdings bemerken, daß diese Mitteilung von seiner Kronratrede nicht den Tatsachen entspricht. Professor Wertheimer stellt im ersten Band seiner klassischen Biographie des Grafen Andrássy auf Grund verläßlicher Berichte sowohl den Verlauf des Kronrates als auch den Inhalt des Memorandums des damaligen Kriegsministers in ganz wesentlich abweichender Art dar. Hierin liegt neuerdings eine Mahnung, sich vor Mitteilungen zu hüten, die von Männern ausgehen, welche notorisch an Autosuggestion leiden. Die Darstellung, wie Kuhn sie mir gegeben, habe ich hier nur gebracht, weil ich meinem Gönner versprechen mußte, seine Eröffnungen zu publizieren.

Aber wie die Rede des kurz angebundenen Kriegsministers auch wörtlich gelautet haben mag, sie soll bei dem noch unschlüssigen, keineswegs aber zu Beust hinneigenden Monarchen, dessen ritterlichem Sinne der Stoß von hinten widerstrebte, entscheidend gewirkt haben. Der Kaiser hob den Kronrat mit dem Beschlusse auf: „Es wird nicht mobilisiert!"

Nunmehr wurde Gablenz in das preußische Lager gesandt. Es bedarf keiner grellen Beleuchtung, um zum vollen Verständnisse des bedauerlichen Fiaskos zu gelangen, welches „der Gablenz mit leeren Händen" machten mußte. Trotzdem er einer von den wenigen Generalen der k. und k. Armee war, auf welche der König von Preußen große Stücke hielt, wurde er im preußischen Hauptquartier gleich anfangs recht übel aufgenommen. Bekanntlich stand Gablenz anno 1864 bei Wilhelm I. sehr in Gnade und wurde mit der höchsten Auszeichnung, die ein Feldherr vom preußischen König erlangen

Digitized by Google

kann, dem Orden „Pour le mérite“, dekoriert. Im Jahre 1866 war Gablenz der einzige Korpskommandant der österreichischen Armee, welcher einen Sieg gegen die Preußen erfocht. Er schlug das Gardekorps Bonin bei Trautenau. Das gefiel dem greisen König zwar weniger, seine Hochachtung für Gablenz konnte es aber nur steigern. Es durfte also ins Hauptquartier des Königs von Preußen nach den glorreichen Siegen der deutschen Armeen bei Metz doch kein Geringerer als Gablenz entsendet werden, um bei der zweideutigen Politik Beusts noch auf halbwegs freundliche Aufnahme hoffen zu können. Gablenz würde auch leidlich empfangen worden sein, wenn man ihm die nötigen Mittel und Vollmachten an die Hand gegeben hätte, die am preußischen Hofe erwartet wurden. Das ist aber leider versäumt worden. Deshalb hat Gablenz nicht nur beim fremden Herrscher eine klägliche Rolle gespielt, sondern hinterher auch noch die Gnade seines Kriegsherrn eingebüßt.

Man denke sich nur Gablenz' peinliche Situation vor Roon, Moltke, Bismarck und vollends dem König gegenüber, als er auf die Frage, was er bringe, nur antworten konnte: „Ein Glückwunschschreiben Sr. Majestät, meines Allerhöchsten Herrn!“

Kriegsminister Roon, den Gablenz nach seiner Ankunft im Hauptquartier zu allererst besucht hatte, schüttelte bedeutungsvoll sein graues Haupt. Moltke frug diplomatisch, ob denn das Handschreiben des Kaisers alles sei, was er mitbringe. Bismarck aber sagte ganz offen: „Nanu, mit diesem Briefe wird unser König kaum zufrieden sein! Nach allem, was ihr hinter unserem Rücken geplant habt, durfte mein königlicher Herr auf ein ganz anderes Versöhnungswerk hoffen und erwartet, wie ich Ihnen sagen darf, das Großkreuz Ihres militärischen Maria-Theresien-Ordens, welches seinem Vater nach der Schlacht von Leipzig zufiel. Und der war doch nur Zuseher par distance gewesen.“

Digitized by Google

Bismarck kannte seinen Herrn. Als Gablenz während der Audienz bei König Wilhem I. das Handschreiben ehrerbietigst überreichte, frug der König mit stummer Gebärde nach dem Angebinde, und als er bestimmt wußte, was er vielleicht schon durch sein Dreigestirn erfahren haben dürfte, daß Gablenz weiter nichts bringe, wurde der einstige Günstling recht kühl entlassen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber was in Wien darauf folgte, ist höchst beklagenswert. Bei seiner Rückkehr war Gablenz ehrlich genug, trotz der Warnung, die ihm von seinem Freunde Bellegarde zuging, dem Herrscher aus Habsburgs Geschlechte zu sagen, daß der Hohenzollernfürst das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens erwartet hat. So vorsichtig in der Redeform sich Gablenz auch ausgedrückt haben mochte, wurde es ihm doch verübelt, daß er sich quasi mit der Prätension des Preußenkönigs identifizierte, als er — der Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens darüber dem Großmeister Vortrag erstattete. Von diesem Momente an war Gablenz eine gefallene Größe, und was er auf wiederholte Bitte von 1864 bis 1870 nicht erlangen konnte — seine Pensionierung — wurde ihm, in ein kurzes Handbillett gefaßt, durch einen Hofgendarm in sein Wiener Absteigequartier überbracht.

Gablenz war nun in einem Moment zu den Toten geworfen, wo er leben mußte, um seine Familie erhalten zu können.

In dieser verzweifelten Situation ließ er sich durch seinen Schwager Eskeles und andere Wiener Finanzgrößen dazu verleiten, den Tanz um das goldene Kalb, der eben in Wien seine Orgien feierte, mitzumachen. Man benützte seinen wohlklingenden Namen als Zierde für eine neu zu gründende Bank, die Wiener Seehandlung, an deren Spitze man Gablenz als Präsidenten stellte. Damit war sein Schicksal besiegelt. Der Krach vom Jahre 1873 begrub einen tapferen und sieg-

Digitized by Google

reichen General in unrühmlicher Weise unter seinem Schutte!

Viel später, im Jahre 1905 schrieb mir Herr Griszelich aus Zürich, daß man dort eben daran gehe, den Friedhof aufzulassen, wo Gablenz 1873 nach dem Selbstmorde am Grab seiner Mutter eine Ruhestätte gefunden. Es gelang mir, dem einstigen Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens ein Grab in Trautenau zu sichern. Niemand aber fand es der Mühe wert, den einzigen Ueberlebenden aus dem Hauptquartier des ruhmbedeckten Korpskommandanten zur feierlichen Bestattung in Trautenau einzuladen.

Diese Kränkung erinnert mich an eine andere Geschichte, die mir mein Kriegskamerad Graf Heinrich Attems-Petzenstein später erzählt hat. Da sie die Totenfeier in Schleswig betrifft, will ich sie hier, am Schluß meiner Erinnerungen aus dem dänischen Kriege, mit den Worten des Grafen wiedergeben:

„Ich wurde," erzählte er mir, „zur Ueberbringung der Kränze erwählt, welche die österreichischen Truppen ihren im dänischen Feldzug 1864 gefallenen Kameraden gewidmet hatten, als das Kriegsdenkmal der deutschen Stadt Schleswig enthüllt werden sollte. Nun höre, was ich auszufechten hatte, um meiner Mission entsprechen zu können. Gleich nach meiner Ankunft in Wien, wohin ich zunächst mit den in Graz übernommenen Kränzen fuhr, wurde ich verständigt, daß mich der Minister des Aeußeren, Graf Kálnoky, dringend zu sprechen wünsche. Ich mußte also sofort zu ihm fahren, und dort am Ballplatze wurde mir erklärt, daß vom österreichischen Militär-Attaché in Berlin, Major Steininger, ein Bericht eingelaufen ist, nach welchem meine Mission ganz unmöglich sei. Exzellenz Kálnoky sagte ganz kurz und bündig, daß ich nicht nach Schleswig fahren dürfe, weil unangenehme Weiterungen mit der preußischen Militärpartei zu befürchten seien, falls ich als offizieller Vertreter der k. k. Truppen in Schleswig er-

Digitized by Google

scheinen würde. Ein diesfallsiger Vortrag liege bereits bei Sr. Majestät zur Resolution, und vor der Entscheidung des Kaisers könne ich nicht abreisen. Das hieß mit anderen Worten, die Kränze wieder nach Graz zurückbringen, wo ich sie übernommen hatte.

„Gegenüber dieser Situation erblickte ich nur in einer Audienz beim Kaiser noch einen Hoffnungsschimmer, meiner Aufgabe gerecht werden zu können. Also rasch zum Kabinettschef Staatsrat Baron Braun, um noch zur Montags-Audienz zugelassen zu werden. Es war aber Sonntag Mittag, als ich bei Braun erschien, und der Kabinettschef erklärte es für schlechterdings untunlich, daß ich Montag vor Sr. Majestät erscheine, weil die Audienzliste bereits von Sr. Majestät genehmigt sei und ein nicht rechtzeitig Angemeldeter keine Hoffnung habe, vorgelassen zu werden. Es bedurfte meiner ganzen Beredsamkeit, um Braun zu bewegen, beim Kaiser direkt anzufragen, ob ich noch nachträglich in die Audienzliste aufgenommen werden dürfe.

„Das gelang, und ich stand Montag vormittag im Audienzsaal auf Nadeln; denn um zwei Uhr nachmittags sollte ich mit dem Schnellzug nach Berlin abreisen, um Mittwoch bei der Totenfeier in Schleswig eintreffen zu können. Als einer der letzten kam ich vor Se. Majestät. Der Kaiser empfing mich mit gewohnter Huld und sprach: ‚Sie wollen nach Schleswig reisen? Das geht nicht. Graf Kálnoky hat mir darüber berichtet und ich muß seine Gründe würdigen'. Daraufhin sagte ich, coûte que coûte: ‚Verzeihen Allergnädigst Euere Majestät, was werden die Truppen sagen, wenn ich mit den Kränzen zurückkomme?' Der Kaiser: ‚Ja, ja, das ist wahr, ich will aber keine diplomatischen Verhandlungen über diesen Gegenstand pflegen lassen. Wenn Sie glauben, daß Ihre Rückkehr nach Graz eine große Depression hervorrufen würde, so reisen Sie halt in Gottes Namen nach Schleswig weiter!

Digitized by Google

Sie haften mir aber dafür, daß keinerlei Unannehmlichkeiten erwachsen.'

„Das erste, was ich nach dieser merkwürdigen Audienz tat, war die Expedition eines Telegrammes an Steininger nach Berlin, in welchem ich ihm meine Ankunft für den nächsten Tag dortselbst ankündigte. Steininger kam mir Dienstag bis Jüterbogk entgegen, um mich zu bitten, ich möge gleich mit dem Gegenzuge nach Wien zurückkehren, da es ganz undenkbar sei, daß ich nach Schleswig zur Totenfeier reisen könne. Der Deutsche Kaiser wolle von einer Beteiligung der militärischen Kreise bei dieser von enragierten Schleswigern veranstalteten Festlichkeit nichts wissen und würde im höchsten Grade ungehalten sein, wenn gar eine österreichische Mission dort erscheinen wollte.

„Ich dachte aber nicht an den Rückzug. Als Major Steininger sich überzeugt hatte, daß ich nicht zur Heimreise zu bewegen sei, schloß er sich, gewonnen durch unser gutes Recht, mir kameradschaftlich an und leistete mir gute Dienste in Berlin, wo wir gegen Mittag zusammen anlangten. Direkt vom Bahnhofe fuhren wir zum preußischen Kriegsminister v. Bronsart, dem ich meine Situation klarlegte und den wir soweit für unsere Sache gewannen, daß er sich erbot, wegen Kürze der Zeit (es waren mir nur drei Stunden für Berlin zugewiesen), mich persönlich zum Reichskanzler Fürst Bismarck zu führen, auf dessen Hochherzigkeit er seine einzige Hoffnung setzte, ‚denn', sagte er, ‚der Kaiser ist für uns in dieser Sache unzugänglich und nur Bismarck hat die Macht, über solche bereits entschiedenen Fragen nochmals Vortrag zu erstatten.'

„Als wir vor Bismarck erschienen und ich meine Mission ebenso kurz als entschieden dargelegt hatte, starrte mich der eiserne Kanzler mit seinem unbeschreiblichen Blicke an, dachte einen Moment nach und sagte dann: ‚Ja, eigentlich kann man es den Oesterreichern gar nicht verwehren, die Gräber ihrer

Digitized by Google

gefallenen Krieger zu bekränzen! Ich werde sofort selbst zu Sr. Majestät gehen.' Ich mußte mit dem Nachmittagszuge nach Hamburg weiterfahren und war entschlossen, unter allen Umständen meine Mission zu erfüllen. Nur das ‚Wie' machte mir im Hinblick auf die Worte meines Allergnädigsten Herrn Kopfzerbrechen!

„Wie groß und freudig mein Erstaunen war, als ich in Altona vom kommandierenden General in Schleswig-Holstein und seiner Suite schon am Bahnhofe feierlich begrüßt wurde, kannst du dir, lieber alter Freund, wohl lebhaft vorstellen! Nun wußte ich, daß es dem Fürsten Bismarck gelungen war, mit seinem gerechten Sinne beim deutschen Kaiser durchzudringen. Von da an war meine Fahrt nach Schleswig ein wahrer Triumphzug. Unterwegs fand ich auf allen größeren Stationen das Offizierskorps en parade. Der Oberst des Husarenregiments Kaiser Franz Josef I. ließ sein Regiment ausrücken und führte es mir vor. Bei der Feldmesse, die zur Totenfeier in Schleswig am Grabe der Gefallenen zelebriert wurde, spielte eine Militärkapelle die österreichische Volkshymne, kurzum, mit einem Schlage war die ganze Situation verändert, alles ging glänzend zu Ende, und ich konnte dem Allerhöchsten Kriegsherrn bei meiner Rückkunft in Wien einen Bericht erstatten, welcher den Kaiser bis zu Tränen rührte. In der ersten Gnadenstimmung ermächtigte mich Se. Majestät, Anträge für die Auszeichnung aller jener preußischen Funktionäre zu unterbreiten, die mir so freundlich entgegengekommen waren. Der Kaiser resolvierte noch am selben Tage alle meine Anträge in munifizenter Weise."

Hocherfreut über diese gelungene Aktion meines Kameraden Attems gratulierte ich ihm herzlich zu der Allerhöchsten Anerkennung und fragte dann so nebenbei: „Bei dieser Gelegenheit ist wohl der Leopold-Orden für dich abgefallen, den du neben dem Militär-Verdienstkreuz trägst?" „O nein," sagte Attems,

Digitized by Google

„den erhielt ich ja schon vorher für meine Arbeiten behufs Errichtung des Monumentes in Schleswig, das wir unseren Vierundsechziger Kameraden setzten. Bei der Totenfeier lebten alle Preußen in Jubel über die hohen Orden, die der Kaiser von Oesterreich ihnen sandte. An mich hat man dabei nicht gedacht! Weshalb auch? Ich tat nur meine Pflicht!"

Nach diesen Abschweifungen will ich den Bericht über meine Lebensschicksale wieder da aufnehmen, wo ich ihn verließ, nämlich nach dem Friedensschluß 1864.

Als das VI. Armeekorps in Wien einrückte, wurde mir bedeutet, daß ich nunmehr die Landesmappierung nachholen mußte, die für Generalstabsoffiziere obligatorisch war. Dies sollte in Ungarn geschehen. Vorübergehend wurde ich nochmals im Eisenbahnbureau eingeteilt und hatte daher zunächst meinen Wohnsitz in Wien.

In diesen Winter fällt ein Ereignis, das mit dem dänischen Kriege zusammenhängt und für mein Schicksal von Bedeutung werden sollte. Wieder einmal spielte mir meine Veranlagung einen schlimmen Streich. Wenn ich heute als gereifter Mann mein Leben überblicke, muß ich zwei charakteristische Mängel an mir rügen, die mir so häufig verhängnisvoll geworden sind: zunächst den Mangel an Mäßigung und dann den Mangel an Rücksicht für geistig hinter mir stehende Menschen. In der vorhin geschilderten Audienz hatte ich mich durch mein allzu lebhaftes Temperament hinreißen lassen und dadurch meine Karriere beeinträchtigt. Im Winter 1864/65 beging ich eine weitere Unbesonnenheit, die schwere Folgen hatte.

Ein Kamerad vom Generalstabe, der mich um die ungewöhnlichen Resultate meiner Feldzugsleistungen beneidete, hatte im Hotel Meißl am Mehlmarkt eine Lokalität gemietet, wo die in Wien wohnhaften Herren vom Generalstabe sich allabendlich versammelten, um verschiedene Themata zu

Digitized by Google

besprechen und sich dann in ungezwungener Weise zu unterhalten. Ich hatte dort eine ständige Whistpartie mit meinem früheren Chef beim III. Korps (in Laibach), Oberstleutnant Ritter v. Kees und dessen Freunde, Oberstleutnant von Schmiedt.

Als ich nun am Whisttische saß, während die Kameraden über die Reorganisation des Generalstabskorps verhandelten, nahm man das übel. Hauptmann v. H. ging so weit, daß er mir in Gegenwart der beiden Stabsoffiziere den Vorwurf der Gleichgültigkeit machte. „Die Reorganisation des Generalstabs," sagte er, „welche Gegenstand der Diskussion war, interessiere mich nicht, weil ich mich schon als zukünftigen Flügeladjutanten des Allerhöchsten Kriegsherrn betrachte und bald von oben auf den Generalstab herabsehen werde!"

Ich war empört über diese Provokation und wollte sofort energisch replizieren. Oberstleutnant v. Kees beruhigte mich aber und meinte, es sei am besten, derlei Herausforderungen mit einem Lächeln zu beantworten. Diesen Rat befolgte ich. Als H. gewahr wurde, daß ich mich nicht aus der Ruhe bringen lasse — ich hatte nur kurz repliziert, daß ich während der Whistpartie doch nicht diskutieren könne — entfernte er sich vom Whisttische, kam aber nach beendigtem Spiele mit mehreren anderen Kameraden nochmals heran und reizte mich mit den Worten: „Nun möchten wir aber doch hören, wie Gründorf, der ja den preußischen Generalstab genauer kennen lernte, über die Reorganisation des österreichischen Generalquartiermeisterstabes denkt."

Leider ließ ich mich durch diese in höhnischer Weise gesprochenen Worte, die an und für sich ja sehr schmeichelhaft klangen, zu einer Antwort hinreißen, die mir den ganzen Generalstab auf den Hals hetzte. Ich sagte nämlich kurz: „Nicht Gleichgültigkeit ist es, was mich davon abhält, an den Debatten über die Reorganisation unseres Generalstabes teil-

Digitized by Google

zunehmen, im Gegenteile interessiere ich mich sehr lebhaft dafür; meine Ideen sind aber von der Art, daß sie kaum Beifall finden dürften!"

Daraufhin drängte mich H. erst recht hartnäckig, ich solle mit meinen Ideen herausrücken und verleitete mich durch seine gewohnte Ironie zu einer scharfen Kritik unseres Generalstabes im Vergleiche zum preußischen.

Die Kameraden, die mich zu einer starken, aber berechtigten Anklage provoziert hatten, zogen sich einer nach dem andern grollend zurück; Oberstleutnant v. Kees war der einzige, der mir sagte: „Nun hast du dir den ganzen Generalstab zum Feind gemacht, diese Aeußerungen wird man dir sehr verübeln."

Landesmappierung in Ungarn.

In Karansebes — Oberleutnant M. — Im „Grünen Baum" — Onkel Baron Zech von Deybach — Leben eines Mappeurs — In Ruskberg — Der pflichtvergessene Offizier — Beziehungen zu ihm — In Temesvar — Das Ballkleid meiner Frau — Die Katastrophe am Ostersonntag 1866 — Das beabsichtigte Duell mit M. wird verboten — Schlechte Kameradschaft — Ich reiche meinen Abschied ein — Zukunftsabsichten — Zurückziehung des Entlassungsgesuches — Nach Wien berufen.

Das Frühjahr 1865 führte mich zum zweiten Male nach Ungarn, und zwar in die damalige Militärgrenze. Ich wurde nämlich zur Mappierungsabteilung des Generalstabsmajors J. eingeteilt und war der einzige Hauptmann des Generalstabskorps in dieser Gruppe von Mappeuren. Die übrigen zehn Offiziere wurden teils dem militärgeographischen Institute entnommen, teils waren es absolvierte Kriegsschüler, also dem Generalstabe zugeteilte Offiziere, meist Leutnants und

Digitized by Google

Oberleutnants. Mein neuer Chef war ein alter Bekannter von Laibach her, wo er einige Zeit in der Operationskanzlei des III. Korps als Souschef fungiert und häufig meine Teegesellschaften besucht hatte. Das Verhältnis zu meinem Vorgesetzten war ein sehr angenehmes. J. gab mir als Hauptstation das freundliche Stabsstädtchen Karansebes der damaligen Romanen-Banater Militärgrenze. Der Ort war wohlhabend, und deshalb hoffte ich, eine anständige Wohnung zu finden, wo ich, mit meiner Familie wieder vereint, einem angenehmen Sommer entgegensehen durfte. In dieser Hinsicht täuschte ich mich gründlich. Trotz der Protektion des Regimentskommandanten gelang es mir nur, ein ganz kleines Häuschen in Miete zu bekommen. Da zu unserem Haushalt auch eine Gouvernante für Minetta gehörte, eine diskrete Person, die mir die Doyenne der Familie Arster-Gründorf, unsere neunzigjährige Tante Therese in Wien empfohlen hatte, mußten wir uns wahrlich sehr einschränken. Trotzdem ließ sich das Leben in dem kleinen Orte sehr fröhlich und abwechslungsvoll an.

Während der Vorarbeiten zu unseren Detailaufnahmen waren alle Offiziere der Mappierungsabteilung in Karansebes konzentriert, und da konnte es nicht ausbleiben, daß ich die ledigen Kameraden, zu welchen auch der Chef gehörte, gruppenweise zu Tische lud, wie es unserer alten Gastfreundschaft entsprach. Unter den jüngeren Offizieren zeichnete sich ein Oberleutnant M. durch vornehme Manieren und Eleganz der Erscheinung besonders vorteilhaft aus. Er war mir angenehm und wurde deshalb auch später noch, als wir bereits unsere Standquartiere bezogen hatten und M. nach dem Gewerksorte Ruszkberg hinausversetzt worden war, öfters zu uns geladen. Dies hatte noch einen weiteren Grund darin, daß er mein Nachbar im Mappierungsbezirke war. Unsere Sektionen, die je sechs Quadratmeilen umfaßten, stießen auf

Digitized by Google

der Pojana Ruszka zusammen und zogen sich bis über das Bistratal hinab. Wir mußten uns wegen der Arbeiten an der Sektionsgrenze häufig verständigen, wobei mein Nachbar stets die größte Zuvorkommenheit an den Tag legte und mir überhaupt mit vollendeter Kameradschaft begegnete, so daß ich ihn sehr lieb gewann und mich immer freute, wenn sich mir eine Gelegenheit darbot, ihm irgend eine Freundlichkeit erweisen zu können. M. wurde ein lieber Hausfreund.

Auch sonst unterhielten wir angenehme Beziehungen in Karansebes. Am Abend meiner Ankunft kam ich in den „Grünen Baum". Dort war ein großes, aber sehr niedriges Gastzimmer, durch eine rußende Lampe schlecht erleuchtet, in der Mitte ein länglich runder Tisch, dicht besetzt von einer Gesellschaft täglicher Gäste, die zum größten Teile aus Grenzer-Offizieren bestand. Im dichten Qualm des von den Rauchern selbst gepflanzten „Jungferntabaks" saß oben an der Tafelrunde ein behäbiger alter Herr mit sympathischen Gesichtszügen, der seine Schnurren erzählte und wahre Lachsalven hervorrief. Ich wollte mich zuerst an einen kleinen Extratisch setzen, als ich aber wahrnahm, wie lustig es an jenem Stammtisch zuging, trat ich an den Vorsitzenden heran, stellte mich vor und bat um die Erlaubnis, an der Tafelrunde Platz nehmen zu dürfen. Dies wurde mir in der liebenswürdigsten Weise gestattet. Ich hatte den Namen des lustigen Obmanns ebensowenig verstanden, wie er den meinigen, hörte ihm, der fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung bestritt, ein Weilchen zu, konnte mich aber dann nicht enthalten, den Wirt zu fragen, wer denn eigentlich dieser von Witz sprudelnde alte Herr sei.

„Ja," antwortete mir der Wirt, „sehen Sie, Herr Hauptmann, diesem Herrn Major verdanke ich mein Glück. Seitdem er täglich mein Stammgast ist, und auch vormittags zum sogenannten Frührapport an diesem Tische erscheint, ist kaum ein Platz bei mir zu finden, während früher alles leer war.

Digitized by Google

Dem Herrn Baron verdanken wir den Aufschwung des gesellschaftlichen Lebens. Während es früher in Karansebes zum Sterben langweilig war, ist es seit seiner Uebersiedlung von Temesvar hierher, ein Mittelpunkt für die ganze Umgebung geworden. Alle Gutsbesitzer kommen herein, um beim Herrn Major Rat zu holen, wenn es bei ihren Pferden nicht richtig ist. Kann er nicht helfen, dann kann es überhaupt niemand! Major Zech ist der beste Pferdekenner in ganz Ungarn!"

Nun wußte ich genug. Von Tante Therese kannte ich in großen Zügen den Stammbaum der Familie Arster. Bei ihr hörte ich die Namen all der zahlreichen Onkel und Tanten oft genug nennen, um sie mir ins Gedächtnis einzuprägen. Unter den vielen Verwandten, die im gesegneten Ungarlande lebten, wurden auch zwei Brüder, Freiherren Zech von Deybach, wiederholt genannt. Der ältere derselben, seinerzeit Rittmeister in der k. k. Armee, hatte durch hohe Protektion die sehr einträgliche Stelle eines königlichen Erbpostmeisters in Stuhlweißenburg erlangt und eine meiner Tanten geheiratet, während der jüngere, Ladislaus, gleichfalls pensionierter Rittmeister (mit Majorscharakter) in sehr dürftigen Verhältnissen Karansebes als Domizil wählen mußte, weil es dort zur Zeit der Grenzverwaltung lächerlich billig war. Ein Paar Hühner z. B. kosteten um jene Zeit dreißig Kreuzer, und eine Wohnung in einem Grenzerhäuschen bekam man schier umsonst! Laczi, so nannten wir ihn in der Familie, hatte sieben Kinder zu versorgen und war auf ein Drittel Gagebezug gesetzt, weil er in der Remontierungsperiode 1859, wo er dem Staate ganz ausgezeichnete Dienste geleistet, z. B. allein in Temesvár zwanzigtausend Pferde für die Armee assentiert hatte, von seinem Wachtmeister betrogen worden war und für den Gauner zahlen mußte.

Rasch eilte ich nochmals zum Präses der Tafelrunde und stellte mich diesmal sehr deutlich als Vetter Vilmos v. Grün-

Digitized by Google

dorf vor. Herzliche Umarmung vor der ganzen Gesellschaft, ein Plätzchen an der Tafelrunde neben dem hier zum erstenmal begrüßten Onkel, und meine Position in Karansebes war gemacht. Die allgemeine Liebe und Verehrung, deren sich der Onkel erfreute, wurde auch auf den Neffen übertragen, und ich kann wohl sagen, daß diese sechs Mappierungsmonate — von Mai bis November 1865 — zu den glücklichsten Zeiten meines Lebens gehört haben würden, wenn mir nicht ein Unglück zugestoßen wäre, von dem bald noch ausführlich die Rede sein wird.

Die Mappierungsarbeit bot sehr viel des Interessanten. Hier lernte ich zuerst das Freilagern im Hochgebirge kennen. Meine Triangulierungspyramiden standen auf der Pojana Ruszka, auf dem Muntje Mjk und auf dem Ohababerge. Gewöhnlich machte ich Expeditionen auf eine ganze Woche, wozu ich mit Zelten, Tragpferden und einer vier bis fünf Mann starken Begleitmannschaft ausgerüstet war. Auch zwei gute Jagdhunde, die mir ein pensionierter Major in Karansebes geschenkt hatte, gehörten zu meinem Hofstaate. Jeden Montag zog ich hinaus in die Urwälder der hohen Gebirge, die Karansebes umgeben, und erst Samstags kehrte ich wieder in mein Domizil zurück. Ich führte also ein wahres Nomadenleben, nährte mich von dem Wildbret, meist jungen Rehen, die mir die Hunde zutrieben, und von den Forellen, welche die Rumänen meiner Eskorte in den Gebirgsbächen fingen, während ich das Mappierungsbrett in der Hand und die Büchse am Rücken die einzelnen Bergrücken hinauf und herunter aufnahm. Hörte ich die Hunde, welche in den beiderseitigen Tälern ausgelassen wurden, verlauten, so eilte ich auf einen guten Wechselpunkt vor, ließ das alte Wild passieren und begnügte mich damit, ein Rehkitz zu erlegen, das dann von einer Ordonnanz an dem Nachtlagerplatz zum Braten vorbereitet wurde. Diesen hatte ich stets schon zeitlich morgens meinen Leuten bezeichnet. Wenn die Sonne im Zenithe stand,

Digitized by Google

begnügte ich mich mit einem Stückchen kalten Fleisches vom Vortage oder nahm gar nur etwas Schokolade zu mir, was besonders in den heißen Julitagen das Zuträglichste war. Die Hauptmahlzeit fand nach vollbrachtem Tagewerk, meist erst gegen halb neun Uhr abends statt.

Die jungen Rehe, die ich erlegt hatte, wurden von meinen Ordonnanzen, unter denen sich auch ein gelernter Fleischer befand, kunstgerecht zerlegt und dann entweder mit Speck, den ich nebst Tee, Kaffee und Zucker stets bei mir führte, auf einem hölzernen Spieß am offenen Feuer gebraten oder mit Zwiebeln zu einem trefflichen Pörkölt gedünstet. Dazu kam die Beute meiner Forellenfänger (zweier Zigeuner), etwas Schafkäse, Obst, Kaffee oder Tee. Mein Menu war delikat, aber leider sehr monoton. „Toujours chevreuil et toujours truites", das wurde mir auf die Länge so widerwärtig, daß ich nach der Mappierung noch lange Zeit weder die eine noch die andere dieser Delikatessen genießen konnte. Und wenn ich am Sonntag wieder zu Hause speiste, mochte ich mich an einem Stück Rinder- oder Schweinefleisch höchlichst delektieren.

Selbstverständlich hatte ich während der Nachtruhe nur ein loses Zelt, in welchem einige Kotzen ausgebreitet wurden, auf denen ich à la turque sitzend die wohlverdiente Abendmahlzeit vertilgte. Hie und da ging es wohl auch ganz vortrefflich, wenn ich z. B. in der Nähe eines Edelhofes arbeitete, wo man mich dann regelmäßig zu Gast lud. So fand ich namentlich im Westen von Karansebes einen charmanten Gutsbesitzer in Delynieſt, dessen Herrenhaus mir zum Dorado wurde. Herr v. Mangiarli, das war der Name dieses gastfreundlichen Edelmannes griechischer Herkunft, bot mir stets Ressourcen für meine Arbeiten in dem zerklüfteten Berglande, wo es weniger Wild und nur wallachische Dörfer gab, in denen außer Schnaps absolut nichts zu bekommen war. Mangiarli, ein reicher Patrizier, dessen Familie einst in

Digitized by Google

Wien eine Rolle gespielt hatte, zog sich auf diesen einsamen unter Rumänen liegenden Edelsitz zurück, weil er in zweiter Ehe die Gouvernante seiner beiden Kinder geheiratet und sich deshalb mit seiner in Wien lebenden Mutter entzweit hatte. Er ließ in Delynest ein sehr geschmackvolles Schlößchen bauen, residierte nun mit seiner geistreichen, nebenbei sehr hübschen zweiten Frau in jenem Winkel der Erde und kümmerte sich wenig um die böse Welt, die ihm so viel Verdruß bereitet hatte. Und doch war es dem hochgebildeten Paare ein Bedürfnis, ab und zu sich in guter Gesellschaft zu bewegen. Kaum etwas konnte den Mangiarlis willkommener sein als der Besuch der Offiziere, die sich auf Mappierung befanden. Delynest wurde unser ebenso gastlicher als vornehmer Rendezvousplatz. Als Revanche arrangierten wir dann einige Kränzchen zu Karansebes im „Grünen Baum", jenem sehr guten Gasthofe, wo der Vetter von Deybach den Vorsitz an der Tafelrunde führte. Da Delynest in meinem Rayon lag, war ich der Vermittler der Bekanntschaften, führte Major J. und auch Oberleutnant M. bei Mangiarlis ein und sorgte dafür, daß allerlei Sport getrieben wurde. Meine Frau war eine gute Reiterin, Onkel Zech-Deybach besorgte entsprechende Damenpferde. Da auch Frau Mangiarli der edlen Reitkunst huldigte und wir Generalstäbler eo ipso Reiter waren, so wurden recht angenehme Kavalkaden veranstaltet. Nicht minder schön waren die Tage von Ruszkberg, wo wir im gastlichen Hause des damaligen Direktors der Kronstädter Bergbaugesellschaft, Herrn Ströbl, die freundlichste Aufnahme fanden. Herr Ströbl, ein geborener Bayer, schien zwar etwas präpotent, weil er in sehr jungen Jahren zu einem so einträglichen Posten gelangt war, im ganzen ließ es sich aber sehr gut mit ihm und noch besser mit seiner geistreichen Schwester Henriette, der späteren Generalin von Rusiczicz, plaudern, die als Hausfrau löblich waltete.

Digitized by Google

Mein Mappierungsnachbar, der mehrerwähnte Oberleutnant M., hatte seine Station in Ruszkberg, wohnte aber nicht beim Direktor. Als ich später meinen an Ruszkberg angrenzenden Teil auszuarbeiten hatte, lud Ströbl meine Frau und mich dringend ein, in seiner geräumigen Amtswohnung abzusteigen. Die Einladung lautete auch für meine Frau, weil sie mit Fräulein Henriette sehr gut harmonierte.

Als wir nun in Ruszkberg zu Gaste waren — es fiel dies schon in den Monat September hinein — arbeitete ich wie gewöhnlich unabläßig im Terrain und war nicht wenig erstaunt, bei meiner Heimkunft aus den Hochwäldern, den Kameraden M. schon „à quatre épingles" bei den Damen zu finden. Ich konnte mein Befremden darüber nicht unterdrücken und erfuhr von Fräulein Henriette, daß M. überhaupt nicht hinausgehe, sondern meist in der Gesellschaft der Damen verweile. Nun war es mir auch klar, weshalb er mit seinen Arbeiten so sehr im Rückstande blieb, daß ich im Anschlußblatte leere Stellen statt der Terrainaufnahme fand. Unser Chef, der Fräulein Henriette hofierte, hatte das nicht bemerkt, oder vielmehr nicht sehen wollen. Hierfür war vielleicht ein besonderer Grund vorhanden: J. hatte schon in dem vorangegangenen Jahre mit M. wegen dessen mangelhaften Arbeiten einen Konflikt in Arad gehabt, der zu einer für den Major fatalen Situation führte, indem er von seinem Untergebenen M. zum Duell herausgefordert wurde, und nur durch einen sonderbaren Rückzug dieser Herausforderung die Spitze abbrechen konnte. J. fühlte also keine Lust, mit M. nochmals anzubinden und ließ ihn daher machen, was er wollte, richtig gesagt, er ließ ihn weiter schwindeln.

Noch wußte ich nicht, ob es Fräulein Henriette oder wohl gar meine gern ein wenig kokettierende Frau war, die den jüngeren Kameraden von der Erfüllung seiner Dienstpflicht in so bedenklicher Weise abhielt. Immerhin hatte ich Veran-

Digitized by Google

lassung, scharf zu beobachten, und was ich nun zu meiner Bestürzung bemerken mußte, genügte, um den weiteren Verkehr des galanten Offiziers in meinem Hause einzustellen.

Der geeignete Moment war hierzu durch die Uebersiedlung der ganzen Mappierungsabteilung von Karansebes nach Temesvár gegeben. In unserer Winterstation angelangt, sorgte ich für eine recht behagliche Wohnung am Prinz Eugen-Platze, wo auch eine alte Bekannte, Frau v. Janicsáry, den ersten Stock bewohnte, und gab allen meinen Kameraden deutlich zu verstehen, daß die Ursache, weshalb ich ihnen in Karansebes mein gastliches Haus geöffnet hatte, nämlich der Mangel einer anderen Ressource, in der Stadt Temesvár, welche ihrer Lustbarkeiten wegen „Klein-Wien" benannt wird, wegfalle. Alle hatten mich verstanden, nur M. wollte nicht begreifen und nötigte mich durch die Fortsetzung seiner unerbetenen Besuche, ihm unter vier Augen zu sagen, daß ich die Art und Weise, wie er meiner Frau seine Verehrung bezeige, nicht am Platze finde und ich ihn deshalb ersuchen müsse, seine Aufmerksamkeiten einzustellen. Selbstverständlich war er peinlich berührt von diesem Winke mit dem Zaunpfahle, nahm ihn aber als das hin, was es war, als den Willen des Hausherrn und blieb weg. Nachdem er sich eine Zeitlang, wie mir schien, genau nach meinem Wunsche gehalten hatte und sich im übrigen korrekt benahm, glaubte ich keine Ursache mehr zu haben, ihn ferne zu halten und lud ihn in der Weihnachtszeit zum Christbaum, den wir recht gemütlich arrangierten. M. verhielt sich an diesem Abend durchaus gentlemanlike, und da sich auch bei meiner Frau nicht die Spur einer Bewegung zeigte, so nahm der Verkehr wieder die früheren ungezwungenen Formen an.

Ein- bis zweimal im Monat arrangierte ich Whistpartien in unserem kleinen Home, wo J. regelmäßig, ab und zu auch andere Offiziere zu Gast waren. Ferner hatten wir eine

Digitized by Google

Loge im Theater und besuchten die Elitebälle. Bei letzteren bot sich der erwünschte Anlaß, meiner Frau eine besondere Freude zu bereiten. Aus Hamburg hatte ich ihr einen prachtvollen Kleiderstoff, schwere moirée antique, mitgebracht. Es hatte sich aber noch keine Gelegenheit zur Verwendung gefunden, und so mußte — zu ihrem großen Schmerze, sie war sehr putzsüchtig — der Stoff liegen bleiben.

Als ich nun in Temesvár hörte, daß der damals noch sehr reiche Banater Adel gegen Ostern ein glänzendes Ballfest in der Redoute veranstalten würde, nahm ich den Stoff heimlich aus der Truhe, in der er verwahrt war, und übergab ihn dem ersten Damenschneider mit dem Auftrage, eine Prachtrobe für meine Frau zum Magnatenballe anzufertigen. Das Maß hatte er von einer andern Arbeit her, die er für Marie gemacht. So gelang es mir, meine Frau mit dem fertigen Kleide vollkommen zu überraschen. Ich war etwas unwohl, als der Schneider mit seinem Meisterwerke erschien, lag zu Bette und konnte nur aus dem Nebenzimmer die Freude beobachten, die ich mit dieser Ueberraschung hervorrief. Kaum saß auf der schlanken Taille wie angegossen das Kleid, als seine überglückliche Trägerin in mein Schlafzimmer hereinkam, mich umarmte und küßte, als ob weiß Gott welches Glück eingezogen wäre. Mir selbst gewährte es eine ungemeine Befriedigung, daß die Ueberraschung so vollkommen gelungen war, und so lagen wir uns minutenlange in den Armen. Schon lange war sie mit ihren Zärtlichkeiten sehr sparsam gewesen, von diesem Moment an verließ Marie aber kaum mehr mein Bett, las mir aus militärischen Büchern vor und war von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit. Ich glaubte mich in die Honigmonate unserer Ehe zurückversetzt.

In diese Stimmung fiel das Osterfest herein, Mangiarlis gaben uns Nachricht aus Delynieſt, daß sie die Ostertage mit uns in Temesvár verbringen wollten. Am Karsamstag war

Digitized by Google

es, als Herr und Frau Mangiarli, die im Hotel zum Hirschen abzusteigen pflegten, bei uns Besuch machten, mich aber noch leidend antrafen. Die Damen verabredeten, dem Osterhochamte in der Domkirche beizuwohnen, und Marie sollte Frau Mangiarli im Hotel abholen. Sie konnte dem Wunsche nicht widerstehen, die Prachtrobe für die Kirche anzulegen, und trotz meiner Bemerkung, daß ich das ganz unpassend finde, machte sie sich in diesem Pompe auf den Weg. Und nun ereignete sich etwas Unfaßbares, was mich — als ich es erfuhr — wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf.

Zunächst erzähle ich, was mir berichtet wurde. Ich selbst mußte leider die Fortsetzung, die sich an meinem Bett abspielte, erleben. In dem Moment, wo Marie den Hauptplatz überschritt, stürzte der Oberleutnant M. auf sie los, als ob er ihr Leben bedrohen wolle. Die Unglückliche floh zu Mangiarlis ins Hotel, er eilte ihr nach. Im Hotel machte der des Verstandes völlig beraubte, von Eifersucht gefolterte Liebhaber ihr in Gegenwart der Mangiarlis eine Szene, die erst durch das energische Dazwischentreten des Ehepaares einen gewaltsamen Abschluß fand. Wie sie mir bei einer späteren Begegnung berichteten, ist Marie ins Hotelzimmer geflohen und dort vor den Freunden ohnmächtig zusammengebrochen. Bevor sie noch sprechen konnte, riß auch schon M. die Türe auf, um einem Wüterich gleich sich auf sein Opfer zu werfen und es mit Beschimpfungen aller Art zu überschütten. Unter anderem soll er ihr zugerufen haben: „Elende Kokette, glaubst wohl wieder in die Arme deines Gemahls zurückkehren zu können, als ob nichts vorgegangen wäre! Da hast du dich aber gründlich getäuscht, du bist unmöglich für ihn geworden und mußt fortan mir angehören! Mich wirst du nicht betrügen, dafür soll gesorgt sein!“

Der Oberleutnant hatte mich nämlich, ohne daß ich es ahnte, fortgesetzt mit meiner Frau betrogen. Durch die ange-

Digitized by Google

nehme Ueberraschung mit dem Kleide hatte sie sich aber plötzlich bewogen gefühlt, sich mir zuzuwenden. Dazu hatte sie noch einen weit wichtigeren Beweggrund, von dem später die Rede sein wird. Als er sie nun in diesem prachtvollen Kleid, dessen Vorgeschichte er kannte, erblickt hatte, verlor er alle Besinnung und ließ sich von seinem leidenschaftlichen Temperamente zu der geschilderten Szene hinreißen.

Nachdem Herr von Mangiarli den frechen Eindringling zur Türe hinausgewiesen hatte, ließ er sich von der Beschimpften dazu bewegen, sie am Arme zu unserer Wohnung zu begleiten, ohne jedoch einzutreten und mir den Tatbestand zu berichten.

Ich hatte mich an diesem Ostersonntage etwas besser gefühlt und glaubte meiner Frau eine freudige Ueberraschung bereiten zu können, indem ich das Bett verließ, mich auf die Chaiselongue setzte und ihre Rückkunft aus der Kirche im Salon abwartete. Da plötzlich stürzt Marie leichenblaß, am ganzen Körper zitternd, zur Türe herein, wirft sich mir zu Füßen und ruft mir zu:

„Alles ist verloren, ich muß augenblicklich dein Haus verlassen, das ich entehrt habe."

Im ersten Moment, kaum meiner Sinne mächtig, wußte ich nicht, was das bedeuten solle. Ich konnte nur annehmen, meine Frau sei plötzlich wahnsinnig geworden. Aber nur zu bald sollte mir die entsetzliche Wahrheit ihrer Worte klar vor die Seele treten: denn kaum hatte ich mich vom Ruhelager erhoben, als ich Lärm im Vorzimmer hörte, und trotz des Dazwischentretens meines Dieners und der alten Köchin Oberleutnant M. in den Salon hereindrang und die Worte ausstieß:

„Da ist ja die Elende, welche zuerst dich betrogen hat und nun auch mich unglücklich machen will."

Ich hatte nur noch Kraft genug, ihm das Wort „Schuft"

Digitized by Google

zuzurufen, dann fiel ich bewußtlos in die Chaiselongue zurück. Als ich wieder zu mir kam, war es spät nachmittag geworden. Die alte Gouvernante und Minetta standen an meinem Lager, und nachdem das unglückliche Kind, das sich herzinniglich an meine Brust preßte, entfernt war, sendete ich meinen Diener zum Major J. mit dem Ersuchen, sich unverweilt zu mir begeben zu wollen. Kurz darauf erschien er in Begleitung des Generalstabschefs, des Festungsgouverneurs von Temesvár, Generalstabsmajor v. B., eines mir wenig sympathischen Kameraden, der mir aber in diesem Moment doch willkommen war, weil sich hierdurch gleich die Möglichkeit bot, die Disposition für das unvermeidlich gewordene Duell zu verabreden. Die beiden Stabsoffiziere verlangten keine näheren Aufklärungen und verpflichteten sich auf mein Ersuchen hin, ungesäumt die nötigen Schritte zu tun, damit der Zweikampf des anderen Tages mit dem Morgengrauen auf Pistolen stattfinden könne. Es war Abend, als mich meine Zeugen verließen, und so hatte ich noch eine ganze Nacht zu durchwachen!

Während ich nun meine letztwilligen Anordnungen für alle Fälle traf, meinen Eltern schrieb und wegen Minettas Zukunft die nötigen Vollmachten für meinen guten Vater ausstellte, trat die alte Gouvernante aus ihrem Kabinett zu mir herein. Sie hatte ein Paket Briefe in der Hand und sagte unter fortwährendem Schluchzen ungefähr folgendes:

„Schon in Karansebes habe ich die Wahrnehmung machen müssen, daß zwischen Oberleutnant M. und der Frau Gemahlin ein bedenkliches Verhältnis bestand; ich wagte es aber nicht, ein Wort darüber zu sprechen. Hier, in Temesvár, wurden diese Beziehungen hinter Ihrem Rücken fortgesetzt, und ich war wiederholt nahe daran, Ihnen, Herr Hauptmann, Mitteilung von den Vorgängen zu machen. Da es mir aber bekannt ist, was die Folge einer solchen Eröffnung gewesen wäre, so beschwor ich die Gnädige, von

Digitized by Google

diesem schlechten Menschen abzulassen. Einige Beruhigung hatte ich wieder gewonnen, als die gnädige Frau während Ihrer Krankheit einen entschiedenen Absagebrief an M. schrieb. Nun ist das Unglück aber doch hereingebrochen, und jetzt halte ich es für meine Gewissenspflicht, wenigstens das Aeußerste zu verhüten, Ihr Leben und damit das Seelenheil Ihres Kindes zu retten. Ich weiß, daß Herr Hauptmann nach allem, was vorgefallen ist, sich mit diesem Schurken schlagen werden. Das darf aber nicht geschehen! Lesen Sie gütigst diese Briefe, die ich in einem Schlafrocke der Gnädigen gefunden habe, und Sie werden sich überzeugen, daß ein Duell mit einem solchen Gegner ganz unmöglich ist."

Ich wollte die Briefe samt diesen Andeutungen zurückweisen, aber das Fräulein flehte mich mit aufgehobenen Händen an, ich möchte nur eine einzige Stelle aus diesen Briefen lesen; sie würde mir zeigen, daß M. bereits einen Meuchelmord gegen mich geplant hatte. Der wohldurchdachte Anschlag ihres Galans habe meine Frau aber derart empört, daß sie daraufhin mit ihm brechen wollte.

Trotz des Ekels, den ich empfand, konnte ich doch diese Mitteilung nicht ignorieren. Mit Widerwillen ließ ich mir die Stelle vorlesen, die ungefähr wie folgt lautete:

„Ich bin entschlossen, das Hindernis unserer Verbindung aus der Welt zu schaffen. Bei der nächsten Jagd im Temesvárer Forste werde ich sein Nachbar sein und von ungefähr einen Fehlschuß tun, der aber sicher treffen soll!"

Diesen Vorschlag soll meine Gattin nach Versicherung des Fräuleins dahin beantwortet haben, daß sie einem Mörder niemals ihre Hand reichen könnte. Sie soll auch die Verwerflichkeit dieses Menschen erkannt und beschlossen haben, ihn nie mehr vor ihre Augen kommen zu lassen. Nun verstand ich auch ihre völlige Rückkehr während meiner Krankheit; sie war so besser verständlich, als durch ihre Freude über die Robe,

Digitized by Google

die zu jenem Entschlusse hinzukam und meine Frau darin bestärkte. Ungefähr zur selben Zeit war es gewesen, daß ich ihr die schöne Toilette präsentierte, und die hatte ohne Zweifel auch Eindruck gemacht. Marie erkannte nun, daß es nicht Eigensinn von mir gewesen war, wenn ich es früher verweigert hatte, den kostbaren Stoff zu einer Prachtrobe zu gestalten, wie sie es in ihrer Verschwendungsmanie gewünscht hatte. M. wußte aber um diesen Zankapfel und glaubte nun, als er meine Frau am Ostersonntag in dieser Toilette erblickte, den ganzen Zusammenhang mit ihrer Abkühlung zu erfassen, wenn er annahm, daß ich meine Frau durch die Befriedigung dieses Wunsches zurückgewonnen habe! Wie kleinlich dachte er von ihr! Es waren doch ganz andere Motive, die viel näher lagen. Mußte denn eine, wenn auch grenzenlos eitle und putzsüchtige Frau, so schlecht sein, daß sie ein Mordprojekt gegen ihren Gatten und den Vater ihres Kindes ohne Abscheu hinnehmen konnte?

Begreiflicherweise machte die obige Stelle in einem der zehn Briefe, von welchen der kürzeste acht Seiten lang war, einen tiefen Eindruck auf mich. Es hätte der Aeußerung des Fräuleins Clementine, daß M. beim Pistolenduell früher schießen werde, als es erlaubt sei, nicht bedurft, um mich mit Verachtung eines solchen Gegners zu erfüllen.

Die Gouvernante erzählte mir noch, was ihr das Kind anvertraut habe, als es die Gefahr instinktiv ahnte, die über ihres Vaters Haupte schwebte. Sie bat mich, um des Himmelswillen, das arme Wesen nicht der Gefahr auszusetzen, ein Scheusal wie M. es sei, zum Stiefvater zu bekommen, falls der Ausgang des Duells für mich verhängnisvoll werden sollte. Ich wollte mich überzeugen, ob das liebe Kind wirklich so innig zu mir hielte wie Fräulein Clementine mir versicherte, ließ den sechseinhalbjährigen Blondkopf hereinbringen und war tief ergriffen von dem, was sich nun

Digitized by Google

zutrug. Minetta fiel mir in Tränen um den Hals, bedeckte mich mit unzähligen Küssen und hielt mich lange krampfhaft umschlungen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Erst nach längerer Zeit und nachdem ich ihr mit möglichster Schonung auseinandergesetzt hatte, daß Mama auf eine weite Reise fortgegangen sei, konnte ich mit halberstickter Stimme die Frage an das Kind stellen, ob es bei mir bleiben oder der Mama nachfolgen wolle? Ihre Antwort lag in einer neuen Umarmung, wobei sie mir Mund und Hände mit Küssen bedeckte und sich noch enger an mich anschmiegte. Um ganz sicher zu sein, daß ich mich nicht täusche, frug ich noch: „Aber Minetta, wie kommt es nur, daß du dich jetzt so sehr zu mir hingezogen fühlst, du warst früher doch kühl gegen mich und hingst nur an deiner Mama?“ Darauf antwortete mir das liebe Mädchen: „Du warst immer so streng mit mir, lieber Papa, während mir Mama alle meine Wünsche sofort erfüllte; ich sehe aber doch ein, daß du es besser mit mir gemeint hast, und daß Mama mir nur deshalb alles angehen ließ, damit ich nichts von dem ausplaudere, was sie getan hat.“

Solche Worte aus dem Munde eines Kindes! Es lief mir ein kalter Schauer über den Rücken, und mein erster Gedanke war: du darfst dieses kleine, reizende Wesen unter keiner Bedingung der Mutter ausliefern, noch weniger aber der Möglichkeit Raum geben, daß sie nach deinem Tode das Hindernis bei einer Verbindung mit ihrem bösen Geist werde und am Ende wohl gar aus der Welt geschafft werden könnte, wie es M. mit mir beabsichtigt hatte.

Nachdem das arme Kind beruhigt und zu Bette gebracht war, schloß ich mich in mein Zimmer ein und ging mit mir zu Rate, was nun zu tun sei. Die Herausforderung zurückziehen, wäre wohl das einfachste und richtigste gewesen, das war aber mitten in der Nacht nicht möglich! Und was dann? Ueber diesem Dahinbrüten wurde es langsam Morgen, und mit dem

Digitized by Google

ersten Grauen durfte ich die Ankunft meiner beiden Sekundanten erwarten, denen ich jedenfalls Mitteilung von dem Zwischenfall machen wollte, um sie zur äußersten Vorsicht aufzufordern.

Es wurde fünf, es wurde sechs Uhr, ohne daß die beiden erwarteten Kameraden erschienen, endlich war es mir des Wartens zu lange und ich entschloß mich, den Major J. der ganz nahe wohnte, aufzusuchen, um mich aus der unhaltbaren Situation zu befreien.

Welche Ueberraschung ich nun erst erfahren mußte, soll gleich berichtet werden. Major J. lag im tiefsten Schlafe, als ob nichts vorgefallen wäre, und hatte seinem Diener keinerlei Auftrag erteilt, ihn zeitlich zu wecken! Das war toll genug, um mich in eine wahre Wut zu versetzen. Ich rüttelte ihn unsanft aus dem Schlafe und stellte ihn förmlich zur Rede wegen dieser grenzenlosen Nachlässigkeit. Zu schlafen, wo er handeln sollte! Ich war wirklich nahe daran, den Verstand zu verlieren. J.'s Antwort lautete, daß er abends, nachdem er mit Major B. von mir weggegangen war, beim Kommandierenden: Feldzeugmeister Baron Steininger — demselben General, der im Jahre 1854 mein Brigadier im Aufmarsche gegen Rußland war — zur Whistpartie gewesen sei und diese Gelegenheit benützt habe, um den ganzen Vorfall zur Kenntnis des hohen Herrn zu bringen. Dieser habe sich dahin ausgesprochen, daß ein Duell mit Oberleutnant M. unstatthaft sei, da er sich wegen eines anderen Vergehens — gewaltsamen Eindringens in das Garnisonstockhaus und Züchtigung seines dort eingesperrten Dieners — in gerichtlicher Untersuchung befinde. Steininger äußerte sich dahin, daß sich M. zunächst von diesem Makel rein waschen müsse, erst dann dürfe sich ein so ausgezeichneter Offizier, wie es Hauptmann v. Gründorf sei, ritterlich mit ihm schlagen.

Digitized by Google

Anstatt nun sofort, in der Nacht noch zu mir zu eilen und mich von diesem Ausspruch des kommandierenden Generals zu verständigen, legte sich J. ruhig nach der Whistpartie zu Bette und ließ mich qualvolle Stunden durchwachen, ohne irgend eine Verfügung getroffen zu haben. Daß mich eine so grenzenlose Indolenz empören mußte, wird jedermann klar sein, der sich in meine damalige Lage zu versetzen vermag. Von einer Nervenkrankheit kaum so weit erholt, daß ich mich wieder auf den Beinen halten konnte, durch die fürchterlichen Seelenkämpfe der überstandenen Nacht um das bißchen physischer Kraft gebracht, das noch in mir wohnte, mußte ich angesichts der unverantwortlichen Handlungsweise meines langjährigen Freundes J. zusammenbrechen. Es ist begreiflich, daß mich nun ein Widerwille vor solcher Kameradschaft erfaßte, und daß ich ihm momentan den gebührenden Ausdruck gab.

Am Schreibtische im Schlafzimmer meines Chefs lag zufällig ein Bogen Papier. Ich setzte mich hin und schrieb in wenigen Worten meine Quittierung ohne Beibehalt des Militärcharakters nieder, wie man damals diese radikalste Art des Austrittes aus dem Heeresverbande nannte, was Abschied mit Verzicht auf den Hauptmannstitel bedeutete.

J. hatte sich mittlerweile doch aus den Decken herausgemacht und war ganz konsterniert, als ich ihm das bereits unterfertigte Abschiedsgesuch mit den Worten überreichte:

„Adieu! Für eine solche Kameradschaft danke ich!"

Seine Bemühungen, mich zu beschwichtigen und zurückzuhalten, waren vergeblich. Ich entfernte mich rasch, begab mich in meine Wohnung und beruhigte zunächst das ältliche Fräulein Clementine, das in Selbstvorwürfen wegen ihrer Mitwissenschaft von allem, was hinter meinem Rücken vorgegangen war, die ganze Nacht hindurch bitterlich geweint hatte. Ich eröffnete ihr ganz kurz, daß der von ihr so

Digitized by Google

sehr gefürchtete Zweikampf zunächst nicht stattfinden werde.

Minetta, welche ahnte, daß eine große Gefahr über ihr und mir schwebte, flog mir in die Arme und wollte sich gar nicht mehr von mir trennen, damit mich nur ja kein Ungemach treffe. Sie wurde mein Schutzengel! Denn in diesem Moment war mir die übrige Welt völlig gleichgültig geworden. Nur die Verehrung für meine Eltern und die Liebe für mein Kind konnten mich vor dem äußersten zurückhalten!

Sie verlieh mir auch den Mut, mir eine neue Position zu erringen. Zunächst dachte ich daran, bei Herrn Mangiarli als Gutsverwalter einzutreten oder mich der Forstwirtschaft zu widmen. Für diese beiden Berufszweige hatte ich von Jugend auf viel Neigung. Hatte ich doch schon im Jahre 1859 meine militärische Karriere aufgeben und mir ein kleines Gut bei Marburg kaufen wollen. Von Gutkaufen konnte jetzt wohl nicht mehr die Rede sein, da ich kein eigenes Vermögen besaß und die vierzigtausend Gulden, welche meine Frau noch von ihrer Mutter geerbt hatte, nach der Katastrophe nicht mehr zu meiner Disposition standen. Allerdings waren sie mir von der Schwiegermama mit den Worten übergeben worden: „Dir, Wilhelm, vertraue ich das Vermögen an, welches einst das Erbe Minettas werden soll; meine Tochter ist eine Verschwenderin und würde es bald vergeuden!“ Die gute Schwiegermutter, wohl der besten eine, hatte geahnt, was kommen konnte!

Man sagt, daß Frauen selbst in kritischen Momenten, in Feuer- und Wassergefahr, ihren Schmuck und ihre sonstigen irdischen Güter nicht leicht vergessen. Auch meine gewesene Gattin fand noch Zeit, in den wenigen Minuten, die sie nach der Katastrophe, vor ihrer Abreise nach Wien, in meinem Hause weilen durfte, alle Wertgegenstände an sich zu nehmen. Selbst den Depotschein der Nationalbank, wo ich vierzigtausend Gulden in Eskompteaktien hinterlegt hatte, vergaß

Digitized by Google

sie nicht. Er war verschwunden, als ich nach unserer Trennung darnach suchte, um die Kupons abtrennen zu lassen. Da er aber auf meinen Namen, als Hinterleger der Wertpapiere, lautete, konnte meine Frau die Papiere nicht beheben. So blieb dieser Teil des Vermögens für Minetta gesichert, welche tatsächlich von ihrer Großmama mündlich zur Erbin eingesetzt worden war.

Gleich nach meiner Rückkehr von J. hatte ich meinem Diener die Weisung erteilt, niemanden vorzulassen und schloß mich in mein Zimmer ein, um an Herrn Mangiarli zu schreiben, der nach dem peinlichen Vorfall nach Delyneſt heimgereist war.

Es mochte Mittag gewesen sein, als mein Diener pochte und mir die Meldung erstattete, daß der Herr Oberst des in Temesvár garnisonierenden Infanterieregimentes mich dringend zu sprechen wünsche. Ich fragte Johann, ob er wohl dem Oberst gemeldet habe, daß ich für niemanden zu Hause sei. Er bejahte es und fügte hinzu, der Herr Oberst habe gesagt, er müsse mich trotzdem in einer wichtigen Angelegenheit ungesäumt sprechen. Darauf ging ich selbst ins Vorzimmer, bat den Oberst, näherzutreten, drückte aber nichtsdestoweniger mein Befremden über den unerwarteten Besuch aus, worauf mir Baron Gammera ungefähr Folgendes sagte:

„Lieber Kamerad, ich habe mich in deiner Angelegenheit, die mir seit gestern bekannt ist, bisher beobachtend verhalten. Da ich aber soeben erfuhr, daß du deine Quittierung eingereicht hast, fühle ich mich als ältester Stabsoffizier der Garnison verpflichtet, dich auf die schiefe Position aufmerksam zu machen, in welche du durch diesen Schritt gelangt bist. Ich tue diese meine Pflicht aus einem zweifachen Grunde. Erstens sind alle Sympathien meines Regiments auf deiner Seite und zweitens ist das Benehmen der zwei Herrn vom

Digitized by Google

Generalstabe, namentlich deines Chefs, ein so unkameradschaftliches, daß die Offiziere des Regimentes darüber empört sind und meine Intervention wünschen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die ganze Angelegenheit in die Hand zu nehmen, dem Chef des Generalstabskorps, Baron Henikstein, mit welchem ich persönlich befreundet bin, einen ausführlichen Brief über die ganze Situation zu schreiben und das Verhalten der beiden Stabsoffiziere, deiner Sekundanten, in das richtige Licht zu stellen. Von dir, lieber Gründorf, der du mir wegen deiner Auszeichnungen vor dem Feinde schon längst bekannt bist und dessen dermalige Lage mir die wärmste Teilnahme einflößt, verlange ich nur Eines, das mußt du aber sofort konzedieren. Du mußt mich ermächtigen, in deinem Namen das Quittierungsgesuch von Major J. zurückzufordern!"

Meine Weigerung, dies sofort zu tun, nahm der vornehm denkende Mann nicht übel, wie es andere vielleicht getan haben würden. Er bemühte sich vielmehr, mir klar auseinanderzusetzen, daß selbst meine besten Freunde durch diesen übereilten Schritt gehindert seien, sich für die gerechte Sache einzusetzen, weil mit meinem Ausscheiden ohne Offizierscharakter jede Berechtigung für sie aufhöre, in dieser Angelegenheit zu intervenieren. Ich sah ein, daß der Oberst vollkommen recht hatte und es nur Wasser auf die Mühle meiner Gegner treiben hieße, wenn ich bei meinem Entschlusse im strikteſten Sinne bleiben wollte. Es war mir alsbald klar, daß ich den Offizierscharakter beibehalten müsse, um jeder Mißdeutung den Boden zu nehmen, und deshalb ermächtigte ich schließlich den Obersten Baron Gammera, das von mir dem Major J. übergebene Abschiedsgesuch zurückzuziehen und es durch ein anderes zu ersetzen, in welchem ich meinen Austritt aus der Armee mit Beibehaltung des Hauptmannscharakters anzeigte.

Digitized by Google

Gammera verließ mich gegen zwei Uhr, sichtlich befriedigt darüber, daß ich mich seinem Ratschlage gefügt hatte, und begab sich direkt zu J., um energisch zu handeln. Abends kam Gammera nochmals und brachte mir die Nachricht, daß J. das Quittierungsgesuch schon mit dem Mittagszuge nach Wien abgesandt habe und sprach sich über diese Eilfertigkeit des Majors in der abfälligsten Weise aus. Nichtsdestoweniger war Gammera fest entschlossen, meine Sache weiter zu vertreten und ersuchte mich, reisefertig zu bleiben, um auf ein Telegramm, welches er über sein Schreiben an Henikstein erwartete, sofort zum Chef des Generalstabskorps zu fahren.

Am zweiten Tage darauf wurde ich telegraphisch nach Wien berufen, um meine Angelegenheit persönlich Sr. Exzellenz dem Korpschef vorzutragen.

Eine verhängnisvolle Säbelaffäre in Wien und ihre Folgen 1866.

Audienz beim Chef des Generalstabskorps F. M. L. Henikstein — Der Bescheid des Ehrenrats — Ich suche mir Sekundanten — M. rempelt mich an — Die Säbelaffäre — Man ergreift Partei gegen mich — Im Spital — Auf der Beobachtungsabteilung — Seelenqualen — Ich beschreibe den ganzen Hergang in einem Memorandum — Kurgebrauch in Baden — Meine Situation — Gablenz' Interventionsversuch — Das Wiedersehen mit Maria Geistinger — Graf Chorinsky — Das Telegramm von Nachod — Ein Wespennest — Liebesbedürftige Strohwitwen — Der blaue Bogen — Par ordre du Mufti — Das Kriegsgericht in Wien — Die Verhandlung und das Urteil — Fehler bei der Urteilsverkündigung — Onkel Wiedemann interveniert vergebens.

Mein teures Kind bei Fräulein Clementine gut versorgt wissend, reiste ich mit dem Nachtzuge von Temesvár ab, telegraphierte aber vorher noch meinem Papa nach Graz, er möge die Güte haben, ungesäumt nach Wien zu kommen und langte

Digitized by Google

dort beinahe gleichzeitig mit meinem edlen Berater an. Auf der alten Brandstätte in einem kleinen Hotel neben der Stefanskirche, trafen Vater und Sohn in diesem kritischen Momente zusammen. Bruder Adolf, der damals als Leutnant beim 67. Infanterieregimente (Jellacic) in Wien stand, wurde durch einen Dienstmann ins Hotel gerufen. Nun wurde eine kurze Beratung gehalten, nach welcher ich zum Chef des Korps ins Kriegsgebäude hinüberfuhr, um meine gefährdete Position zu verteidigen. Adolf blieb im Wagen, während ich mich zu Henikstein in den vierten Stock des Kriegsgebäudes begab. Der Chef des Generalstabes empfing mich sofort in wohlwollender Weise und sagte, ohne eine Aufklärung von mir zu fordern:

„Oberst Baron Gammera hat mir den Vorfall in Temesvár eingehend beschrieben. Ich finde das Verhalten Ihres Mappierungschefs J. und des Lokalgeneralstabschefs von Temesvár v. B. ganz unbegreiflich: Letzteren habe ich auf Gammeras Brief hin telegraphisch hieher berufen. Sobald er eintrifft, wird ein Ehrenrat aus den ältesten Stabsoffizieren des Generalstabes zusammentreten und über Ihre Angelegenheit Beschluß fassen. Ich hoffe und wünsche, daß er Sie in die Lage versetzen wird, auch fernerhin im Generalstabskorps bleiben zu können, dem Sie mit Auszeichnung angehören. Das Quittierungsgesuch betrachte ich als eine Uebereilung und werde darauf nicht reflektieren. Warten Sie also ruhig den Beschluß des Ehrenrates ab."

Von dieser Audienz beim Chef des Generalstabes begab ich mich ins Hotel zurück, wo mein Vater in Ungeduld auf das Ergebnis wartete. Es wurden nun in Gegenwart meines Bruders Adolf alle Eventualitäten erwogen und der Bescheid des Ehrenrates abgewartet.

Im Laufe des Nachmittags mußte mein Bruder wieder seinen Dienst antreten, brachte uns aber doch noch in später

Digitized by Google

Abendstunde die Nachricht, daß er von Bekannten erfahren habe, Marie sei ganz nahe, sozusagen nebenan, beim Rechnungsrate Pizzala, dessen Tochter ihre Freundin war, abgestiegen, und auch M. befinde sich in Wien, um unter seinen Akademiekameraden, von denen mehrere in den Bureaus des Kriegsgebäudes arbeiteten, Stimmung gegen mich zu machen. Er wolle der ganzen Affäre eine für mich ungünstige Richtung geben, indem er ausgesprengt habe, daß ich nur deshalb quittieren wollte, um einem Duell mit ihm auszuweichen.

Neue Schuftereien! Nun gingen mir erst die Augen auf und jetzt verstand ich auch, warum Gammera mich so dringend bat, dieses unglückselige Quittierungsgesuch zurückzuziehen. Adolf erzählte, daß Offiziere seines Regiments, unter denen sich auch Kameraden von M. aus der Neustädter Akademie befinden, Partei für letzteren nehmen, weshalb die Austragung der Affäre mit den Waffen, trotz aller entgegenstehenden Vernunftsgründe, unerläßlich nötig und unaufschiebbar geworden sei. Die Mitteilungen meines noch sehr jungen Bruders waren mir umso wichtiger, als mein Vater, ein strenger, aber stets gerechter Mann, von einem Duelle unter den obwaltenden Umständen nichts hören wollte und bei seiner juristischen Auffassung in M. nur einen Verbrecher sah, der dem Gerichte zu überliefern sei.

So verging ein Tag und eine Nacht. Erst am dritten Tage nach meiner Ankunft in Wien gegen elf Uhr vormittags kam Major v. B. ins Hotel, um mir folgenden Bescheid des Ehrenrates, dem er beigezogen war, zu überbringen:

„Die obschwebende Angelegenheit ist durch ein Säbelduell bis zur ersten Verwundung auszutragen, und zwar nur wegen Beschimpfung des kaiserlichen Portepees, welche dadurch geschehen ist, daß Hauptmann Gründorf den Oberleutnant M. einen Schuft nannte, als letzterer kam, um ihm die Treulosigkeit der Frau selbst zu berichten. Alles übrige soll

Digitized by Google

in dem Prozeß ausgetragen werden, der gegen M. schon anhängig ist und hinsichtlich der neuen Fakten noch fortzusetzen sein wird."

Major v. B. verschwieg mir nicht, daß sowohl er als J. harten Tadel wegen ihres lauen Verhaltens erfahren hätten, und bat mich, ihm zu verzeihen. Er sehe jetzt erst ein, wie unverantwortlich es war, mir nicht sofort die Entscheidung des Kommandierenden in Temesvár eröffnet zu haben. Dieses Gespräch fand im Wagen statt, während ich mit B. und meinem Bruder von der Brandstätte ins Kriegsgebäude fuhr, um mir dort zwei Zeugen für das Säbelduell zu suchen, welches auf Wunsch des Ehrenrates ungesäumt stattfinden sollte. B. wollte ich nicht wieder zum Sekundanten wählen, er konnte trotz seiner Abbitte mein Vertrauen nicht mehr genießen, weshalb ich mich kurz von ihm verabschiedete. Adolf blieb allein im Wagen zurück.

Ich stieg so rasch als möglich die Treppe zur vierten Etage hinauf, wo sich die Generalstabsbureaus befinden. Mein Auge fiel unglücklicherweise auf eine Türtafel im dritten Stockwerke, welche die Aufschrift: Hauptmann v. H. trug. Es war derselbe, mit dem ich die Auseinandersetzung im Hotel Meißl gehabt hatte. Ohne viel zu überlegen trat ich ein, fand den Kameraden, der sich in seinen Briefen stets als mein bester Freund geriert hatte, an seinem Schreibtisch und bat ihn kurzweg, mir als Zeuge bei dem Zweikampfe zu dienen, den der Ehrenrat angeordnet hat. H. erhob sich sehr steif und antwortete mir mit eisiger Kälte: „Solange die Quittierungsangelegenheit nicht geklärt ist, muß ich auf diese Ehre verzichten."

Zornesglut stieg mir in die Wangen. Ich hatte aber weder Zeit noch Lust, mich mit diesem Mephisto auseinanderzusetzen, wendete ihm den Rücken und verließ ohne weiteres sein Zimmer. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Ich erkannte zu spät, daß er es nicht erwarten

Digitized by Google

konnte, sich eines gefährlichen Rivalen entledigt zu sehen.

Nach dem soeben erfahrenen Affront durfte ich mich keiner weiteren Verlegenheit mehr aussetzen, begab mich deshalb in das vierte Stockwerk hinauf, wo die Bureaus für Landesbeschreibung und für Evidenz untergebracht waren. Ich ging direkt zu meinem einstigen Chef, Oberst Manger, Edlen von Kirchsberg. Um in das Zimmer des Obersten zu gelangen, hatte ich zunächst ein finsteres Vorzimmer zu passieren, wo die Ordonnanzen und die Kanzleidiener sich aufhielten. Dort entledigte ich mich des Winterpaletots, den ich trug, passierte dann mit flüchtigem Gruß das große Bureaulokal, wo etwa zwölf dem Generalstab zugeteilte Offiziere an den Karten für den böhmischen Kriegsschauplatz arbeiteten, und trat dann bei Oberst v. Kirchsberg ein.

Dieser einstige Chef, zur Zeit als ich im Eisenbahnbureau arbeitete, empfing mich mit wahrhaft väterlicher Wärme, bedauerte mein eheliches Unglück und fügte die Trostworte bei: „Sie scheinen nach allem, was im Ehrenrate, dessen Mitglied ich war, verhandelt wurde, nichts verloren zu haben! Finden Sie sich nur selbst wieder, das ist jetzt die Hauptsache!“ Nun eröffnete ich mich diesem Edelmann gegenüber nach dem Bedürfnisse meines Herzens und teilte ihm das eben erfahrene Refüs des Hauptmanns v. H. mit. Dieses wollte Kirchsberg mit den Worten wettmachen:

„Wenn ich nicht zu alt wäre, würde ich mich gleich selbst als Sekundant antragen. In Ihrem Falle ist es aber jedenfalls besser, zwei jüngere Kameraden zu wählen. Ich schlage Ihnen den Hauptmann Graf Welsersheimb (den späteren Landesverteidigungsminister) und einen zweiten Herrn meines Bureaus vor, den Welsersheimb mitbringen wird. Wenn Sie damit einverstanden sind, so lasse ich sofort Welsersheimb zu mir bitten.“

Das geschah, und da Graf Welsersheimb ungesäumt die

Digitized by Google

ihm anvertraute Mission übernahm, entfernte ich mich auf demselben Wege, den ich zum Eintritte beschritten hatte.

Jetzt erst bemerkte ich zwei Herren von der Temesvárer Mappierungsabteilung, Wiener-Neustädter Klassenkameraden des M. im großen Bureau, das ich rasch durchschritt, um wieder die Ausgangstür zum Ordonnanzvorzimmer zu gewinnen. Kaum hatte ich sie geöffnet, als mir M. noch in der Oeffnung der meterdicken Wand frech entgegentrat und mich am Ellbogen streifte. Ich hielt diese Begegnung für eine Provokation und griff zum Säbel. War es nur Zufall oder war es wirklich eine beabsichtigte Herausforderung, das könnte nur M. selbst sagen, ich weiß es heute noch nicht. Wenn man aber das nun folgende ernstlich in Erwägung zieht, muß man zu dem Schlusse kommen, daß M. mir aufgelauert und mich absichtlich angerempelt hatte, um den Zweikampf herbeizuführen, von dessen Ausfechtung seine ganze Existenz abhing.

Tatsache ist es, daß M. seinen langen scharfgeschliffenen Säbel schneller aus der Scheide riß, als ich meine kurze und stumpfe Salonklinge entblößen konnte, und daß wir in den nächsten Sekunden einander mit gezückten Waffen gegenüberstanden. Der Lärm, welcher darüber entstand, hatte zur Folge, daß drei der im anstoßenden Bureau befindlichen Offiziere, darunter die beiden Klassenkameraden meines Gegners, ins dunkle Vorzimmer herauseilten — angeblich um uns zu trennen — faktisch aber, um ihrem Freunde beizuspringen. Einer derselben hatte sogar den blanken Säbel in der Hand, mit welchem er mir von der linken Seite her einen Hieb in das linke Handgelenk beibrachte, während M. mir einen Hieb in die linke Schläfengegend versetzte. Trotzdem dabei zwei Pulsadern durchgehauen wurden, hatte ich noch die Kraft, dem Gegner mit meiner Säbelklinge die Waffe aus der Hand zu schleudern. Dann erst sank ich blutüberströmt zusammen, mit dem Gefühle, daß ich mich nicht mehr erheben werde!

Digitized by Google

Der Blutverluſt war ſo ſtark, daß ſpäter das Vorzimmer gründlich aufgewaſchen und die Wände, ja ſogar der Plafond friſch getüncht werden mußten. Das Blut war im Bogen bis an die Decke emporgeſchoſſen. Ohnmächtig trug man mich in das große Bureau hinein, und ein Stabsarzt des Kriegsminiſteriums, der raſch herbeigerufen wurde, verklebte mir die zwei klaffenden Wunden mit engliſchem Pflaſter, das er zufällig in der Brieftaſche bei ſich trug. Ich erlangte das Bewußtſein erſt wieder im Garniſonsſpitale, wohin mich der Stabsarzt im Vereine mit Bruder Adolf gebracht hatte. Dort legte man mich in das Operationszimmer, und ein Regimentsarzt, der eben an einer ſchweren Operation arbeitete, ſprang herbei, um mich ungeſäumt in Behandlung zu nehmen, da die Gefahr des Verblutens vorlag.

Adolf, der mir ſpäter noch viele Details erzählte, blieb an meinem Bette, während der Regimentsarzt die äußerſt ſchmerzhafte Operation der Unterbindung aller Blutgefäße an meiner linken Hand vornahm. Es mußten die durchgehauenen Arterien mit der Lanzette gefaßt, aus der umgebenden Muskulatur hervorgehoben und einzeln abgebunden werden. Erſt nach dieſer qualvollen Arbeit konnte die offene Wunde, in der es auch Knochenſplitter gab, gereinigt und vernäht werden. Die Narkotiſierung hatte ich abgelehnt, mußte aber bei jedem Eingriffe der Lanzette in die Bettdecke beißen, um den Schmerzensausbruch zu unterdrücken. Die Wunde an der linken Schläfe war weniger ſchmerzhaft; hier war auch die Behandlung weit einfacher.

Wie mir Adolf berichtete, ſoll der Regimentsarzt v. Chimani, deſſen Name ich nie vergeſſen werde, mir tatſächlich das Leben gerettet haben, indem er ſofort erkannte, daß die Abbindung der offenen Blutgefäße momentan geſchehen müſſe, weshalb er die andere Operation unterbrach. Das engliſche Pflaſter, womit der Stabsarzt mir im Kriegsgebäude die

Digitized by Google

Wunde zugeklebt hatte, konnte dem starken Blutandrange nicht standhalten, und deshalb war schon unterwegs beim Transporte ins Spital die Gefahr des Verblutens eine imminente geworden.

Es bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, warum das Wundfieber, welches sich alsbald einstellte, einen typhösen Verlauf nahm.

Während ich so schwerkrank darnieder lag und nur einzelne lichte Momente hatte, waren meine Gegner eifrig an der Arbeit, den guten Namen eines bis dahin makellos dastehenden Offiziers mit allen denkbaren Verleumdungen zu verunglimpfen. M. und sein Anhang aus der Neustädter Akademie fanden leider nur zu williges Gehör; der Generalstab erinnerte sich jetzt des Fehdehandschuhes, den ich ihm im Hotel Meißl in so unbesonnener Weise hingeworfen hatte; die älteren Offiziere der Wiener Garnison, welche ursprünglich auf meiner Seite standen, wendeten sich infolge der Entweihung des Kriegsgebäudes von mir ab, und die Zeitungen waren voll von Artikeln, die M. und sein Freund, der Advokaturskonzipient v. M., zu lancieren wußten.

„Ein Renkontre zwischen zwei Generalstabsoffizieren im Kriegsministerium", das war ja ein fetter Bissen für gewisse Blätter. Die Augenzeugen des Renkontres waren mehr oder weniger auch Beteiligte, indem sie, wie vorhin bemerkt, Partei gegen mich ergriffen hatten und M. rein waschen mußten, um ihre eigene Handlungsweise zu rechtfertigen. Selbst die Kanzleidiener, die das Renkontre mitangesehen hatten, wurden gleich im ersten Moment dahin bearbeitet, auszusagen, daß ich der angreifende Teil gewesen sei, und damit schien alles für M. gewonnen, für mich verloren!

Was konnte mein alter Vater, in Wien ein Fremder, was mein blutjunger Bruder, ein unerfahrener Leutnant, zu meinen Gunsten unternehmen? Sie waren ja nicht Augen-

Digitized by Google

zeugen des Vorfalles gewesen, und wer würde so nahen Verwandten auch geglaubt haben? Infolge meines physischen Zustandes war die Einvernehmung des einen Teiles ganz ausgeschlossen; desto freieres Feld hatte der andere Teil. Und M., der sofort ein Verhör bestand, konnte durch die ihm günstigen Zeugenaussagen seiner Klassenkameraden das Feld umso leichter behaupten, als er alle meine Neider und Gegner, die verdeckten und die offenen, auf seiner Seite fand.

Vater und Bruder besuchten mich im Spital, konnten mich aber nicht sprechen, weil sich mein typhöser Zustand bis zur völligen Bewußtlosigkeit verschlimmert hatte. Ersterer mußte unverrichteter Sache nach Graz zurückkehren, letzterer befand sich in einer äußerst peinlichen Situation. Als einer der jüngsten Offiziere glaubte er hilflos zusehen zu müssen, wie gegen mich gearbeitet wurde! Dafür fand ich die liebevollste Hingebung bei meinem treuen Freunde Szalay von Kis-Kámon, dem früheren Oberleutnant und damaligen Beamten der Südbahngesellschaft, dessen Nichte Fräulein Luise, mir eine wahre Samariterin geworden ist. Sie brachte mir die feinsten Kompotte aus Szalays gastlichem Hause persönlich ins Spital und verklärte mit ihrem sonnigen Wesen die düstere Stimmung, in der ich mich befand. Der Allmächtige hat dies edle Mädchen belohnt. Ein berühmter Professor der Chemie heiratete sie, und als vornehme Dame leistete Misses Moor im amerikanischen Kriege Samariterdienste, wofür ihr zwei Medaillen zuteil wurden.

Einige Tage nach der Operation transportierte man mich aus dem Krankenzimmer auf die Beobachtungsabteilung des Garnisonsspitals, wo sich außer mir noch ein bejahrter Oberleutnant des Platzkommandos befand. Ueber den Grund seiner Anwesenheit bin ich heute noch im Zweifel. War sie eine beabsichtigte (agent provocateur)? Es mochte etwa eine halbe Woche vergangen sein, bis ich das Bewußt-

Digitized by Google

sein so weit wiedererlangte, daß mir diese sonderbare Umgebung auffiel. Ich befragte meinen Zimmerkameraden über die veränderten Verhältnisse und erfuhr nun zu meinem Entsetzen, daß man mich für irrsinnig halte und demgemäß in dieses Lokal hatte schaffen lassen. Es würde auch manchmal als Inquisitionszimmer benützt, weshalb Posten vor der Türe und vor dem Fenster aufgepflanzt seien. Ich vermochte diesen Zusammenhang nicht zu fassen, und so schwach ich auch noch war, sprang ich aus dem Bette, um die Wachposten mit eigenen Augen zu sehen. In der Tat empfing mich der Posten, welcher vor der Türe stand, mit einem kräftigen „Halt!", als ich sie öffnete, um hinauszublicken.

Hatte ich bisher nur physische Schmerzen ausgestanden, welche durch den Eiterungsprozeß der Wunden, namentlich der am linken Handgelenke, verursacht waren, so begannen jetzt auch die Seelenqualen ihre zerstörende Wirkung auf den Organismus auszuüben. Ich erkannte die ganze Schändlichkeit der Machinationen, welche gegen meine Person in Szene gesetzt waren, und was mir noch nicht ganz klar war, das ergänzte der Zimmerkamerad in bereitwilligster Weise. Er gab sich dabei als Opfer einer Kabale, die beim Platzkommando gegen ihn geschmiedet worden sei, aus, und riet mir, energisch Stellung gegen meine Feinde zu nehmen, „bevor es zu spät sei", wie er sich ausdrückte.

Bei der nächsten Visite des behandelnden Arztes, Dr. Chimani, verlangte ich den Spitalskommandanten, einen alten Obersten des Armeestandes, zu sprechen und sagte dem humanen Arzte ganz offen, daß ich über die mir bekannt gewordenen Umstände der Uebertragung in dieses Lokal empört sei. Chimani bemühte sich, mich möglichst zu beruhigen, und meinte, die Hauptsache sei doch meine Genesung. Sobald sie erfolgt sein werde, könne ich eine Gerichtskommission verlangen, ein Verhör bestehen und mich rechtfertigen. Der-

Digitized by Google

malen sei er aber nicht in der Lage, meinen physischen und psychischen Zustand als einen solchen zu bezeichnen, daß ein derartiger Schritt möglich wäre.

Von nun ab war ich bei vollem Bewußtsein und raffte meine moralischen Kräfte zusammen, um die Vorgänge in Temesvár sowohl als in Wien zu Papier zu bringen, wobei mir mein Zimmerkamerad als gewandter Schriftführer diente. Ich diktierte ihm die ganze Geschichte in die Feder. Nach etwa acht Tagen war ein Memorandum fertig, welches hauptsächlich den Zweck hatte, einer eventuell geplanten Anzweiflung meines Geisteszustandes zu begegnen. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht. Als der Spitalskommandant auf meinen Wunsch dieses Memorandum beim Garnisonsgerichte, wo die Verhandlung über das Renkontre bereits anhängig war, präsentierte, kam die von mir geforderte Gerichtskommission zu mir ans Krankenbett, befragte mich aber nur, ob dieses Schriftstück wirklich von mir diktiert und gefertigt sei. Als ich bejaht hatte, entfernte sich die Kommission, ohne mir mitzuteilen, ob eine Untersuchung gegen meine Person eingeleitet sei. Rittmeister-Auditor v. Bruckmüller, welcher mit einem Stabsoffizier des Platzkommandos dieser Kommission angehörte, mußte dem Spitalskommandanten sofort eine entsprechende Weisung gegeben haben, denn nach Abgang der Kommission, vor welcher ich mich über die unwürdige Behandlung beschwert hatte, wurden die Posten eingezogen und konnte ich mich frei in allen Spitalsräumen bewegen. Diese Satisfaktion wirkte wohltätig auf meine Genesung, die von nun an gute Fortschritte machte. Im Spitale waren zirka dreißig Offiziere als Rekonvaleszenten, in deren Gesellschaft ich mich möglichst wohl fühlte, da sie mir ausnahmslos mit aller Rücksicht begegneten.

Besonders ein Rittmeister-Auditor von den Husaren nahm sich meiner Sache wärmstens an und bedauerte nur, daß ich

Digitized by Google

ein Memorandum aus der Hand gegeben habe, welches offenbar in der höchsten Gemütsaufregung zu Papier gebracht worden sei. Er erinnerte mich an die geflügelten Worte: „Gib mir zwei geschriebene Zeilen, und ich bringe dich an den Galgen". Nach seiner Ansicht hätte ich es darauf ankommen lassen sollen, daß man mich ins Irrenhaus bringt. Es wäre, meinte er, dann noch immer Zeit gewesen, mich dagegen zu wehren. Der brave Mann war Junggeselle und wußte nicht, was es heißt, ein teures Kind der Gefahr auszusetzen, daß man seinen Vater als Tollhäusler behandelt. Und mein armer Vater! Diese Nachricht würde ihn wohl ins Grab gestürzt haben, denn ich war sein Stolz gewesen!

Die Zeit bis zum Monate Juni (1866) mußte ich im Garnisonsspitale zubringen. Endlich erwirkte mir der herzensgute Oberstabsarzt Dr. Loeff die Erlaubnis, die Schwefelbäder in Baden bei Wien gebrauchen zu dürfen, um das linke Handgelenk, welches nach der Heilung der Wunde steif geblieben war, wieder beweglich zu machen. Ich bekam auf Antrag dieses urbanen Mannes einen Freiplatz im Militärkurhause, und der dortige Badehauskommandant Oberst Baron Rosner hatte die besondere Gewogenheit, mir ein sehr schönes Zimmer samt Vorgemach anzuweisen. Hierdurch war es mir ermöglicht, mein Töchterlein zu mir zu nehmen, das bislang samt der alten Gouvernante bei Tante Therese Axster gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Die Sommer- und Herbstzeit des Jahres 1866, die ich in Baden zubrachte, gehört trotz der traurigen Ereignisse dieses Jahres nicht zu den unangenehmsten Erinnerungen meines vielbewegten Lebens. Ich konnte mich im Kurorte Baden ganz frei bewegen und mußte mich nur bei Rosner melden, wenn ich Baden auf länger als vierundzwanzig Stunden verlassen wollte. Eine amtliche Mitteilung über das Prozeßverfahren ist mir niemals zuge-

Digitized by Google

gangen. Die von mir selbst verlangte Untersuchung beschränkte sich, was meine Person betrifft, auf die Entgegennahme des Memorandums, in welchem ich alles niedergelegt hatte, was man mich fragen konnte. Ich hatte darin auch ganz offen ausgesprochen, daß ich meinen Gegner „für einen Schuft halte, der nicht wert sei, daß man ihn anspucke".

Das war ein großer Fehler. Diese Ausdrucksweise, die dem Gefühle des Ekels vor diesem Menschen entsprungen war, wurde mir sehr übel genommen. Mein Richter, Rittmeister-Auditor v. Bruckmüller, sagte mir gelegentlich eines Besuches, den ich ihm, von Baden aus, in seinem Amtslokale machte: „Diese Beschimpfung allein kann böse Folgen haben!" Im übrigen, meinte er, solle ich ganz ruhig sein, im schlimmsten Falle könne man mich auf einige Wochen in Profosenarrest nehmen. Seine Absicht war, Gras über den Vorfall im Kriegsgebäude wachsen zu lassen, denn, sagte er, „je länger ich den Prozeß hinausziehe, desto mehr werden die hohen Herren, welche dich für den Provokanten des Renkontres halten, von ihrer ursprünglichen Entrüstung zurückkommen. Du bist in Baden sehr gut aufgehoben, genießest volle Freiheit und kannst ruhig eine bessere Stimmung abwarten. Wenn jemand auf rasche Erledigung zu dringen Ursache hätte, so ist es M., der seit Monaten hinter Schloß und Riegel sitzt und dabei sichtlich an seiner Gesundheit Schaden leidet, von allem anderen gar nicht zu reden." Mit dem andern wollte mir der Auditor andeuten, daß es schlimm für ihn stehe.

Seit ich so weit genesen war, um meine Angelegenheit schriftlich durch das Memorandum und mündlich durch meine Verbindungen in Baden vertreten zu können, hatte sich das Blatt gewendet. Schon im Laufe des Sommers fand ein gewaltiger Umschwung in der Anschauung des gewiß sehr peinlichen Vorfalles im Kriegsgebäude statt. Ich konnte, gestützt auf mein gutes Recht, sogar einen

Digitized by Google

Versuch machen, durch Gablenz die allerhöchste Gnade insofern in Anspruch zu nehmen, daß mir gestattet würde, den Feldzug gegen Preußen mitzumachen, ohne daß hiermit dem Fortgange des Prozesses präjudiziert würde. Ich weiß nicht, ob und welche Schritte Gablenz auf mein diesbezügliches Schreiben an ihn, der damals als Korpskommandant in Böhmen stand, gemacht hat, besitze aber noch einen Brief von ihm, in welchem er sein lebhaftes Bedauern darüber ausspricht, daß mein Wunsch, den er vollkommen billige, nicht erfüllbar sei.

In Baden begegnete ich meiner Jugendflamme Marie Geistinger, die damals im Zenithe ihrer Triumphe stand und in der Sommerfrische Helenental bei Baden eine fürstlich eingerichtete Villa mit allem Zubehör besaß. Sie fuhr in einer prachtvollen Equipage à la Doumont, als ich ihr mit meiner Tochter einmal an einer engen Stelle begegnete und ihrem Wagen ausweichen wollte. Die Jugendliebe muß in ihr plötzlich wieder erwacht sein, denn sie ließ rasch anhalten, bat mich, samt meinem Kinde in ihrem Wagen Platz zu nehmen und führte uns in ihre Villa hinaus. All mein Sträuben half nichts. Sie antwortete mir sehr bestimmt, daß mich das Schicksal in ihren Weg geführt habe, und jetzt der Moment gekommen sei, wo sie mir eine gewiß auch für mich interessante Mitteilung machen könne. Diese Mitteilung verdient, hier aufgenommen zu werden, denn sie charakterisiert das edle Herz der Künstlerin, welcher man ganz unberechtigt eine große Dosis von Egoismus angedichtet hatte.

Als sie sich nach zwanzig Jahren wieder mit ihrem Jugendanbeter im tête à tête befand, berichtete sie das Folgende:

„Gleich nach dem unglücklichen Vorfall im Kriegsgebäude besuchte mich Feldzeugmeister Benedek, der stets zu meinen Verehrern gehört hat. Da er damals allmächtig schien (es war vor Ausbruch des Krieges 1866, und er befand sich in

Digitized by Google

Wien wegen Uebernahme des Kommandos der Nordarmee), brachte ich Ihre Affäre zur Sprache und bat ihn um seine Intervention zu Ihren Gunsten. Benedek schüttelte aber den Kopf mit den Worten: Dem armen Teufel ist nicht zu helfen, viele Hunde sind des Hasen Tod, er hat sich den ganzen Generalstab auf den Hals gehetzt, und der wird ihn umbringen. Das kenne ich aus Erfahrung; mir sind sie auch schon auf den Rücken gestiegen, bis mich Se. Majestät zum Chef des Generalstabskorps ernannte. Erst dann war Ruhe."

Benedek hat sich bei Marie Geistinger noch nach den Umständen erkundigt, unter welchen sie mich kennen und lieben lernte, und als er hörte, daß sie mich seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen habe, doch noch in ihre klassisch schönen Hände das Versprechen gelegt, einen Versuch zu meinen Gunsten unternehmen zu wollen. Er hielt auch sein Wort, konnte aber wegen des Widerstandes nicht durchdringen, den ein noch weit Mächtigerer ihm entgegensetzte.

Unter den hohen Persönlichkeiten, welche sich für mein Schicksal warm interessierten, war auch der Statthalter von Niederösterreich, Graf Chorinsky, welcher mich aus Laibach kannte und eigens zu mir nach Baden hinaus kam, um sich über mein Befinden und über meine Lage zu erkundigen. Bei diesem hohen Besuche erwies sich mein Töchterlein als kleine Dame und entzückte den Grafen durch ihr degagiertes Benehmen, so daß er mir beim Weggehen sagte: „Dieses herzige Kind wird Ihnen Trost in Ihrer traurigen Lage sein, Gott segne es und lasse Ihnen in ihm Vergessen des Irreparablen finden."

In Baden gelang es mir, alle, mit denen ich verkehrte, zu überzeugen, wie unrecht mir die öffentliche Meinung im ersten Momente getan hatte, da das Renkontre im Kriegsgebäude durch die Zeitungen in ganz entstellter Weise bekannt gegeben wurde. Die alten Pensionisten, die mit mir gemeinsam

Digitized by Google

das Badebassin benützten, darunter der Oberst Volfras von Ahnenburg, der Vater des gegenwärtigen Generaladjutanten des Kaisers, der Oberst von Molitor und andere mehr verhielten sich anfangs kühl gegen mich und wurden erst nach einem Zwischenfall, den ich gleich erzählen will, meine wärmsten Gönner. Es war jener Morgen, an dem ein Telegramm vom Kriegsschauplatz die ersten Kämpfe im Defilé von Nachod als großen Sieg der Oesterreicher meldete, gleichzeitig aber den bedenklichen Nachsatz enthielt, daß sich die Unserigen gegen Josefstadt zurückziehen. Die preußenfeindlichen zwei Oberste jubelten über dieses Telegramm und wunderten sich nicht wenig, daß ich mich sehr kühl verhielt. Es lag nahezu eine Art von Vorwurf in den Worten, mit welchen sie mich über meine Gleichgültigkeit gegenüber der Siegesnachricht interpellierten. Ich mußte nolens volens Farbe bekennen und sprach offen meinen Zweifel über diesen angeblichen Sieg aus. Nun waren die beiden Oberste erst vollends empört und nahe daran, mich, als mit der Prußomanie behaftet in die Acht zu erklären! Es galt, mich rasch zu erklären und deshalb zögerte ich keinen Moment, den alten Kriegern, die im Jahre 1848—1849 unter Radetzky gekämpft hatten, die Gründe darzulegen, welche mich so skeptisch machten. Ich hielt ihnen im Bassin des Vollbades einen kurzen Vortrag, in welchem ich darzutun bemüht war, daß ein Sieg der Unserigen deshalb unwahrscheinlich sei, weil ein solcher doch eine Niederlage der Preußen zur Voraussetzung haben würde, und in diesem Falle nicht die Unsrigen den Rückzug nach Josefstadt, sondern unsere Gegner den Rückzug nach Schlesien angetreten haben müßten. Und was für einen Rückzug!

„Sind die Preußen unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm geschlagen," schloß ich meine Auseinandersetzungen, „so mußten sie sich in das Defilé von Nachod, aus dem sie debouchierten, zurückziehen, und dieser Rückzug hätte den Uns-

Digitized by Google

rigen Gelegenheit zur Erbeutung von Kanonen usw. gegeben. Davon enthält das Telegramm aber kein Wort!"

So sehr auch diese Argumentation dem gesunden Sinne der alten Haudegen einleuchtete, wollten sie in ihrer patriotischen Begeisterung doch nicht klein beigeben und verließen das Bassin, wo wir gemeinschaftlich gebadet hatten, sichtlich verstimmt über meine Skepsis. Drei Stunden später saß ich im Café Promenade beim Frühstücke, als die zweite Depesche vom Kriegsschauplatze publiziert wurde, die bereits von der Niederlage der Unsrigen bei Nachod und Skalitz Kenntnis gab und den pikanten Passus von dem Nierenleiden des Erzherzogs Leopold enthielt, den der Armeekommandant Benedek vom Kriegsschauplatze weg zur Disposition des Kaisers gestellt hatte, weil er in unverantwortlicher Weise vorging. Nun war ich gerechtfertigt, allerdings in traurigster Weise, hätte es aber wahrlich vorgezogen, irrig geurteilt zu haben.

Als ich gegen Mittag den beiden Obersten, die in einem und demselben Hause übereinander (im ersten und im zweiten Stock) wohnten, wieder begegnete, kamen sie mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und baten mich, ihnen noch Erläuterungen hinsichtlich meines leider zugetroffenen Ausspruches zu geben. So machte ich die nähere Bekanntschaft mit den Familien v. B. und M., deren Damen sich weniger freundlich zu einander verhielten als die beiden alten Kriegskameraden. Jeder der beiden Oberste hatte eine reizende Tochter. Beide waren liebesbedürftig und momentan ohne Mann. Die vom zweiten Stock war von ihrem Gemahl, einem Husaren-Rittmeister, geschieden, die vom ersten Stock Witwe eines Infanteriehauptmanns. Diese zwei Rivalinnen wären allein schon gefährlich für jeden Ritter gewesen, der beide Familien frequentierte; es hätte der beiden Mamas gar nicht bedurft, um es geradezu für ein Wagnis zu halten, in das Wespennest zu treten. Und doch unternahm ich dieses Wagnis. Einge-

Digitized by Google

denk des Spruches: „Greifst du in ein Wespennest, so greife fest," nahm ich die Einladungen beider Familien zu den Teeabenden alsbald an, fing an beiden Orten, besonders aber im ersten Stock Feuer und war nahe daran, mich der schmachtenden Witwe von sechsundzwanzig Jahren, einer wahren Madonna, gefangen zu geben, als mir mein Töchterlein vor Augen trat. Minetta wollte von einer Stiefmutter nichts wissen, und so gab ich diesen Gedanken auf.

Der Sommer in Baden verging im Ganzen recht angenehm. Ich hatte wirklich viel Gelegenheit, tiefe Frauenstudien zu machen. Es klingt vielleicht wie eitle Einbildung, ist aber nichtsdestoweniger volle Wahrheit, wenn ich sage, daß wenige Tage vergingen, wo ich nicht ein wohlduftendes Billet, ja oft sogar acht Seiten lange Briefe auf rosenfarbenem Papier bekam, in welchem mir Damen der besten Gesellschaft das Geständnis ablegten, daß sie sich lebhaft für mich und mein Schicksal interessieren und mit mir nähere Bekanntschaft machen möchten. Hatte ich schon früher keine allzu große Meinung von Weibertugend, so war der Fall im eigenen Hause schon gar nicht geeignet, meine Anschauung zum Besseren zu wenden. Und nun erst vollends dieser Aufenthalt in Baden, welcher mir täglich neue Beweise von Treulosigkeit lieferte! Es waren mit ganz wenigen sehr löblichen Ausnahmen lauter liebesdurstige Seelen, die mit allerlei Avancen an den schön dekorierten Generalstäbler, der den linken Arm in der Schlinge trug und von einer großen Dogge begleitet war, herantraten. Meine Gemütsstimmung war wahrhaftig nicht darnach angetan, diesen Lustgefühlen zu entsprechen, und so refüsierte ich den größten Teil der angebotenen Reize. Nahezu abstoßend verhielt ich mich den schmachtenden Offiziersdamen gegenüber, deren es während des böhmischen Feldzuges so viele in Baden gab, daß man nur zuzugreifen brauchte. Die jungen Männer waren vor dem Feinde, und unter den Invaliden, welche in

Digitized by Google

Baden zurückblieben, erschien der damals fünfunddreißigjährige Generalstabshauptmann genug begehrenswert.

Außer diesem, auch wegen seines tragischen Schicksales interessanten „Kibitzes", wie man die Generalstäbler nannte, waren damals noch Hauptmann v. Morgenbesser, der als Gebäudeaufsichtsoffizier die Uniform des Geniekorps tragen durfte, ein vielumworbenes Objekt der Strohwitwen von Baden. Diejenigen, welche von mir eine Ablehnung erhielten, wendeten sich vertrauensvoll an Morgenbesser, der mir nicht selten die Klagen der Verschmähten mitteilte. Auf solche Weise wurde ich mit diesem vortrefflichen Kameraden näher bekannt und akzeptierte schließlich auch das freundliche Anerbieten, seine geräumige Naturalwohnung mit ihm zu teilen. Ich war zu diesem Arrangement um so eher bereit, als mein Freiplatz im Kurhause eingestellt wurde und man mir den „blauen Bogen" zusendete, ein Schlag, auf welchen ich nach den Versicherungen Bruckmüllers nicht gefaßt sein konnte. Bis zum ersten Oktober war ich im Genusse meiner vollen Gebühren als Generalstabshauptmann inklusive der Pferderationen, stand also zirka auf vierundzwanzighundert Gulden. Als pensionierter Hauptmann bekam ich fünfundvierzig statt zweihundert Gulden per Monat!

Das wäre aber bei meinen stets bescheidenen Bedürfnissen nicht allzuschwer ins Gewicht gefallen. Der harte Schlag lag in einem ganz anderen Umstande. Man pensioniert bei uns nur jene Offiziere schon während des gerichtlichen Verfahrens, deren Prozeß so ungünstig steht, daß eine weitere aktive Dienstleistung nicht in Aussicht genommen wird! Der blaue Bogen bedeutete für mich also eine ungünstige Wendung in der Auffassung des Gerichtsherrn, als welcher nach dem Feldzuge 1866 Feldmarschalleutnant Baron John, der neue Kriegsminister und zugleich Chef des Generalstabes, auf der Bildfläche erschien. Sollte der neue Mann sich noch jenes

Digitized by Google

Momentes von Verona erinnert haben, wo ich die Pläne der Brennerbahn zuklappen und mich rasch entfernen mußte, um eine unangenehme Auseinandersetzung mit dem damaligen Generalstabschef der italienischen Armee zu vermeiden? Oder war er mir aus einem andern Grunde gram? Hatte sich vielleicht ein mächtigerer Herr, etwa Crenneville, gegen mich ausgesprochen? Was ist plötzlich vor sich gegangen, daß die Situation sich so zum Nachteil verändern konnte?

Ich weiß es heute noch nicht ganz bestimmt, aber Tatsache ist, daß Bruckmüller einen Wink von oben erhielt, mich „umzubringen". Das hat er mir schließlich selbst zugegeben, als ich ihn an seine früheren Worte erinnerte, indem er mir auf meine Anfrage sagte: „Lieber Kamerad, du bist verloren, par-ordre du Mufti!"

Da ich ohnedies wenig Lust empfand, unter Kameraden weiterzudienen, die mir so arg mitgespielt hatten, so war mir das Scheiden aus der k. k. Armee ein vertrauter Gedanke geworden. Der traurige Ausgang des Feldzuges 1866, nach welchem wir trotz des Land- und Seesieges über die italienische Armee und Flotte auch Venetien hingeben mußten, konnte mir das Ablegen des grünen Rockes und Federbusches wesentlich erleichtern, und so sah ich mit Ungeduld dem entscheidenden Momente entgegen, wo das Kriegsgericht das Urteil in meinem Prozeß sprechen würde. An einem Frühlingstage des Jahres 1867 trat es in der heute bereits demolierten Salzgrieskaserne in Wien zusammen. Als Vorsitzender wurde derselbe Major des Armeestandes gewählt, der schon bei der ersten und einzigen Einvernehmung im Spitale als Zeuge fungiert hatte. Meine Richter waren zwei Hauptleute, zwei Oberleutnants und zwei Leutnants vom Regimente Graf Khevenhüller Nr. 35. Als Ankläger, Verteidiger und einziger Jurist war der nunmehrige Major-Auditor v. Bruckmüller erschienen, der mich vor Zusammentritt des Kriegsgerichtes in eine Fensternische zog, um mir

Digitized by Google

mitzuteilen, daß er den gemessenen Auftrag habe, auf Entlassung aus dem Armeeverbande zu plädieren. Nach den Eröffnungen, die er mir bereits früher gemacht hatte, war ich auf diesen Ausgang so vollkommen gefaßt, daß ich zu dem Kriegsgerichte nicht mehr in Uniform, sondern im schwarzen Frack mit der Ordenskette erschien. Damit stellte ich mich wieder auf den Standpunkt des Frühlings 1866, wo ich in Temesvár meine Quittierung ohne Beibehalt des Offizierscharakters eingereicht hatte.

Das Aeußere der Szene, die sich nun abspielte, war ungefähr folgendes: Auf einem länglich runden Tisch, der mit grünem Tuch überzogen war, stand das Kruzifix mit zwei Wachslichtern. An diesem, die Mitte eines niedrigen Zimmers einnehmenden Tische saßen die Mitglieder des Kriegsgerichtes, dem Range nach so, daß der Auditor in der Mitte, rechts von ihm der Präses, jener gewisse Major, und dann die sechs anderen Offiziere rechts und links rangweise Platz nahmen. Für mich war gegenüber dem Präses ein Stuhl freigehalten, den man mir nach einigen vorbereitenden Formalitäten anwies. Die Türe des Lokals, wo diese Sitzung stattfand, blieb gegen den Gang zu offen, und draußen befanden sich zwei Tambours mit ihren Trommeln, um nach Verkündigung des Urteils abzuwirbeln.

Die Anklage gegen mich lautete auf das Militärverbrechen des Renkontres unter erschwerenden Umständen. Es wurde mir nur die eine Frage vorgelegt, ob ich mich zum Autor des Memorandums bekenne, welches bei den Akten liege. Als ich sie bejaht hatte, wurde mir vorgehalten, daß ich laut Aussage von vier Zeugen der angreifende Teil gewesen sei. Das mußte ich entschieden bestreiten. Meine Negation machte aber keinen sonderlichen Eindruck auf die Richter. Nur Hauptmann Vivenot, ein alter Kamerad vom Feldzuge 1864, welcher sich während des dänischen Krieges als Volon-

Digitized by Google

tär im Hauptquartier befunden hatte, verlangte energisch, daß mein Widerspruch in dem Kriegsgerichtsprotokoll aufgenommen werden müsse. Alle übrigen mir gänzlich unbekannten Kameraden, darunter ein blutjunger Leutnant, der offenbar erst aus der Akademie gekommen war, verhielten sich ganz passiv, und da der Präses des Kriegsgerichtes den Moment nicht abwarten konnte, um seinem hohen Auftraggeber in wohldienerischer Art melden zu können: „Er ist umgebracht," so wurde Vivenots Wunsch nicht berücksichtigt, sondern sofort durch den Präses die Sentenz vorgelegt.

Während darüber die Beratung und die Beschlußfassung gepflogen wurde, mußte ich abtreten und mich in ein Nebenzimmer zurückziehen. Es war eine lange und, wie ich erfahren habe, eine sehr stürmische Beratung, welche während meiner Abwesenheit stattfand. Hauptmann v. Vivenot trat mit wahrem Feuereifer für mich ein, wollte den Beweis durch Zeugenaussagen, die nur in den Akten schriftlich niedergelegt waren, ohne daß mir die Zeugen persönlich gegenüber gestellt wurden, durchaus nicht gelten lassen und erklärte schließlich, daß er ganz entschieden gegen die beabsichtigte Sentenz stimmen werde.

Er vermochte aber die Majorität der Mitglieder des Kriegsgerichtes für seine Ansicht nicht zu gewinnen, und so wurde mir nach zirka zweistündiger Debatte folgendes Urteil bekanntgegeben:

„Hauptmann Ritter v. Gründorf des Generalquartiermeisterstabes, derzeit in Pension, ist schuldig, ein Renkontre im Kriegsgebäude provoziert zu haben und wird deshalb nach dem Militärstrafgesetz zu einer Kerkerstrafe in der Dauer von sechs Monaten verurteilt. In Anbetracht seiner ausgezeichneten Konduite und der Verdienste, welche er sich im Kriege sowohl wie im Frieden erworben hat, werden ihm die Kerkerstrafe und die damit verbundenen Rechtsfolgen nach-

Digitized by Google

gesehen. Derselbe hat somit im Besitze seiner Orden und sonstigen Auszeichnungen, sowie des erworbenen Ritterstandes zu bleiben. Er wird aus dem Verbande der k. k. Armee unter Einem entlassen."

Kaum war das letzte Wort dieses Urteils gesprochen, so gab der diensteifrige Präses an die beiden vor der Türe placierten Tambours schon das Zeichen zum Abwirbeln. Diese Eilfertigkeit des bekannten Abschlächters hatte nun einen höchst peinlichen und in seiner Art vielleicht einzig dastehenden Zwischenfall zur Folge, den ich nicht verschweigen will. Es wurde mir da klar, was ich schon ahnte, daß nämlich der Auditor nicht gut zum Präses stand. Er frug mich vielmehr, empört über des letzteren Vorgehen:

„Wollen Sie, Herr Hauptmann" — das war ich nach der Publikation des Spruches gar nicht mehr, — „das Urteil annehmen oder appellieren? Es steht Ihnen das Recht zur Appellation offen, das Urteil hat daher noch nicht Gesetzeskraft."

Es wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, der k. k. Armee nach solcher Behandlung noch länger angehören zu wollen, im Gegenteil hatte ich ja schon durch mein Erscheinen in Zivilkleidern deutlich ausgedrückt, daß ich auf des Kaisers Rock verzichte. Die Voreiligkeit des mir so feindlich gesinnten Präses reizte mich aber zum Widerstande und deshalb antwortete ich dem wohlwollenden Auditor: „Selbstverständlich appelliere ich."

Darauf sagte v. Bruckmüller in meiner Gegenwart zum Präses:

„Herr Major, Sie haben, ohne mir Zeit zu der pflichtschuldigen Frage wegen der Appellation zu lassen, Abschlagen befehligt. Nachdem der Herr Hauptmann (er betont das Wort) aber appelliert, so kann das Urteil nicht rechtskräftig publiziert werden, bis nicht das Obergericht gesprochen hat."

Man kann sich denken, wie verblüfft der Präses dasaß!

Digitized by Google

Was war jetzt zu tun? Ein Trommelzeichen zur Annullierung der Sentenz gab es nicht, der Major mußte mich also wegen seiner Haft um Entschuldigung bitten, und der Auditor empfand eine sichtliche Satisfaktion darüber, daß sich der Präses eine so arge Blöße gegeben hatte.

Ich empfahl mich beim Auditor v. Bruckmüller, drückte dem lieben Kameraden v. Vivenot die Hand und fuhr in meinem Fiaker nach Hause, um den Spruch des Kriegsgerichtes dem Onkel Wiedemann, der als pensionierter Oberlandesgerichtsrat in Prag lebte und sich lebhaft für mein Schicksal interessierte, telegraphisch mitzuteilen.

Wie ich später von dem gnten Onkel vernahm, wurde am selben Tage auch das Urteil über M., der in der Salzgrieskaserne eingekerkert war, gesprochen und lautete gleichfalls auf sechs Monate Kerker wegen des Renkontres. Bei ihm kamen aber noch drei andere Delikte (Ehrenwortbruch, Verläumdung und Ehebruch) dazu. Er mußte seine Strafe tatsächlich abbüßen.

Onkel Wiedemann kam sofort nach Wien, er war Feuer und Flamme, um das Unrecht gut zu machen, welches man mir nach seiner juristischen Ueberzeugung zugefügt hatte. Er versprach sich und mir von seinen einstigen Kameraden im Auditorkorps, die damals schon im Militärobergerichte saßen, gründliche Remedur.

Aber schon nach der ersten Rundfahrt, die er bei den einzelnen Herren Oberstauditoren des Appellationsgerichtes gemacht hatte, kam er recht kleinlaut zurück. Die alten Kameraden und darunter mehrere persönliche Freunde, sagten ihm ganz unumwunden, daß nichts zu ändern wäre, weil meine Verurteilung auf einen Wink von oben erfolgt sei, gegen den sich niemand auflehnen werde. Onkel Wiedemann arbeitete sich nichtsdestoweniger in das Appellationsverfahren ein und überreichte seine Appellata, was vielleicht für die Zukunft nicht

Digitized by Google

ohne Wert geblieben ist, momentan aber nichts an meiner Entlassung aus der Armee änderte. —

Als ich mich im Jahre 1887, also zwanzig Jahre später, nach Wiederverleihung des Hauptmannscharakters, den ich in Hinblick auf meinen in die k. k. Marineakademie eingetretenen Sohn anstreben mußte, beim Personalreferenten des Kriegsministeriums meldete, sagte mir der sonst sehr zugeknöpfte und bekannt trockene Vorstand der Personalien-Abteilung in warmer Weise:

„An dir ist ein Justizmord begangen worden, wie ein solcher trotz unseres schlechten Gerichtsverfahrens, Gott sei Dank, doch nur selten vorkommt. Ich habe deinen Prozeß samt Appellata durchstudiert und viele Nächte daran gesetzt, um das umfangreiche Material zu bewältigen. Es ist mir unfaßbar, wie man mit dir so strenge und mit deinem Gegner, diesem elenden Kerl, so glimpflich verfahren konnte! Schade um deine schöne Karriere! Du wärst jetzt nahezu Feldzeugmeister und gewiß ein hervorragender General der Armee!"

Zivilkarriere und Eisenbahndienst.

Gründung des ersten Militärlehrkurses — Eine erfolgreiche Begegnung mit einem Vetter — Sekretär beim Baudirektor der Staatseisenbahngesellschaft — Gablenz verwendet sich für mich — Meine Laufbahn bei der St. E. G. — Meine Neider verhelfen mir zu einer günstigen Position — Ein Angebot des Kriegsministers Kuhn — Kuhns Entlassungsgeschichte — Eisenbahn-Oberbeamter in Ungarn — Die Budapester Ausstellung 1884 — Mein Prädikat „von Zebegény" — Spekulationen im Kohlenbergbau — Wie ich meine zweite Frau gewann.

Nach achtzehnjähriger Militärdienstleistung (1849—1867), die mit den beiden Feldzügen 1859 und 1864 rund zwanzig Jahre betrug und eine fortgesetzte Reihe von Auszeichnungen enthielt, stand ich nun vis-à-vis de rien! Mit meinem Aus-

Digitized by Google

ſcheiden aus der Armee waren rechtskräftig alle Bezüge eingeſtellt. Der Kriegsminiſter Baron John ließ mir wohl durch Generalſtabshauptmann v. Wiſer, einen alten Kameraden aus der Kriegsſchulzeit und vom Feldzuge 1864 ſagen, er ſei geneigt, mir die Hauptmannspenſion als Gnadengehalt anzuweiſen. Ich empfand aber dieſes Anerbieten als Demütigung und lehnte es rundweg ab, was vielleicht ſchneidig, gewiß aber ſehr unklug war. Auf meine eigene Kraft wollte ich mich ſtützen und faßte ſofort den Entſchluß, eine Militärvorbereitungsſchule, in der Art, wie ich ſolche in Deutſchland kennen gelernt hatte, zu gründen, was auch vollkommen gelang.

Ich erſchien in Audienz bei meinem Gönner, dem Statthalter von Niederöſterreich, Grafen Chorinsky, der mich äußerſt liebreich empfing und mir die Verſicherung gab, daß er alles aufbieten wolle, um mir die Konzeſſion zu dieſem Unternehmen zu verſchaffen. Es handelte ſich nur um die Zuſtimmung des kompetenten Kriegsminiſteriums; alles übrige lag in Chorinskys eigener Machtſphäre. Um bis zur Entſcheidung hinſichtlich der Konzeſſion nicht brotlos zu ſein, offerierte ich mich in den erſten Wiener Journalen als Lehrer für militäriſche Fächer und hatte ſofort den gewünſchten Erfolg. Einige Kavaliere, darunter Graf Hoyos und Graf Seilern, beide Kavallerieoffiziere, die ſich für die Kriegsſchule vorbereiteten, reagierten auf meine Annonce und honorierten mich ſo munifizent, daß ich ſchon im erſten Monat meiner neuen Tätigkeit weit über hundert Gulden Einkommen hatte. Auf die warme Empfehlung dieſer erſten Schüler kam immer neuer Zuwachs aus hochadeligen Kreiſen, und in kurzer Zeit war meine Wohnung in der Kaſerngaſſe nicht mehr groß genug, um die Schüler, welche ſich um mich geſammelt hatten und denen ich gemeinſame Vorträge in den Kriegswiſſenſchaften hielt, faſſen zu können. Ich mietete daher eine aus drei Pièçen beſtehende Lokalität in der inneren Stadt, auf dem Kolowrat-

Digitized by Google

ringe, richtete sie zu Lehrsälen ein und erteilte dort militärischen Unterricht.

Inzwischen war auch die Konzessionsangelegenheit erledigt, indem das Kriegsministerium sich dahin geäußert hatte, daß der Petent alle Eigenschaften besitze, um eine Militärvorbereitungsschule leiten zu können. Auf dieses Gutachten basiert, sendete mir Graf Chorinsky durch seinen Sekretär die Konzession in die Wohnung und begleitete das Dokument mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben, worin er mir alles Glück für die Zukunft wünschte. Dieser Wunsch hat sich im vollsten Maße erfüllt. Es fand sich aber bald eine weitere Beschäftigung, die mir ebenso zusagte wie die Lehrtätigkeit, und die mir eine sicherere Altersversorgung ermöglichte als der Militärlehrkurs.

Den Weg dazu verschaffte mir ein glücklicher Zufall. Eines Morgens traf ich im Café zufällig mit einem Herrn zusammen, der sich als Oberingenieur Waniek der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft vorstellte. Alsbald erinnerte ich mich, daß eine Nichte des Gödöllöer Onkels Kis Ferko mit diesem Waniek verheiratet sei, entpuppte mich als entfernter Vetter und erzählte meine jüngsten Erlebnisse. Waniek war empört über das mir angetane Unrecht und meinte, daß sich eben jetzt eine gute Gelegenheit bieten würde, bei der Staatseisenbahngesellschaft rasch Karriere zu machen, indem der Baudirektor Ritter v. Ruppert seinen Sekretär plötzlich entlassen habe und nun einen Mann von meinen Qualitäten brauche.

Dieser freundliche Wink bestimmte meinen weiteren Lebensweg. Ich wurde Rupperts Sekretär und mußte bald den Major v. Barrault als Direktor für mein Institut bestellen, um mich ganz dem Eisenbahnberufe widmen zu können. Bald trat ein entscheidender Wendepunkt in meiner Zivilkarriere ein.

Mein Gönner Gablenz, der während des Laufes des Pro-

Digitized by Google

zesses nichts für mich tun konnte, ließ mir aus Agram, wo er kommandierender General war, durch meinen Kriegskameraden Döpfner schreiben, daß er gerne bereit wäre, mir auf dem neuen Lebenswege förderlich zu sein, er erwarte die baldige Bekanntgabe meiner Wünsche.

Merkwürdigerweise dachte ich damals noch auf Verwertung meiner Kenntnisse in einer diplomatischen Verwendung und wünschte eine Empfehlung an den allmächtigen Sektionschef Baron Hofmann, den Stellvertreter des neuen Reichskanzlers Baron Beust, von dem man sich damals sehr viel versprach. Umgehend erhielt ich das gewünschte Schreiben an Hofmann behufs persönlicher Uebergabe, gleichzeitig aber einige eigenhändige Zeilen von Gablenz, worin er mir vom Staatsdienste ganz entschieden abriet und mich auf die glänzende Karriere im Eisenbahnfache hinwies, die ich bereits betreten hatte.

Ich hielt bei dem Streben nach einem Staatsdienste hauptsächlich die zwanzig Dienstjahre im Auge, welche ich in der Armee zugebracht hatte. Diese besten Lebensjahre konnte ich nur im Staatsdienst geltend machen. Eine Audienz bei Hofmann überzeugte mich aber alsbald, wie richtig Gablenz gedacht hatte, und ich verzichtete darauf, die militärischen Dienstjahre bei der einstigen Pensionsbemessung eingerechnet zu erhalten.

Im Frühjahr 1867 kam Gablenz als Mitglied des österreichischen Herrenhauses persönlich von Agram zu den Sitzungen nach Wien und bekundete mir seine Anwesenheit durch folgende Tat, die ungewöhnliche Sensation in den Bureaus der Staatseisenbahngesellschaft machte.

Da der Präsident dieser französischen Milliardärs-Gesellschaft, der 1848er Minister Baron Doblhoff, Mitglied des Herrenhauses und zufällig Sitznachbar von Gablenz war, benützte mein Gönner das vertrauliche Verhältnis, welches zwischen diesen beiden liberalen Mitgliedern der Peerskammer be-

Digitized by Google

stand, um sich nach meiner Wenigkeit zu erkundigen. Doblhoff wußte keine Auskunft zu geben, er bezweifelte sogar, daß sich ein Beamter Gründorf bei der Staatseisenbahngesellschaft befinde. Darin hatte er in gewissem Sinne Recht, denn ich war Diätar, recte Fünfgulden-Diurnist. Gablenz versicherte aber, daß sein einstiger Flügeladjutant, seine Feder, ja seine rechte Hand, wie er sich auszudrücken pflegte, sich ganz gewiß in den Diensten der Gesellschaft befinde.

Daraufhin kommt der Präsident der Staatseisenbahngesellschaft in seinen Prachtsalon am Minoritenplatz herüber (jetzt befindet sich dort das Unterrichtsministerium), interpelliert den Generaldirektor Bresson über die Existenz eines Beamten, der auf den Namen Gründorf höre und einst im Generalstab des Feldmarschalleutnants Gablenz in Dänemark gestanden sei. Auch Bresson kennt diesen Namen nicht, befragt aber seinen Kabinettschef Raspi. Von diesem erfährt nun Doblhoff alles, was er wissen will, um rasch handeln und seinen Freund Gablenz mit einem fait accompli erfreuen zu können, wie er es sich vorgenommen hat. Sofort wird der Regierungsrat von Engerth, der als Generaldirektorstellvertreter bei der französischen Gesellschaft die Interessen des österreichischen Staates vertritt und alle internen Angelegenheiten des Dienstes in der Hand hat, zu Doblhoff gerufen und von ihm ersucht, sofort einen Antrag auf entsprechende Verwendung des von Gablenz warm empfohlenen Diätars zu stellen.

Engerth lächelte, meinte, es müsse da eine fatale Verwechslung der Person unterlaufen sein und sagt: „Wenn Hauptmann v. Gründorf, den ich persönlich genau kenne, bei uns wäre, so würde er wohl vor allem zu mir gekommen sein. Es ist nicht denkbar, daß er sich bei der Gesellschaft befindet, ohne daß ich davon etwas weiß." Nun wird er aber durch den Kabinettschef Raspi aufgeklärt, daß sich Herr v. Gründorf faktisch beim Baudirektor v. Ruppert in der Eigenschaft eines

Digitized by Google

provisorischen Sekretärs befindet. Engerth sendet darauf seinen Sekretär in den vierten Stock hinauf, wo die Baudirektion untergebracht ist, und läßt mich holen. Man denke sich meine freudige Ueberraschung. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Gablenz sich in Wien befand und schon für mich in Aktion getreten war. Engerth empfängt mich mit den Worten: „Also sind Sie es wirklich, Herr v. Gründorf? Warum kamen Sie nicht gleich zu mir, Ihrem alten Mitarbeiter am Reglement für Militärtransporte? Seine Exzellenz Baron Gablenz interessiert sich wärmstens für Ihre Zukunft, die aber auch ohne sein Zutun gesichert wäre, denn wir brauchen Männer von Ihrer Qualifikation zur Besetzung der hohen Posten im exekutiven Dienste. Ich werde sofort einen Antrag beim Verwaltungsrate unterbreiten, damit Sie ungesäumt zum definitiven Beamten mit Pensionsberechtigung ernannt werden; Sie müssen aber vom Baudienste, wo Sie keine Zukunft hätten, zum Verkehrsdienste übertreten, dort alle Stadien durchmachen, die unerläßlich sind, um bald Verkehrschef werden zu können."

Nachdem mir Engerth diese schöne Perspektive eröffnet hatte, antwortete ich, gerührt von so viel Güte, aber nichtsdestoweniger sehr decidiert: Daß ich den Herrn Regierungsrat nicht aufgesucht und mit meiner Bitte um Aufnahme in die Dienste der Staatseisenbahngesellschaft behelligt habe, geschah eben aus dem Grunde, weil ich die Ehre habe, zu seinen alten Bekannten zu zählen. Ich hätte es deshalb vorgezogen, mich vom Zufall der Begegnung mit meinem Vetter Warniek leiten zu lassen und sei bei dem mir ganz fremden Herrn Baudirektor bittlich geworden. Was aber die außerordentlich gnädigen Intentionen betrifft, welche der Herr Regierungsrat mir eröffnete, so bedaure ich lebhaft, zunächst noch nicht reflektieren zu können, weil ich den Herrn Baudirektor v. Ruppert in dem gegenwärtigen Momente, wo er meiner Dienste bedarf, nicht verlassen könne.

Digitized by Google

Darauf Engerth: „Das ist sehr schön von Ihnen, Sie werden es aber mir überlassen, den Herrn Baudirektor zu Ihrer Enthebung zu bestimmen und im weiteren für Ihre Karriere zu sorgen, wie ich es dem Herrn Präsidenten versprochen habe."

Kaum war ich wieder in mein Bureau zurückgekehrt, so wurde ich schon von den Kollegen in der Baudirektion umringt und bestürmt, ihnen zu sagen, was es bei Engerth gegeben habe, der, wie die Beamten wußten, mit Ruppert sozusagen auf Kriegsfuß stand. Selbstverständlich gab ich eine ausweichende Antwort. Inzwischen wurde Ruppert auch schon durch einen Sekretär ersucht, sich persönlich zu Engerth hinabzubemühen. Nach seiner Rückkehr ließ er mich rufen und sagte mir mit Tränen in den Augen:

„Ich habe schon so viele Beamte unter meiner Leitung gehabt, denen ich wahrhaftig mehr Gutes erweisen konnte als Ihnen, der Sie erst so kurze Zeit bei mir sind, und doch haben mich alle beim ersten Anlasse im Stich gelassen, während Sie mir treu bleiben wollen. Empfangen Sie für diesen seltenen Beweis von Anhänglichkeit, der mir wahrhaftig wohlgetan hat, meinen herzlichsten Dank und gehen Sie jetzt den Weg, den Ihnen Regierungsrat v. Engerth vorzeichnen wird. Man hat große Dinge mit Ihnen vor, es wäre gewissenlos, wenn ich Sie zurückhalten wollte." Auf meine erneute Versicherung, daß ich mich glücklich fühle, wenn mich Ruppert als seinen Sekretär behalten wolle, erwiderte er mir kurz: „Im Interesse Ihrer Zukunft befehle ich Ihnen zum ersten und zugleich zum letzten Male, seit ich Ihr Chef bin, gehen Sie sofort zum Herrn Regierungsrat hinab und nehmen Sie sein besonderes Wohlwollen dankbar in Anspruch!"

Ich mußte also gehorchen, und in der nächsten Sitzung des Verwaltungsrates wurde ich zum definitiven Beamten mit Pensionsberechtigung ernannt. Ich erhielt gleich achthundert Gulden Gehalt nebst vierhundert Gulden Quartiergeld und

Digitized by Google

wurde der Verkehrsdirektion zum Studium des ganzen Dienstes sowohl in der Zentrale als auf der Strecke zugewiesen.

Damit war mir der Weg für eine ganz außerordentliche Karriere eröffnet. Nachdem ich sodann beim Verkehrschef Mareck der ersten Verkehrssektion in Prag die drei vorgeschriebenen Prüfungen abgelegt, kam ich als provisorischer Stellvertreter des Verkehrschefs der vierten Sektion nach Temesvár. Aber sehr rasch sollte ich noch eine höhere Stufe erklimmen. Hierzu verhalfen mir meine — Neider, wie ich nachher berichten werde.

Der Verkehrsdirektor Kopp, Ingenieur des ponts et chaussées, unter dessen persönlicher Leitung ich ein ganzes Jahr hindurch teils in den Zentralbureaux in Wien, teils bei den vier Verkehrssektionen in Prag, Wien, Budapest und Temesvár theoretische und praktische Studien gemacht hatte, war mir persönlich gewogen, seine Umgebung gönnte mir aber die ungewöhnliche Bewegungsfreiheit nicht, die mir eingeräumt war. So kam es, daß der Antrag des Verkehrschefs von Temesvár, welcher mir sein vollstes Vertrauen schenkte, mich sofort zu seinem definitiven Stellvertreter zu ernennen, nicht rasch genug erfüllt wurde, um mein Verbleiben beim Verkehrsdienste zu sichern. Mein Gönner Engerth benützte die Verzögerung und ernannte mich in seiner Eigenschaft als Generaldirektor-Stellvertreter, also Vorgesetzter Kopps, zu seinem Kabinettschef. Diese Stelle wurde aus verschiedenen Gründen, die nicht hierher gehören, eigens geschaffen und hatte den Zweck, nicht nur alle Personalien der Oberbeamten zu behandeln, sondern auch, und das war die Hauptsache, die sogenannten Politika wahrzunehmen. Es war auch meine Aufgabe, mit der europäischen Presse (die Aktien der Staatseisenbahngesellschaft wurden auf allen Börsen gehandelt) Fühlung zu nehmen. Ich verfaßte auf den Wunsch meines neuen Chefs Engerth ein Memorandum über den Pressedienst, gründete ein eigenes

Digitized by Google

Pressebureau und wurde durch vertrauliche Mitteilungen über die Intentionen der Machthaber der Staatseisenbahngesellschaft in die Lage versetzt, die Journalistik entsprechend zu informieren. Jede größere Aktion mußte vorher publizistisch durch mein Pressebureau vorbereitet werden. So gelang es, stets günstige Resultate zu erzielen und das Geschäftsinteresse ganz wesentlich zu fördern.

Auch der Verkehr mit den politischen Behörden, den Engerth zu besorgen hatte, ging allmählich an mein Bureau über.

Das unbeschränkte Vertrauen meines Chefs und die Ausnahmsstellung, welche ich in jeder Hinsicht einnahm, konnten natürlich nicht verfehlen, mir auch bei der Staatseisenbahngesellschaft zahlreiche Gegner, ja geradezu erbitterte Feinde zu machen. Den Neid mancher Herren erregten nun meine häufigen Reisen nach Prag und Budapest, wo ich persönlichen Kontakt mit den maßgebenden Politikern pflegte. Der Neid war umso größer, als ich sehr häufig gezwungen war, exquisite Diners und Soupers zu geben, bei denen die wichtigsten Angelegenheiten besprochen und durchgefochten wurden. Selbstverständlich mußte ich die Auslagen hierfür verrechnen und nahm sie in die Reisepartikulare auf, welche von der Buchhaltung zu liquidieren waren. Da kam es beispielsweise vor, daß der Chef der Buchhaltung direkt an den Generaldirektor Mr. Bresson einen Rapport über meine hohen Reisespesen erstattete und anfrug, ob er sie liquidieren solle. Bresson, ein Gentleman vom reinsten Wasser — ein geborener Graf, der aber als Republikaner seinen Adel nicht prävalierte —, gab den Rapport seinem Kollegen Engerth zur Erledigung Dieser war entrüstet über den Angriff, den er implizite als gegen seine Person gerichtet ansah.

Anstatt mir mit diesem Rapport zu schaden, wie es beabsichtigt war, hatten meine Gegner, wozu jetzt auch schon Raspi

Digitized by Google

und sein Famulus Drechsler gehörten, gerade das Gegenteil herbeigeführt. Engerth unterbreitete schon in der nächsten Verwaltungssitzung einen Vorschlag, nach welchem ich zum Inspektor und Chef einer neuen selbständigen Sektion ernannt wurde. In dieser Stellung war ich dem Buchhaltungschef und dem Kabinettschef des Generaldirektors bereits koordiniert. Ich hatte mich also wahrlich nicht über den Streich zu beklagen, den diese Neider führten! In drei Jahren (1867—1870) machte ich bei der Staatseisenbahngesellschaft eine Karriere, wie vor mir noch kein Oesterreicher sich einer solchen hatte erfreuen dürfen. Bisher war es nur den aus Paris hereingesendeten Franzosen gelungen, entweder gleich in hohe Stellungen bei der Staatseisenbahngesellschaft einzutreten oder doch in kurzer Zeit in solche vorzurücken. Von der niedrigsten Gehaltsstufe (fünfhundert Gulden) bis zur Inspektorskategorie, in welche ich mit dem Avancement vom Jahre 1870 eingereiht war, sind zehn Gehaltsklassen zu durchlaufen. Ich passierte demnach im Durchschnitte jährlich drei Klassen und hatte nach dreijähriger Dienstzeit bereits viertausendachthundert Kronen Gehalt, sechzehnhundert Kronen Quartiergeld und zwölf Kronen Reisediäten per Tag. Mein Einkommen belief sich mit den jährlichen Gratifikationen von zirka zweitausend Kronen auf zehntausend Kronen von Seite der Staatseisenbahngesellschaft. Außerdem flossen mir aber auch noch vom Militärlehrkurs, den ich an den Major Barrault übergeben hatte, und der während meiner Abwesenheit in Temesvár etwas zurückging, nach meiner Rückkunft aber umso rascher emporstieg, jährlich fünftausend Kronen zu, so daß ich mich materiell bereits in einer weit besseren Situation befand, als meine Kameraden vom Generalstabe, die zu jener Zeit Majors oder Oberstleutnants waren, also höchstens auf sechstausend Kronen zu stehen kamen.

Unter diesen Umständen wäre es schon vom pekuniären

Digitized by Google

Standpunkt angesehen, sehr verfehlt gewesen, wenn ich das gütige Anerbieten meines einstigen Strategie-Professors, des mittlerweile zum Kriegsminister ernannten F.-M.-Lt. Baron Kuhn, wieder in die Armee zurückzukehren, angenommen hätte. Ich will gleich hier erzählen, auf welchem Wege ich zu diesem Anerbieten kam und wie ich es abgelehnt habe.

Eines Morgens um sechs Uhr zu meinem gewohnten Spaziergange von meiner Wohnung am Kolowratring heraustretend, geht an mir der neue Kriegsminister vorbei. Ich sehe ihn wohl, grüße aber nicht, weil ich prinzipiell niemanden aus der k. k. Armee mehr kennen wollte und allen Offizieren des Generalstabes ihre Tauschphotographien zurückgesandt hatte. Da kam ich aber übel oder, besser gesagt, gut an. Kuhn rief mir barsch zu: „Gründorf, kennen Sie Ihren einstigen Lehrer nicht mehr?" Ich stellte mich Sr. Exzellenz und sagte gerade heraus, wie es mir ums Herz war: „Exzellenz verzeihen, ich kenne überhaupt keinen Offizier mehr, man hat mich abgestoßen."

„Gut gebrüllt, Löwe," war Kuhns Antwort, „stolz lieb ich den Spanier! Sie sind aber kein Spanier und müssen Ihren einstigen Lehrer, Ihren unveränderlichen Gönner respektieren, das fordere ich von Ihnen. Ich will Ihnen zu erwägen geben, daß ich damals nicht Kriegsminister war, und nun gerne bereit bin, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." Dann in ruhigem, ungewohnt sanftem Tone fortfahrend, sagte mir Kuhn noch folgendes: „Gründorf, Ihnen ist schreiendes Unrecht widerfahren. Ich will gut machen, was mein Vorgänger ‚Am Hof' (damit meinte er den Platz, wo das Kriegsgebäude steht, in welchem Feldmarschalleutnant Baron John herrschte, als er das kriegsgerichtliche Urteil bestätigte) an Ihnen gesündigt hat. Wollen Sie in Ihrem alten Rang wieder eintreten, so brauchen Sie nur ein Majestäts-

Digitized by Google

gesuch einzureichen. Das Uebrige ist dann meine Sache." Innigst gerührt erwiderte ich auf dieses hochherzige Anerbieten des strengen, aber stets gerechten Generals — eines der genialsten, die Oesterreich je hatte —: „Ich danke Euer Exzellenz aus tiefster Seele für das unendliche Wohlwollen, welches Sie mir hiermit neuerdings an den Tag legen, aber annehmen kann ich Ihre gnädige Fürsprache bei Seiner Majestät, dem Kaiser, nicht. Haben Exzellenz schon je gesehen, daß ein Vogel wieder fliegen kann, wenn man ihn ins Herz getroffen hat?" „Recht haben Sie, lieber Gründorf!" erwiderte Kuhn. „Ich könnte Ihnen nur Ihre einstige Position wieder einräumen! Sich darin zu behaupten, wäre allerdings Ihre Sache. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und es wäre mir doch leid, wenn Sie von Ihren lieben Kameraden nochmals hinausgebissen würden. Bleiben Sie im Zivil, und wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so rechnen Sie auf mich. Wollen Sie mich nicht auf meiner Morgenpromenade begleiten?" Und indem er dies sagte, schob er seinen Arm unter den meinen, wahrscheinlich nur, um mich auszuzeichnen. Bis ins Kriegsgebäude am Hof, wo die Wache ins Gewehr trat, behielt er diese vertrauliche Haltung und lud mich herzlich ein, ihm in sein Bureau zu folgen. Die Flügeladjutanten, die im Vorzimmer warteten, waren ganz verdutzt, als mir Kuhn sogar den Vortritt in sein Arbeitszimmer gab. Dort angelangt, mußte ich Platz nehmen und Kuhn über meine momentane Situation berichten. Er freute sich herzlich über die schöne Stellung, welche ich mir bei der Staatseisenbahngesellschaft errungen hatte und sagte hinsichtlich des Militärlehrkurses, daß er dieses Unternehmen gerne unterstützen wolle, ich möge ihm nur meine Wünsche von Fall zu Fall direkt unterbreiten.

Bezeichnend ist diese Begegnung für Kuhns urbane Denkart, Geradheit und Offenheit. Ich glaube, es ist hier der Ort, um noch eine Episode aus Kuhns Leben zu berichten, die all-

Digitized by Google

gemeines Interesse beanspruchen dürfte: nämlich seine Entlassungsgeschichte, über die er mich später, in Graz, informiert hat.

Zu diesem Behufe muß ich den Faden dort aufnehmen, wo er gesponnen wurde, d. i. in der Militärkanzlei des Kaisers und in der Umgebung des Erzherzogs Albrecht. An diesen beiden maßgebenden Orten hatte Kuhn seine Erzfeinde zu suchen und fand sie auch an der Arbeit, als ein politischer Zwischenfall seinen Widersachern das Heft des Dolches in die Hand lieferte, den sie eilfertig in das große Herz stießen! Ich erzähle, was mir Kuhn persönlich mitgeteilt hat, als wir nach seiner Verabschiedung in unserer Ruhezeit gemeinsame Spaziergänge in der Umgebung von Graz machten. Dort in Gottes freier Natur konnte Kuhn mit dem Brustton der tiefsten Erbitterung sich offen aussprechen.

Kuhn wählte mit Vorliebe den Waldweg am Mariatroster-Rücken, um ferne vom Getriebe der Stadt sich gehen lassen zu können, wie es in seiner Natur lag. Man hatte es ihm während seiner Aktivitätszeit sehr verübelt, daß er bei Schloßbergpromenaden griechische und lateinische Klassiker las und sich nur ungern durch die vielen Pensionisten, seine alten Kameraden, unterbrechen ließ. War der große Geist aber einmal von seinem Sophokles oder Tacitus auf die Vorübergehenden gelenkt, so steckte er die kleine Ausgabe der großen Griechen und Römer rasch in die Tasche seines weit aufgeknöpften Waffenrockes und ließ sich mit diesem oder jenem von den Malkontenten in ein Gespräch ein. Die brennenden Tagesfragen waren ihm, als bedeutendem Politiker, sehr geläufig, und da geschah es nicht selten, daß Kuhn in ungeschminkter Rede über Personen und Ereignisse urteilte, ohne irgend welche Rücksicht walten zu lassen. Dabei perorierte er mit seiner kräftigen Stimme so laut, daß auch Unberufene hören konnten, wie der einstige Kriegsminister über die wichtigsten Interessen der Monarchie dachte.

Digitized by Google

So kam es, daß er zur Zeit des Bündnisses zwischen dem Eisernen Kanzler und dem Grafen Andrássy, dem sogenannten Zweibunde, sich ganz unverhohlen äußerte. Was Kuhn von dem Bündnisse hielt, ist allgemein bekannt. Ich zitiere nur die Worte, welche er mir selbst gesagt hat. Sie lauteten ungefähr wie folgt: „Wir sind jetzt die Vasallen des Deutschen Kaisers, nicht mehr! Stets in seinen Diensten, wenn er uns braucht, dürfen wir aber auf seine Hilfe nicht sicher rechnen, falls wir seiner bedürfen. Ein solches Bündnis ist keinen Pfifferling wert. Vollends seit Andrássy gefallen ist, wird Bismarck keinen der langen Kerls von Potsdam riskieren. Das Bündnis war überhaupt nur auf die beiden Köpfe Bismarck und Andrássy basiert. Der Kanzler traut ja den Habsburgern nicht und zählt eigentlich nur auf die Ungarn. Dort sitzen mehr Politiker beisammen, als für die Dynastie gut ist! Auf diese Leute kann der Hohenzoller unter allen Umständen zählen!"

Aehnliches mag Kuhn auch zu verschiedenen alten Kameraden an anderer Stelle und vorher gesagt haben. Das Wort „Vorsicht" stand ja nicht in seinem Wörterbuche. So konnte es nicht befremden, daß Fürst Bismarck Kenntnis von diesen Kundgebungen des bedeutendsten unter den österreichischen Generälen erhielt. Der Eiserne Kanzler war aber nicht der Mann, solch bedenkliche Aeußerungen eines der höchsten österreichischen Funktionäre gleichgültig hinzunehmen. Er ließ reklamieren und Kuhn sollte verwarnt werden. Als die hierzu geeignetste Art schien es, wenn der Armee-Inspektor Kronprinz Erzherzog Rudolf nach Graz fährt, um dem alten Brummbären einen Ring durch die Nase zu ziehen.

Der Gedanke war ja ganz gut; nur hatte man sich, wie schon so oft, auch diesmal wieder in der Person des Bärenzähmers total vergriffen. Der Kronprinz war vielleicht in seinem Innersten derselben Ansicht, die Kuhn so überlaut pro-

Digitized by Google

pagierte. Als nun Kuhn, während eines zweitägigen Zusammenseins mit dem Thronfolger in Graz, in seiner klaren, überzeugenden Weise darstellte, wie tief die Habsburger gegenüber den Hohenzollern gesunken seien, loderte die wilde Glut in der Brust des Thronerben so heftig auf, daß er nach seiner Rückkunft nach Wien dem kaiserlichen Herrn offen erklärt haben soll, Kuhn denke ganz richtig und der Generalarmeeinspektor sei nicht in der Lage, dessen Argumente zu widerlegen. Kuhn hatte also die dunkle Ahnung des Kronprinzen zur vollen Gewißheit erleuchtet. Erzherzog Rudolf sagte schließlich selbst zum Korpskommandanten in Graz: „Bei diesem Bunde sind wir also nur die Gebenden. Was wir empfangen sollen, das steht im weiten Felde!"

Nun war für Kuhns geheime Feinde der Moment zum Einsetzen ihrer Federn gekommen. Es wäre ja sehr einfach gewesen, Kuhn zu verabschieden. Einige Zeilen hätten hierzu genügt:

„Lieber F.-Z.-M. Freiherr v. Kuhn! Ich ernenne Sie zum Feldmarschall und werde über Ihre weitere Dienstleistung verfügen."

Das durfte aber nicht geschehen, angeblich, weil Bismarck dieses Hinauffallen hätte übelnehmen können, tatsächlich, weil es Erzherzog Albrecht nicht dulden wollte, daß außer ihm noch ein Marschall existierte, und daß dieser Kuhn heiße!

Anstatt zur einfachsten und richtigsten Lösung zu greifen, wurde der rüstige Kuhn wegen angeblicher Gebrechlichkeit in Disponibilität versetzt. Wer damals den verabschiedeten Korpskommandanten in Graz mit breiter Brust, stramm wie ein Mann in besten Jahren, durch die Straßen der steirischen Hauptstadt schreiten oder auf die Gebirge steigen sah, der mochte sich sagen: das ist wohl der rüstigste von allen Korpskommandanten und geradezu eine Eiche im Vergleich zu seinem Nachfolger, dem rückenmarkschwachen, schiefschultrig daher-

Digitized by Google

schleichenden F.-Z.-M. Schoenfeld, der einer gebogenen Birke glich. Es wäre einfach zum Lachen gewesen, wenn die Geschichte sich nicht gar so ernst angelassen hätte! Wir hatten nur einen Gablenz und nur einen Kuhn. Nun waren diese beiden Kommandeure des Maria-Theresien-Ordens für die Armee verloren. Das mußte jeden Patrioten tief betrüben!

Charakteristisch in den Entlassungsgeschichten dieser beiden Glanzgestalten unserer Armee ist auch die höchst sonderbare Art ihrer Verabschiedung, welche von der Militärkanzlei Sr. Majestät des Kaisers verschuldet wurde. Gablenz erhielt die kaiserliche Entschließung über seine Pensionierung durch einen Hofgendarm zugestellt, Kuhn bekam das allerhöchste Handbillet allerdings auf anderem Wege, war aber nicht minder als sein Leidensgenosse Gablenz' von dessen Inhalt peinlich überrascht. — — —

Ich eile nun zum Schlusse dieses Berichtes über mein Leben, dessen erster Teil, die Militärkarriere, mehr allgemeines Interesse bieten dürfte als die Zivillaufbahn (Eisenbahner und Publizist), aus welcher etwa noch erwähnenswert wäre, daß ich bei der Staatseisenbahngesellschaft zum Generalinspektor aufrückte und selbst noch im Ruhestande auf kurze Zeit die Direktion der Raab-Oedenburger Bahn leitete, um dort die Administrationsprinzipien der Staatseisenbahngesellschaft einzuführen.

Schließlich muß ich noch erklären, wie ich zu dem ungarischen Prädikate „Zebegény" gekommen bin.

Meine Tätigkeit als Eisenbahner spielte sich von 1867 bis 1887 in Ungarn ab. Die ungarische Regierung legte mir mehrmals nahe, meinen Namen Gründorf auf Zöldfalnssy zu magyarisieren. Ich lehnte das aus Pietät für meinen Vater und im Bewußtsein meines deutschen Ursprungs ab. Um meinen ungarischen Sinn zu beweisen, wählte ich einen gerechten Ausweg, der mir auch noch aus anderem Grunde pas-

Digitized by Google

sender erschien, als die landläufige Uebersetzung des Familiennamens ins Ungarische. Ich zeichnete: Zebegényi-Gründorf.

Bei der Budapester Ausstellung 1884 hatte ich den ganzen Transportdienst von und zum Ausstellungsparke zu organisieren. Den Titel eines königlichen Rates, der mir dafür zugedacht war, überließ ich aber einem anderen, indem mich das Ehrendiplom mehr befriedigte, welches jetzt über meinem Schreibtisch hängt.

Ich empfand nach der Landesausstellung zum erstenmal recht deutlich, daß die Magyaren ihre deutschen Landsleute gerne zur Arbeit verwenden, daß sie aber, wenn es sich um die Einheimsung der Belohnung handelt, sich stets selbst in die erste Reihe stellen. So war es auch meinen deutschen Mitarbeitern an dem Gelingen der Ausstellung gegangen. Merkwürdigerweise war sie von Nichtmagyaren zustande gebracht worden. Nur der Ehrenpräses, Graf Eugen Zichy, war ein Magyar, aber auch dieser hatte seine Erziehung im Wiener Theresianum erhalten.

Der wirkliche Präsident, der ungarische Staatssekretär Matlekovits, ist, wie schon sein Name zeigt, slavischer Abkunft, der Direktor, Ministerrat Schnierer, war ein gemütlicher Wiener, ebenso der Chefingenieur Müller ein biederer Deutscher. Von den Ausstellern selbst waren 80 Prozent Nichtmagyaren, was auch ganz natürlich ist, da die Industrie in Ungarn damals fast ausschließlich in Händen von Deutschen und Slaven ruhte.

Wir Deutsche haben die wunderbare Eigenschaft der Anpassung an alle Verhältnisse, wir haben aber auch die große Schwäche, daß wir für andere Nationen arbeiten und uns sehr leicht mit einem Linsengericht abfinden lassen.

Ich mußte nun selbst darauf bedacht sein, mir ein bleibendes Andenken zu schaffen. Dazu schlug ich folgenden Weg ein. Nach den Statuten des Ordens der Eisernen

Digitized by Google

Krone, welchen ich mir auf dem Schlachtfelde von Solferino erkämpfte, hatte ich das Recht auf den Ritterstand mit beliebigem Prädikate, ausgenommen demjenigen eines ungarischen Ortsnamens. Von dem Prädikatsrechte machte ich bei meiner 1860 erfolgten Nobilitierung keinen Gebrauch, weil ich ein italienisches Prädikat, z. B. v. Rebecco oder v. Casa bianca nicht wählen wollte, und jenes „v. Riegersburg", das ich gewünscht hätte, nicht nehmen konnte, da die Riegersburg dem Fürsten von und zu Lichtenstein, dem einstigen Brotherrn meines Vaters gehört. Nunmehr entschloß ich mich, das Prädikat „v. Zebegény" zu nehmen, in welcher Gemeinde ich schon früher zum Ehrenbürger erwählt war. Für mich sollte es ein Probestein sein, wie sich das ungarische Ministerium in diesem Falle mir gegenüber verhalten werde.

Zunächst mußte ich in Wien beim Adelsamte im Ministerium des Innern um Verleihung des Prädikats „v. Zebegény" ansuchen. Zu meiner freudigen Ueberraschung dauerte es gar nicht lange, bis mir durch den ungarischen Ministerpräsidenten Koloman von Tisza ein vom österreichischen Ministerpräsidenten Graf Taaffe unterfertigtes Pergament zugestellt wurde, in welchem die Verleihung des Prädikats „v. Zebegény" enthalten war.

Hinterher erfuhr ich erst vom Kanzleidirektor des ungarischen Ministerpräsidiums, Ministerialrat v. Huszár, daß vom österreichischen Ministerium des Innern eine Anfrage an das ungarische Ministerium ergangen war, ob letzteres mir das Prädikat, welches einen ungarischen Ortsnamen zum Gegenstande hat, ausnahmsweise gestatten wolle, und daß auf diese Anfrage von seiten des ungarischen Ministeriums die zustimmende Antwort sofort nach Wien abging. Diese Zustimmungsnote enthielt ausdrücklich die Worte: „Daß dem Bittsteller in Anbetracht seiner Verdienste um das ungarische Kom-

Digitized by Google

munikationsweſen und den Wiederaufbau der Ortſchaft Zebegény ausnahmsweiſe dieſes Prädikat erteilt werden könne."

Ich konnte mich alſo auch mit den Erfolgen in meiner neuen Laufbahn recht zufrieden geben. Nur eines ſchien mir nicht beſchieden zu ſein: daß ich ein reicher Mann werden ſollte. Dies mußte ich bald erfahren.

Durch meine Beziehungen zur Journaliſtik und zur Finanzwelt eröffneten ſich weit ergiebigere Geldquellen, als ſie mir bisher zur Verfügung geſtanden hatten.

In Prag lernte ich im Jahre 1869 den Direktor der neugegründeten Waggonfabrik Nikolaus Henzl, einen tüchtigen Geſchäftsmann und Maſchinen-Ingenieur kennen, und da ich ihm durch meine Verbindungen in Wien vielfach behilflich war, bedeutende Lieferungen von Eiſenbahnwaggons für große Bahngeſellſchaften abzuſchließen, glaubte er ſich damit revanchieren zu ſollen, daß er mich in ein Konſortium von Spekulanten in Kohlenbergbauen aufnehmen ließ, an deſſen Spitze der Sohn des Handelskammerſekretärs von Prag, Herr Viktor Nobak, ſtand. Mit einer Einlage von baren vierzigtauſend Kronen hätte ich im Jahre 1872 eine Viertelmillion gewinnen können, wenn das Geſchäft, welches der anglo-öſterreichiſchen Bank zur Finanzierung offeriert war, raſch abgeſchloſſen worden wäre. Leider befanden ſich aber auch einige Millionen-Idealiſten im Konſortium, welche das Kaufsangebot der Anglobank per eine Million zweihunderttauſend zu gering fanden und eineinhalb Millionen für die ſechzig Grubenmaſſen nebſt dreihundert Freiſchurfen verlangten, die wir in der Gegend von Brüx im nordweſtlichen Böhmen teils durch Kauf, teils durch Aufſchließungen erworben hatten. Die Verhandlung mit der Anglobank wurde wegen des Proteſtes einiger Konſortialmitglieder abgebrochen. Damit war aber die Einigkeit unter uns in ärgerlicher Weiſe getrübt. Die Hauptſchuld an dieſer Diſſonanz trug Nobak, welcher ſich mit dem

Digitized by Google

Gelde, das er von uns zu Ankäufen und Aufschlußarbeiten erhielt, selbständig Kohlengruben kaufte und dadurch Mißtrauen hinsichtlich seiner Gebarung erregte. Außer Nobak war der berühmte Gelehrte Dr. Lorenz v. Stein, damals Professor der Nationalökonomie an der Wiener Universität, den wir zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt hatten, ein Schädling für das Unternehmen. Theoretiker vom reinsten Wasser, sah Lorenz v. Stein die Millionen in der Luft herumfliegen — es war die Gründerzeit 1870/73 — und hoffte auch für sich eine davon erhaschen zu können. Stein, sowie Nobak machten schließlich, als im Jahre 1873 der Krach allen Unternehmungsgeist lähmte, vollständigen Bankerott, und wir übrigen mußten die laufenden Bergwerkskosten, sowie die Grubensteuern für sie bezahlen, ohne daß die Kohlenentitäten, die wir besaßen, verwertet werden konnten.

So betrübend die Zustände im Konsortium waren, meine Teilnahme an diesem Unternehmen bedauere ich doch nicht. Ich bin dadurch zu einem Schatz gekommen, den ich über alle Reichtümer der Welt stelle, zu meiner zweiten Frau, bei der ich reichlich Entschädigung für all das Unglück gefunden habe, das mir in meiner ersten Ehe zugestoßen ist. Wie dies kam, will ich im Folgenden erzählen.

Im Jahre 1870 stellte sich bereits die Notwendigkeit heraus, daß zur Ueberwachung der Aufschlußarbeiten in unserem Kohlenterrain ein Mitglied in der Nähe sein müsse. Ich erbat mir deshalb von Engerth einen vierwöchentlichen Urlaub zum Kurgebrauche im Badeorte Teplitz, nahe bei Brüx.

Im Juli 1871 saß ich mit Freund Nikolaus Henzl im Teplitzer Posthotel beim Dejeuner. Während wir eine Flasche Sekt leerten, wurde es Mittagszeit. Die Gäste kamen zur Table d'hôte heran, und wir beobachteten den Aufzug all der fremden Herren und Damen, die sich zu dieser Stunde im vornehmsten Hotel des Kurortes versammelten. Ganz zuletzt

Digitized by Google

erschien eine Gretchengestalt, Milch und Blut, in sehr bescheidener Toilette zur langen Tafel. Sie mußte knapp bei dem kleinen Tischchen passieren, an welchem wir saßen. Ein Blick in dieses holde Mädchenantlitz und mein ganzes Wesen war von ihrer undefinierbaren Lieblichkeit gefangen genommen!

Unvermittelt sagte ich zu meinem Tischgenossen:

„Nikel! Dieses Gretchen wird meine Frau oder keine!" worauf mir der biedere Schwabe in seiner kurzen Art erwiderte: „Bist wohl verrückt". „Nein," antwortete ich, „im Kopfe ist es klar, aber desto bewegter im Herzen! Da fühle ich etwas, was ich noch nie empfunden habe, du wirst sehen, mein lieber Henzl, die dort wird mein Weibchen!"

Das Fräulein im einfachen braunen Kleide, ohne anderen Putz oder Schmuck, als den, welchen ihr Mutter Natur verliehen hatte, kam gerade mir gegenüber zu sitzen, und ich war undelikat genug, mein Auge auf ihren frischen Wangen ruhen zu lassen, was sie wohl mehr fühlen als sehen mochte. Ohne mich anzublicken, errötete das Mädchen über und über. Glücklicherweise wurde ich durch unseren Aufbruch zum Zuge, mit welchem wir von Teplitz nach Brüx hinüberfahren mußten, gehindert, das reizende Mädchen noch weiter zu fixieren, was sie mir sicherlich verübelt hätte.

Im Weggehen fragte ich den Zahlkellner, wer dieses Fräulein sei und erfuhr, daß sie Tröstler heiße, Schauspielerin und Tochter des ersten Konzertmeisters der Hofoper aus Dresden sei, der sie zum Hotelier, seinem guten Freund, in Pension gegeben habe. Gleich nach meiner Rückkehr von Brüx wurde der Hotelier in delikater Weise ausgeholt, und alsbald erfuhr ich Näheres über ihre Eltern.

Tröstler habe ein Konservatorium in Dresden gegründet, sei aber weniger Finanzkünstler als Violinvirtuose, weshalb das Institut, welches jahrelang brillierte und sich des besten Rufes bis nach Rußland und Amerika erfreuen durfte, in pe-

Digitized by Google

kuniäre Verlegenheit geraten, die ein gewissenloser Geldmensch ausbeutete, um Tröstler aus seiner eigenen Gründung hinauszumanövrieren. Er habe seine im Dresdener Hoftheater ausgebildete Tochter Johanna zu ihm in Kost und Quartier gegeben. Das Fräulein sei sehr bescheiden und von durchaus solidem Charakter. — So lautete ungefähr die Auskunft des Gewährsmannes. Nun wußte ich genug, um mich nicht mehr aufhalten zu lassen, eine ehrbare Annäherung zu versuchen. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald darbieten.

Ich war eben wieder im Speisesalon, wo ich vor der Abfahrt nach Brüx zu speisen pflegte, als das reizende Mädchen eintrat, um ihren Zimmerschlüssel abzugeben. Ein Brief, den sie in der Hand trug und zur Post geben sollte, wurde der Schlüssel zu ihrer Herzkammer. Auf ihre Frage an den Kellner, ob die Post schon zum Bahnhofe abgefahren sei, erhielt sie eine bejahende Antwort, was eine sichtliche Unruhe zur Folge hatte. Ich merkte gleich, daß es sich um einen dringenden Brief handelte und erbot mich, ihn zum Bahnhofe mitzunehmen, wohin ich mich eben begeben mußte. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und ich erfuhr, daß es sich um eine Geburtstaggratulation an ihren Papa handelte, die verspätet nach Dresden gelangen würde, wenn der Brief nicht mit dem nächsten Zuge abginge.

So war die persönliche Bekanntschaft durch eine kleine Gefälligkeit gemacht. Ich fuhr per Wagen zur Station, um meine Mission zu erfüllen, und konnte wirklich den mir anvertrauten Brief noch rechtzeitig in den Postambulanzwagen einwerfen. Am folgenden Tag wagte ich schon, durch eine Visitkarte bei Fräulein Tröstler anzufragen, ob ich ihr einen Besuch erstatten dürfte. Sie bewohnte nämlich ein nettes Kabinett im zweiten Stockwerke, während ich einen Salon im ersten Stocke innehatte. Die mündliche Antwort, welche mir der Zahlkellner überbrachte, lautete: „Das Fräulein empfängt

Digitized by Google

keine Herrenbesuche". Nanu, was war da zu tun? Abwarten und ein langsameres Tempo einschlagen! Zunächst einer Vorstellung im Schloßtheater beiwohnen, wo ich die Unnahbare auf der Bühne beobachten konnte. Man gab alsbald ein bekanntes Stück „Der Störenfried", in welchem die Angebetete in der Rolle der Naiven vor das Publikum trat. Die hübsche Erscheinung, die ungekünstelte Naivität des Backfischchens, das sie darzustellen hatte, verfehlten die Wirkung nicht, und die jugendliche Schauspielerin wurde mit reichem Applaus ausgezeichnet. Selbstverständlich ließ ich mir die Gelegenheit des hübschen Erfolges, den die Debutantin hatte, nicht entgehen und sendete ihr ein prachtvolles Rosenbukett aufs Zimmer.

Rosen haben noch nie ihre Wirkung auf junge Mädchen verfehlt! Auch in diesem Falle blieb der angenehme Eindruck nicht aus, und Fräulein Johanna Tröstler dankte mir gelegentlich recht liebenswürdig für die Aufmerksamkeit. Ein Wort gab das andere, und ich erlaubte mir zu fragen, weshalb sich das Fräulein von den Morgenkonzerten fernhalte, die im Schloßgarten durch die Kurkapelle so vorzüglich ausgeführt werden, worauf mir der Bescheid wurde, daß man nicht vor sieben Uhr aufzustehen pflege und die Konzerte schon um sechs Uhr beginnen!

Eine kleine Abhandlung über das Thema: „Morgenstunde hat Gold im Munde" und der Hinweis auf die herrlichen Junimorgen, wo draußen im Schloßparke des Fürsten Clary die Vögel so wundersam zwitschern, hatten den kaum erwarteten, aber sehnlich erhofften Erfolg, daß die Siebenschläferin des nächsten Morgens schon um sechs Uhr bei der Kurmusik erschien, wo es mir gestattet war, sie in den Alleen des Parkes zu begleiten und ihr die Annehmlichkeiten eines Frühstückes in der herrschaftlichen Molkerei praktisch darzulegen.

Schon die Tatsache, daß ein so junges Geschöpf, das in

Digitized by Google

den Morgenstunden gerne schläft, sich um fünf Uhr wecken ließ, um rechtzeitig im Parke erscheinen zu können, sprach dafür, daß es mir gegönnt war, Sympathien zu erwecken; mehr noch bewies mir aber die Aufmerksamkeit, mit welcher das Gretchen meinen Worten lauschte. Sie hörte mir sichtlich gerne zu, besonders wenn ich von der Schauspielkunst mit ihr plauderte, von der ich, als Sachverständiger, etwas zu erzählen wußte!

Bei meinen damaligen Verbindungen mit der Journalistik war es mir nicht schwer, in das meist gelesene und in Theaterangelegenheiten sehr maßgebende „Wiener Fremdenblatt" durch Vermittlung des Redakteurs Wallerstein eine freundliche Notiz über das Debüt der jungen Künstlerin zu lancieren, worüber die Kolleginnen vom Teplitzer Theater aus Neid beinahe platzten. Mein Ansehen bei der Debütantin stieg ganz gewaltig, und ich durfte es am darauffolgenden Sonntag schon wagen, ein Billet an Fräulein Tröstler zu schreiben, welches die Worte enthielt: „Darf sich die Literatur der Kunst nähern? Es ist ein herrlicher Tag dazu!"

Eine günstige Erledigung dieser Anfrage brachte mich zum ersten Male in die angenehme Lage, unter vier Augen mit meinem Gretchen verkehren zu dürfen. Es war ein reizender Nachmittag, den wir der Unterhaltung über Kunst und Literatur widmeten. Johanna spielte mir einige ihrer Rollen vor, sowohl naive als sentimentale, ich überzeugte mich immer mehr von ihrem bedeutenden Talente und von der ausgezeichneten Schulung, erkannte aber auch sofort, daß dieses vornehme Wesen auf der häuslichen Bühne weit edlere Zwecke erfüllen könnte, als auf den Brettern, die die Welt bedeuten!

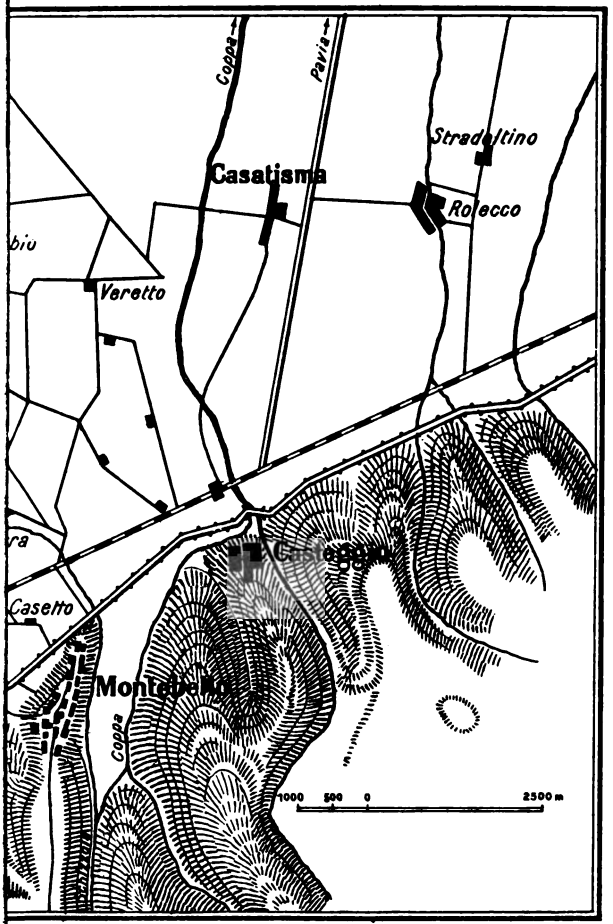
Nach einer gemeinsamen Exkursion nach Brüx, zu welcher ich auch den Regisseur des Theaters, Herrn Posinger samt Frau und Schwägerin einladen mußte, um üblen Nachreden vorzubeugen, stand es klar vor meinen Augen, daß dieses tugendhafte, feingebildete Mädchen nicht unter das Theatervolk

Digitized by Google

hineinpaßt. Mein Entschluß war bald gefaßt und auch ausgeführt.

Schon am folgenden Tag bot ich dem Fräulein zu dem Herz, das sie vom ersten Blick an besaß, auch meine Hand. Diese Bitte wurde gerne erhört. Wir fuhren dann zusammen zur Verlobung nach Dresden, um den Segen der Eltern zu erbitten, und so war Johanna nach vierzehntägiger Bekanntschaft meine Braut, nach weiteren fünf Wochen, am 16. August 1870, meine Gemahlin, als die sie alle Freuden und Leiden meines bewegten Lebens treulich mit mir teilt.

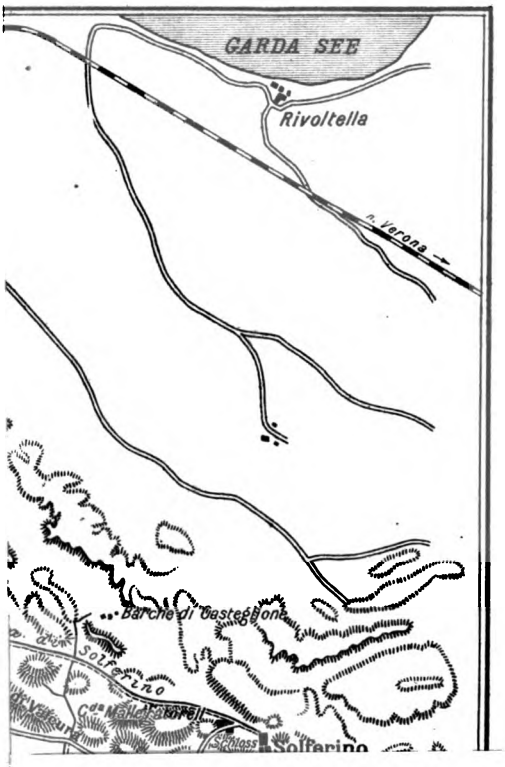
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

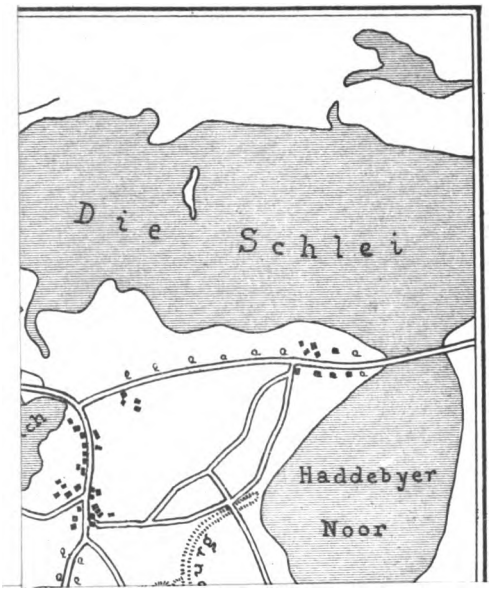
chte bei Medole.



Digitized by Google

Digitized by Google

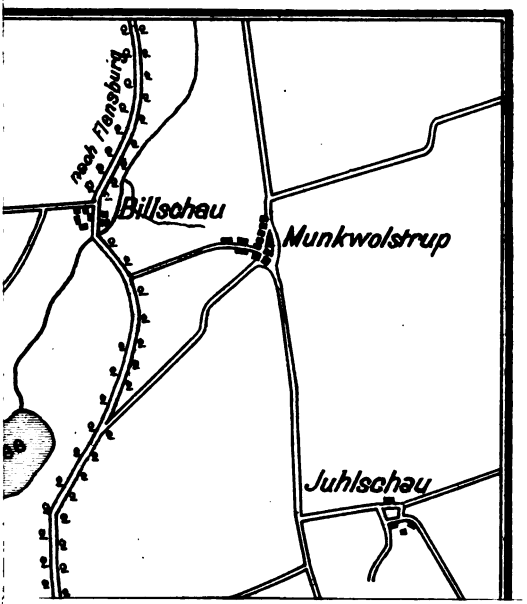
fecht am Königsberge.



Digitized by Google

Digitized by Google

n Gefecht von Oeversee.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

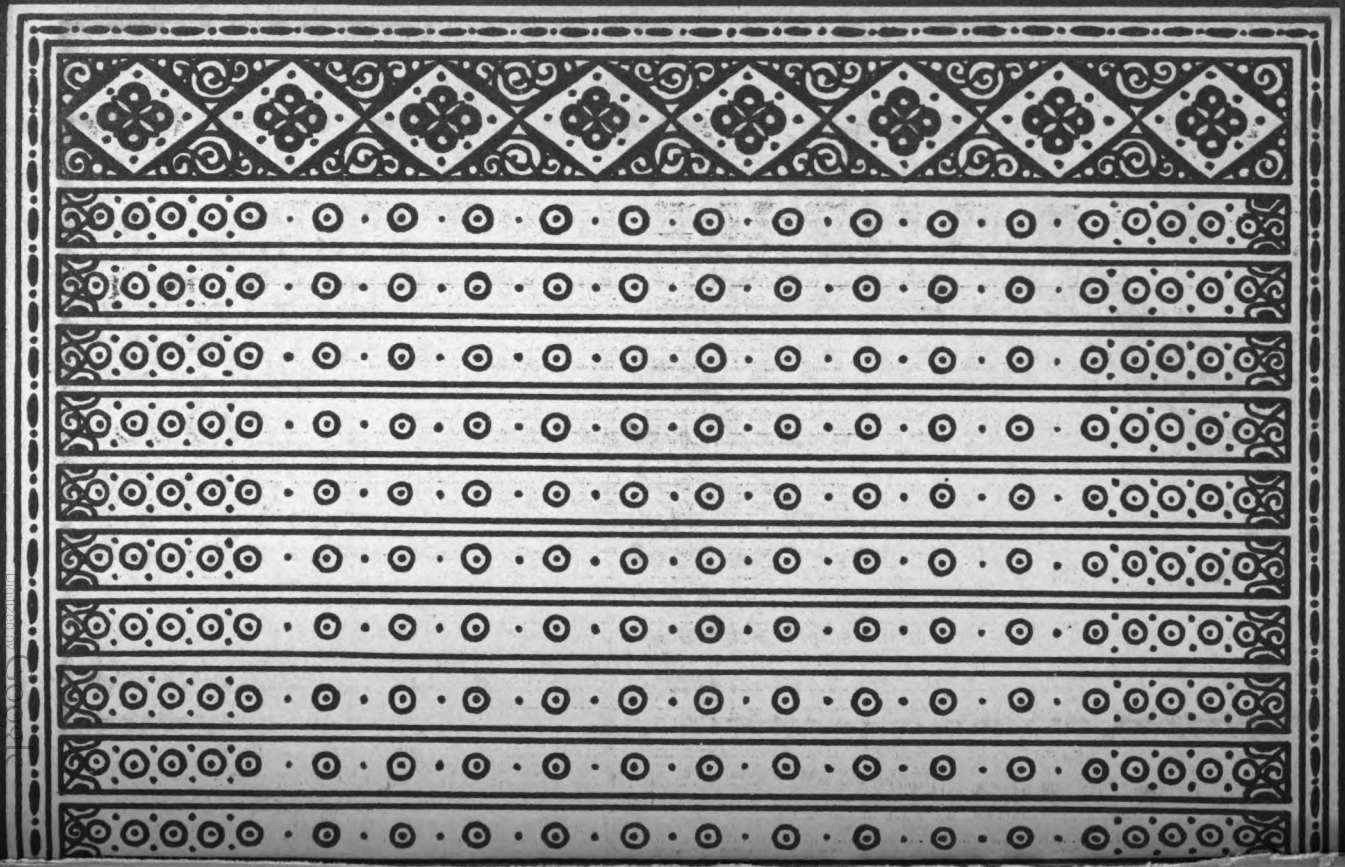
14/5780

Digitized by Google

14 -

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02246 3619

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google